Titelkupfer zum II. Th.

A.W. Hagner inv. del. & sc. 1792. in Teucht.

Herr! kurz und gut! wollt Ihr meine Tochter wieder zu Ehren machen oder nicht?

Geschichte

des Dörfleins

Traubenheim.

Lezte Hälfte.

Geschichte des Dörflein Traubenheim.

Zweyte Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Schlacker wird von seiner Hausehre gescholten, von seinen Freunden verlassen, von einem Zechbruder verfolgt, und von seinen Feinden geschützt.

Wie ein Feuergeschrey erscholl das Gerüchte von Heinrichs Ankunft im Dorfe. Groß und klein hieng an den Fenstern, und vor dem Meyerhofe standen schon die Kinder versammelt, als Block vom Amte zurück gieng. Grüß Gott Herr Schulz! .. Guten Abend Herr Schulz! .. Was gibts neues Herr Schulz? gieng unaufhörlich die Frage. "Gebt euerm Jungen einen Kreutzer und fragt selber!" brummte Block in den Bart. Endlich aber des immerwährenden "Herr Schulz und Herr Schulz!" überdrüssig, und in der Meynung, daß ihm das zum Spott wiederfahre, hob er zuletzt an, rechts und links um wie ein närrischer Mann zu schimpfen. Steigt mir den Buckel

ckel hinauf, ihr Schlingel! war sein gewöhnlicher Dank für jeden freundlichen Gruß.

Hinter ihm her suchte Gottfried das Schulhaus und reitzte dadurch die Neugierde des Volkes aufs höchste; niemand aber unterstand sich, den vornehmen Herrn mit grünem Rock und silbernen Borden, um seine Verrichtung zu fragen. Desto mehr wurde Frau Liebrichinn angefallen, die wie Gehasi durchs Dorf eilte, um schleunig das Schloß zu öffnen und für den gnädigen Herrn den Abendtisch zu bereiten.

Kaum hatten Heinrich und Wulfing das Amthaus verlassen, als Frau Petronella von ihrer Spatzierfahrt zurück kam. Das Meyereygesinde stand müssig im Hofe; niemand aber verlangte, wie sonst wohl, ihr hülfreiche Hand zu leisten. — Da ergrimmte die gestrenge Frau und fuhr das gaffende Dienstvolk an: „Nu nu! steht ihr wieder da und habt die Zunge im Maul?" — Und Sie, Frau Petronella, erwiederte der Großknecht, hat Ihre wohl nicht in der Stadt gelassen. — „Was? Frau Petronella? Frau Petronella?" kreischte sie dagegen; „Wart't, ich will euch lehren lassen, wie man mit Leuten vom Stand spricht!" — Und hiermit eilte sie, zorniger als ein Truthahn, die Treppe hinauf, um das grobe Gesindel beym Herrn Gemahl zu verklagen. Dieser aber saß hinter dem Ofen im Sorgstuhl und rührte und regte sich nicht.

Petronella. (die Hände zusammenschlagend) Daß's Gott im Himmel erbarm! Sitzt er wieder da, der al-

te Saufaus, und glotzt wie ein Spundloch? — Hörst und siehst du wieder nicht? ....

Schlacker. Mehr als mir lieb ist.

Petronella. Und die infamen Bengeleyen des Großknechts hast du verschlafen?

Schlacker. Nein! Schläfert mich heute nicht.

Petronella. Und doch sitz'st du da wie's Kind am Brey? Potz Stern und kein End! so rühr' dich und les' dem ungezogenen Gesindel den Text!

Schlacker. Doch nicht Matthäi am letzten, wie mir vor einer Stunde der Junker?

Petronella. (erschrocken) Alle guten Geister! was hat's mit dem Junker? Ist er hier?

Schlacker. Und Wulfing in seiner Gesellschaft.

Petronella. (noch erschrockner) Und nun? — was sagt er? —

Schlacker. Nicht viel guts. Die Schlüssel hat er mir abgenommen und Wulfing ist unser Richter. —

Petronella. (in der Stube umherfahrend) Potz Stern und kein End! — daß eben Ich nicht zu Hause war! — Wie wirst Du dich wieder gestellt haben?

Schlacker. Stell Du dich und der Teufel! Sinn und Witz waren weg. Die Sache gieng über Bausch und Bogen, und Reden und Schweigen galt eins so viel wie das andre. Der Vogt — der Vogt ist unser Untergang!

Petronella. Mag leicht, daß so ein Plumpsack untergeht, wie du bist; aber Ich nicht. — Wie wird dir's einmal werden, wenn Ich nicht mehr bin — wenn Ich nicht mehr für dich red' und sorge, du ..!

Schlacker. Besser als jetzt. — Aber geh nur, geh nur und rede dich satt; nur mit mir nicht!

Petronella. Und das will ich auch! — Potz Stern und kein End! Ich habe wohl mit andern Leuten in der Welt geredt! So ein Holzzack von einem Jagdjunker schreckt mich wahrlich nicht! Den kahlköpfigen Vogt perhorrestir' (perhorrescir') ich schlechtweg. Du Tollpatsch aber warst nicht so klug.

Schlacker. Perhorrescirt und excipirt*) genug; — aber der Jagdjunker kennt kein Recht, als das Jägerrecht vom Waidwerke. Sauen zu hetzen mag er verstehn; aber vom *Jus* versteht er den Teufel!

Petronella. Und ich werd' ihm zeigen quid uris **) wenn ers noch nicht versteht. Potz Stern und kein End! so schlechtweg geht's nicht!!

Schleunig brachte nun Frau Petronella den verzaußten Kopfputz wieder in Ordnung; klebte sich etliche Schönpflästerchen auf und rauschte dann mit dem fischbeinernen Staatsrocke die Treppe hinab.

Heinrich und Wulfing saßen eben mit Heilmann und Lieberich am Abendtische. Unangemeldet drängte sich Frau Petronella ins Zimmer und bat unterthänigst um die Gnade, den Herrn Junker unter vier Augen sprechen zu dürfen. — „Ich weiß nichts von Heimlichkeiten, die diese meine Freunde nicht wissen dürften!" erwiederte Heinrich. — Nothgedrungen such-

*) Verschlagen und verbeten.

**) Quid juris, was Rechtens ist.

suchte sie also Angesichts der ganzen Gesellschaft, all ihre Tausendkünste hervor, mit denen sie weiland den Herrn Vormund von Schleich bezaubert hatte. Bald weinte sie, bald lächelte sie wieder, und vergaß sich zuweilen so weit, daß sie dem Herrn Jagdjunker die Wangen streichelte. "Ich begreife gar nicht, wie ein so schöner, junger, gnädiger Herr so unerbittlich seyn kann!" rief sie endlich mit Thränen aus. — Aber, Trotz aller Unbegreiflichkeit, blieb Heinrich auf seinem Kopfe. — Sie bat unterthänigst und fußfälligst, um einen andern Commissär; Wulfing stimmte in ihre Bitte selbst ein; aber umsonst! — Nur um ihrer willen, fleht sie, soll der gnädige Junker verschonen! aber er versichert dagegen, daß weder ihr noch ihrem Schatz Unrecht geschehen soll — Sie betheuert die Unschuld ihres Mannes; sie wälzt alles auf den Vormund von Schleich und ruft Ach und Weh über ihn aus; aber Heinrich ist unbeweglich. Das wird sich alles bey der Untersuchung zeigen, — sagt er endlich, und verbittet sich, ein für allemal, jede weibliche Dazwischenkunft. "Männerhändel müssen unter Männern ausgemacht werden!"

Mit dieser Abfertigung kommt die gestrenge Frau wieder nach Hause. Herr Benedict Blasius Schlacker sieht schon an ihrem rüstigen Gange von ferne den empfangenen Bescheid. — Potz Stern und kein End! schreyt sie beym Eintritt ins Zimmer und reißt Maschen und Kleider vom Leibe. Das ist ein Unhold; ein Mensch ohne Rissong! (Raison) — Aber siehst du, alter Weinschlauch! so geht's! Das verfluchte Wirths-

haussitzen hat dich um deine gesunden Augen gebracht und bringt dich auch noch ums Brod. Wie oft hab' ich dich gewarnt und ausschandirt, du garstiger Wanst! All dein Lebtage wärst du zu keinem Brode gelangt, hätt' ich dir nicht darzu verholfen, und nun — daß Gott im Himmel erbarm! — — —

So zankte sich das Ehepaar die ganze Nacht unter der Decke herum; heilig aber sind die Geheimnisse des Ehebetts. Ich lasse den grünen Vorhang darüber fallen und komme zu den Auftritten des folgenden Tags.

Heinrichs und Wulfings Ankunft hatte währenddeß ganz verschiedene Bewegungen im Dorfe veranlaßt. Der beßre Theil freute sich der endlichen Erlösung; die weniger guten waren gleichgültig, und die Müssiggänger und Schwänkmacher nahmen die Litaney zur Hand. Ihnen bangte vor einem Herrn, der sein Guth mit solchen Bewillkommungen antrat. Unter der ganzen Lumpenzunft war Hans der einzige, der über Wulfings Ankunft vergnügt war. Am früheſten Morgen des folgenden Tages lief er schon ins Schloß, dem ehrlichen Vogte nocheinmal sein Vergelts-Gott zu sagen. *) — Aber welch ein Anblick als er in das Zimmer trat! Da standen die Reiter mit Haut und Haar, denen er im letzten Winter den Weg gezeigt hatte. Und zum Unsterne war eben der Herr Vogt nicht zugegen. Gottfried aber, der Hansen im Augenblicke erkannte, rief ihm zu: Willkommen Kleinmann! Treffen wir hier

zu-

*) Wofür? findet man in der ersten Hälfte S. 273. 274.

zusammen, wie die Fuchsbälge beym Kürschner? – "Ach ja du Herre Gott!" erwiederte Hans und krempte ängstlich am Hute. "Er ist doch nicht gar der gnädige Herr Junker?" – Nein! versetzte Gottfried. Hier ist dein gnädiger Herr. Aber wie kommt's? ich dachte du wärst Special mit dem Herrn Vogt, und nun stehst du vor seinem Herrn wie ein A. b. c-Schütze? – Wer hätt' aber auch gemeint, erwiederte Hans, daß wir uns in Traubenheim wieder sehen? hat Er ja doch so fremde gethan, als wär' Er aus Pohlen! – Indem kam Wulfing ins Zimmer zurück. Durch einen herzlichen Handschlag riß er den armen Schelmen aus der ersten Verwirrung, und dieser flüsterte ihm ungesäumt ins Ohr: Liebster Herr Vogt, Er hat doch dem Herrn Junker nichts vom Jud Schommel gesagt? – Nein! versetzte Wulfing, und gab dadurch gleichsam den Bettler das Leben wieder. Seine Freudebezeigungen über das Glück, den Herrn Junker und Herrn Gottfried, vor allen aber, den Herrn Vogt wieder zu sehen, wurden nun fast ausgelassen. Dem letztern drückte er alle Augenblicke die Hand. "Wäre weiß Gott und wahrhaftig krepirt wie ein armer Hund, sagte er, wenn Er nicht gewesen wäre! Gott Lob! daß ich noch lebe, weil Er wieder da ist! Nun will ich aber mein Lebtage nicht mehr mit dem Quersacke herum ziehn! Aller Muth kommt mir wieder; und, nicht wahr, Er sorgt dafür, daß mich der gnädige Herr manchmal in der Meyerey ein Stücklein Geld verdienen läßt?" – Heinrich versprach es ihm selbst; gab ihm ein kleines

Geschenk, und gieng dann mit dem Herrn Vogt und seinem Hausjäger durchs Dörfchen spatzieren.

So springen Kinder ihren Aeltern entgegen die vom Markte kommen, wie die Leute von Traubenheim nach dem Herrn Vogt und nach ihrem gnädigen Junker. Dem Vogte wagten sie sogleich die Hand zu bieten; vor dem Junker aber machten sie nur einen demüthigen Scharrfuß oder Knicks. Als er jedoch so gar freundlich mit ihnen sprach, bekamen sie Muth auch mit ihm zu schwatzen. Ei, Ei, sagten sie und wunderten mit den Fingern, was der Herr Junker so groß worden ist! Js! Js! Ich weiß noch wie heute, wie wir geflennt haben als er fortfuhr. Wir haben ihn abgeschmatzt, daß ihm unsre Thränen auf die Backen gelaufen sind.

Also die Leute voll guten Gewissens! Die Lumpen des Dorfs aber, die Schlacker erst aufgenommen und zu Lumpen erzogen hatte, guckten indeß nur so zwischen den Thorspalten heraus und wußten nicht recht was sie fürchten oder hoffen sollten.

Unter der Linde setzte sich der gnädige Herr mit Wulfing. Alles um sie her stimmte ihre Herzen zur Wehmuth und Freude. Heinrich dachte sich alle jugendlichen Spiele, die er an schönen Sommerabenden unter diesem Baume mit dem jungen Ehrlich getrieben, und Wulfing die goldenen Zeiten wieder, als er sich hier noch mit seinen Amtsuntergebenen versammelt und wie ein Vater mit seiner Familie berathschlagt hatte. Nicklas, Fritz, Rommel und Wilhelm kamen und freuten sich mit einem herzlichen Handschlag der glücklichen Ankunft; aber von ferne stand Nulli und traute nicht zu

der

der Gesellschaft. Ruf Er doch, lieber Herr Vogt, sagte Nicklas, auch den Rulli zu uns. Währenddeß das halbe Dorf verlumpte, ward Rulli ein wackerer Mann. Er erzählte ihm kurz die Geschichte des Maurers, und Wulfing rief ihm einen Willkomm entgegen. Nun trat auch Rulli näher und mischte sich in den Kreis der guten Bürger, die um ihren Herrn und Vogt versammelt standen, wie Kinder um ihre Aeltern. Unter herzlichen Gesprächen verfloß also der Morgen. Heinrichs Leutseligkeit gegen diese Männer, flößte selbst den Liederlichen Muth ein; sie schämten sich ihres bisherigen Thuns und sahen mit Neid auf die geehrten Nachbarn des Dorfes.

Des Nachmittags nahm sogleich die Untersuchung der Schlackerschen Amtsführung ihren Anfang. Die Rechnungen wurden ganz richtig befunden, aber die Protocolle lagen sämmtlich in jämmerlicher Verwirrung. Zehn Bogen waren oft mit leerem Gewäsch über einen Dreybatzenhandel angefüllt, und am Ende war doch, statt eines Bescheids, nichts als die Zeche des Weinschlauchs zu finden. Hohe Stöße von Ausschätzungs-Protocollen, wenigstens acht mahl so viel, als Wulfing in seiner langen Amtsführung erlebt hatte, lagen auf einander. Mit den Unterthanen war, in Ansehung der Strafgelder, unbarmherzig verfahren und doch keine Seele gebessert. Zu den neuen Auflagen, mit denen das Dorf seit einigen Jahren gedrückt wurde, hatte, laut der Acten, Herr Blasius jedesmal selbst den Vor-

schlag

schlag gethan, um sich durch diesen, leider nur allzu gemeinen Kunstgriff, bey der gelddürftigen Herrschaft zu empfehlen. Die alten Papiere des Archivs lagen zerstreut, wie Pfefferdüten im Winkel eines Kramladens, umher, und große Schnaps-Bullen standen an der Stelle der Acten.

Der erste Kläger, der, nach etlichen Tagen, gegen Herrn Blasius auftrat, war Ludewig. Man muß sich der Rarität willen erinnern, daß es der nämliche Ludewig ist, der elf Jahre zuvor in der Schommelschen Klagsache gegen Wulfing als Zeuge gestanden hatte.

Es war so seine Weise, es immer mit dem Stehenden zu halten, und dem Fallenden auf den Nacken zu treten. Als Wulfing stürzte, hielt er's mit Schlackern; als Schlacker fiel, hielt er's wieder mit Wulfing. Ueberdieß glaubte er bey diesem seine Scharte nicht besser auswetzen zu können, als dadurch, daß er dem armen Blasius gar den Hals brechen half.

Unter großen Freudebezeugungen, den alten Herrn Vogt wieder zu sehn, trat also der einaugigte Schalk in die Gerichtsstube. — Was er gegen Schlackern vorbrachte, war bey ihm lauter Sache des Gewissens, und dabey versäumte er nicht, nach Herrmanns Manier, fleißig die Schrift einzuführen. — Mit Empörung aber vernahm Wulfing die Klagen des Bösewichts. Lebhaft sah er ihn nocheinmal da stehn, wie er in der Jud-Schommelschen Sache, gegen besser Wissen und Gewissen, Leib und Seele verschwur, und am Ende, mit zitternder Hand, das Schurken-Patent unterschrieb.

So-

Sobald also die Klage vollendet war, ließ Wulfing den Amtmann rufen: "Hier, Herr Amtmann, ist der erste Kläger wider Sie, der Ihnen ins Angesicht behaupten wird, was er zu Protocoll geben will," sagte er.

Gott steh mir bey! schrie Schlacker wie betäubt. Wenn solche Schurken meine Kläger seyn dürfen: so bin ich so gut als verlohren. Erinnern sich aber Ew. Hochedelgestreng, mein hochzuverehrender Herr Commissarius, nur an Dero eigene Sache gegen den Jud Schommel. —

Hochedelgestrenger Herr Vogt! begann Ludewig erschrocken, hab' ich Ihm jenesmal Unrecht gethan: so soll mir's Gott vergeben! Jeder red't so gut ers weiß, und gesund will ich nicht von der Stelle gehn, wenn ich mich erinnern kann, wie's mit jenem Gelde war. Lieber Gott, wer kann Alles so merken! Man sieht des Jahrs mehr aufzählen. — Aber, wegen des Schimpfs, den mir Schlacker anthut, muß ich als ein achtbarer Gerichtsbeysitzer um Saxfaxion (Satisfaction) bitten, ob er gleich gar nicht cumpabel ist, einen ehrlichen Mann zu schimpfiren.

Des Herrn Amtmanns Sache muß erst untersucht werden, sagte Wulfing; aber die Eurige habt Ihr selbst unterschrieben. Vergebt also nur immer, wie Ich Euch vergebe!

Durch diese Versicherung erwachte Ludewigs gesunkener Muth wieder. Er rechnete darauf, daß Wulfing wenig Beweis fordern werde gegen seinen Brodräuber, und brachte Punct für Punct die Kla-

gen

gen noch einmal vor. Schlacker schrie dagegen aus vollem Halse. Wulfing aber schien seinen Entschuldigungen und Ableugnungen so wenig Glauben beyzumessen, daß sich Schlacker für so gut als verlohren hielt. Es scheint, sagt er zuletzt mit Thränen, man will nicht nur um meinen Dienst, sondern auch um meinen Kopf spielen.

Nach Rechten hat Er ihn auch längst schon verwirkt! schrie Ludewig mit neuer Dreistigkeit, und berief sich dabey ein ums andere mal auf Fritzen.

Schlacker aber, dem Fritze schon mehrmals die Meynung gesagt hatte, verwahrte sich aus aller Kraft gegen ihn. Einen Todtfeind zum Zeugen, und einen Bösewicht als Ankläger — sagte er, da muß ein Engel zu Schanden werden! —

Gleichwohl ließ Wulfing Fritzen auf der Stelle rufen. Fritz Rüdiger hörte gelassen die Beschuldigungen an, die er verbürgen sollte. Da aber so viel halb wahres und unbewiesenes mit unterlief, und offenbare Lügen mit eingemengt waren, rief er mit Entschlossenheit aus: Nein! was recht ist hat Gott lieb! Dem Herrn Amtmann hab' ich öfter als Einmal meines Herzens Meynung gesagt. Er hat das Dorf ruinirt, und dem ruinirten Dorfe noch obenein neue Abgaben aufgebürdt, das ist und bleibt wahr, und das will ich ihm beweisen, er mag unser Herr Amtmann bleiben oder nicht; aber die andern Beschuldigungen, die ich bezeugen soll, sind mir Theils unbekannt, Theils offenbar falsch! — Wie kannst du das sagen? stammelte Ludewig in größter Verwirrung. —

Und

Und wie willst du deine Aussagen beweisen? antwortete Fritze. — So stritten sich beyde um Schlackers Schuld und Unschuld, und dieser stand wie versteinert, aus dem Munde seines vermeintlichen Todtfeindes eine so männliche Vertheidigung zu hören. — Wulfing aber zog stillschweigend die Schelle. Der Amtsknecht erscheint. — "Den Ludewig ins Loch, bis auf weitern Bescheid!" — Um Gottes willen Hochedelgestrenger Herr Vogt! ruft Ludewig, wie soll ich das nehmen? Steckt man ehrliche Leute so mir nichts dir nichts ins Loch? Die ehrlichen nicht; aber die Verläumder! erwiedert der Vogt. Nur ein Wort unter vier Augen, und dann will ich mir alles gefallen lassen! fleht der Schalk im wehmüthigsten Tone. — Warum nur unter vier Augen? fragt Wulfing. — Gerechter Gott! schreyt Ludewig, ist das so was unrechts? Trägt mir denn Euer Hochedelgestreng den Schommelschen Handel so lange nach? — Gar nicht! Alles vergeben und vergessen! versetzt der ehrliche Richter und läßt auf der Stelle die übrigen Abtritt nehmen — Bedenk' Er doch, Herr Vogt, sagt ihm dann Ludewig ins Ohr: kein Mensch wird mehr das Herz haben gegen den Amtmann zu zeugen, wenn man seinen ersten Ankläger ins Loch steckt. — Falsche Zeugen will ich auch nicht, erwiederte Wulfing. Wenn Ihr mir also sonst nichts unter vier Augen zu sagen habt... Nun ja doch! fällt Ludewig ins Wort: (Schmeichelnd) Er soll sehen! Ich verlang' es nicht umsonst —

Wulfing. (indem er wieder schellt) Und Ihr sollt sehen, daß ich unbezahlt thue was Recht ist. (zum Amtsdiener) Führt ihn ab!

Zweytes Kapitel.

Schlackers Abschied. Wulfings Grundsätze über die Wahl eines neuen Dorfsschulzen. Ingleichen ein Nota bene für reisende Herrschaften.

Ludewigs viertägiger Arrest bey Wasser und Brod, verdarb allen Lügnern die Lust, eben so gegen Schlackern zu fechten. Herr Benedict und Frau Petronella schöpften sogar wieder Hoffnung, ihren Stand zu behaupten. Kein Schleichweg blieb unbetreten und dem Junker lag das Ehepaar so sehr in den Ohren, daß er gute Lust hatte, nach Gotha zurück zu reisen; Wulfing aber verbat sich ein für allemal die Kreutzflucht. Es ist wohl so die Weise der Herrschaften, sagte er, in aller Eile zu verreisen, wenn sie den Dienern ein häßliches Werk aufgehängt haben. Mögen diese dann zusehn, wie sie herauskommen; aber dießmal, gnädiger Herr, geht's schlechterdings nicht! Wofern Sie mich jezt verlassen: so seh ich mich nothgedrungen, auf der Stelle zusammen zu packen. Schlacker schob indeß alle Schuld auf den Vormund und bat mit Thränen um Schonung. Vergebens bemühte er sich, gegen einige Beschuldigungen falsche Zeugen aufzutreiben. Alles war abfällig von ihm. Mit jedem Tage wurde sein

sein Handel mißlicher. Heinrich, des immerwährenden Zudringens ohnedieß müde, befahl also, mit dem Amtmanne kurzen Proceß zu machen, das Absetzungs-Decret auszufertigen und ihm sogleich einzuhändigen.— Gnädiger Herr, erwiederte Wulfing, diesen Auftritt werd' ich alter Sieb'ziger nicht überstehn. Lassen Sie Schlackern zu sich ins Schloß rufen und künden Sie ihm selbst seinen Abschied an, oder lassen Sie ihm die Cassation durch Ihren Gottfried überbringen.— Ja mein Seele, gnädiger Herr! rief dieser: Schreiben Sie in Gottes Namen den Laufzettel! Ohn' alle Bedauerniß will ich ihn dem Hacksch einhändigen. Gegen alle guten Menschen bin ich butterweich, und ein Haase dauert mich, wenn er nicht Knall und Fall zusammen stürzt; aber einen Schlingel, wie den Triefaug, wollt' ich mit eigner Hand stäupen.

Schlacker erhielt also durch Gottfried den Abschied und zugleich wurde vom gnädigen Herrn selbst der Gemeine bekannt gemacht, daß alle neuen, vom entsetzten Amtmanne erst eingeführten Abgaben wieder erlassen seyn sollten.— Das Triumphiren im Dorfe und der Jammer im Hause des Amtmanns, waren gleich groß. Bey einer verschwenderischen Wirthschaft hatte er keinen Heller erübrigt. Sein ganzer Reichthum bestand in den vorhandenen Geräthschaften. Wohin aber mit diesen, und wohin mit der eigenen Schmalztonne?— Frau Petronella, die sich am Ende noch leichter zu fassen wußte als ihr Gemahl, schlug indeß

Anspach vor. Durch Beyhülfe des Herrn von Schleich, glaubte sie da mit ihrem Manne wieder Versorgung zu finden. Heinrich ließ einen großen Theil ihrer Geräthschaften durch Gottfried theuer erkaufen und schenkte sie dem ehrlichen Wulfing. Ludwig aber, dessen Gefangenschaft eben zu Ende war, mußte das theure Pärchen, zur Frohn und Strafe, nach Anspach führen. Viele, die sich schon entschlossen hatten, bey Schlackers Abreise einen Freudenschuß aus irgend einer Hecke zu thun, gaben ihren Vorsatz wieder auf, als sie das sahen; und Wulfing ließ zum Ueberflusse noch auflauren, um jeden, der öffentlich seine Schadenfreude bezeugen würde, beym Kopfe zu nehmen.

Am Tage des Abzugs schrieb Heinrich noch folgenden Brief an Herrn von Schleich und übergab ihn Herrn Schlacker zur Bestellung:

Wohlgebohrner Freyherr,

Der Ueberbringer dieses Briefs wird Ihnen selbst sein Schicksal erzählen. Sie haben den unglücklichen Mann, so lange er unter Ihrer Aufsicht stand, nach Ihren Absichten und zu meinem Nachtheile benützt. Ihnen steht es also zu, für seinen künftigen Unterhalt zu sorgen. Das meinige hab' ich gethan. Ein ehrlicher Mann, ein Freund meines seligen Vaters, den Sie brodlos gemacht haben, ist wieder in seinen Posten eingewiesen und wird seine letzte Kraft anwenden, wieder einen Theil des Elends zu heben, das Sie und Schlacker über mein verwildertes Ritterguth gebracht haben. Des Rechts, Sie darüber zu belangen, werd' ich mich, in Rücksicht auf Ihre zerrüt-

rüttete Haushaltung, nicht bedienen, sondern Sie ganz dem eigenen Gefühle Ihrer Strafwürdigkeit überlassen! Traubenheim am 3 Mai 1720.

Heinrich Frhrr. von Traubenheim.

Nach Schlackers Abzuge ließ Wulfing sogleich seine Schwester zu sich nach Traubenheim bringen und war nun eifrig daran, den Anfang zur Wiederherstellung des Ritterguthes zu machen.

Den ersten Schritt glaubte er durch die Wahl eines neuen und tüchtigen Dorfsschulzen thun zu müssen. Seiner Meynung nach hieng von dieser Wahl die Hälfte aller Unternehmungen ab, und ein Beamter war in seinen Augen des Absetzens würdig, der eine so wichtige Stelle an einen Unwürdigen ums Geld vergibt. — Gleich am Abende nach Schlackers Abzug sprach er darüber mit seinem Herrn. Dieser glaubte, daß im ganzen Dorfe kein tüchtigerer Mann dazu könne gefunden werden als der **Wirth Rommel**, den er bey seiner Dorfs-Visitation überaus lieb gewonnen hatte. — Für diesen wäre ich nicht! erwiederte Wulfing. Zwey einander so entgegengesetzte Personen, wie ein **Wirth** und ein Dorfsschulze, sollten nie in Einer vereinigt werden. Der Vortheil des Erstern steht immer den Pflichten des Letztern im Wege; das Volk zieht sich dann noch stärker als bisher in die Schenke, weil es dann glaubt, daß man mit gutem Anstande unmöglich den Schulzen sprechen könne, ohne beym **Wirthe** ein Glas Wein zu trinken; und kein Grasfleck wird dann

anders als beym Weinkruge versteigert. Rommel ist zwar ein grundbraver Mann; aber — Gelegenheit macht Diebe!

Heinrich. Nun, wen halten sie denn ausser dem Wirth Rommel für den beßten Mann im Dorfe?

Wulfing. Den Nicklas Wenner.

Heinrich. Gut! so soll dieser Schulze werden.

Wulfing. Wozu ich eben so wenig rathen will. Er ist zwar der gescheideste und ehrlichste Bauer, den ich kenne; aber ihm fehlts an Muth und schnellem Entschlusse; oder, wenn Sie lieber wollen, an männlichem Trotz und an Verschlagenheit.

Heinrich. (Lächelnd) Dacht' ich diese Eigenschaften wären nur einem General unentbehrlich.

Wulfing. Einem Dorfsschulzen im Kleinen so unentbehrlich als dem General im Großen. Ein Dorfsschulze, der weiter nichts wagt, als der Gemeine wieder zu sagen, was der Vogt gesagt hat, und blos den weisen oder dummen Entschluß der beyden Theile hin und her trägt; der nicht Trotz genug hat, im Nothfalle mit einem Machtspruche dem ganzen Pöbel durch den Sinn zu fahren; der nicht durch Verschlagenheit das Volk, oder doch das Dorfsgericht, auf seine Seite zu neigen versteht, ist, bey dem beßten Herzen und hellsten Kopfe, nichts als das Sprachrohr des Vogts und der Gemeine. Merkt einmal das Volk seine schwache Seite: so hält es in allem den Gegenpart, und folgt am allerwenigsten in solchen Anträgen, die der Schulze aus eigenem Antriebe macht.

Hein-

Heinrich. Aber sollte Nicklas wirklich so schwach seyn?

Wulfing. Schwach eben nicht; aber doch auch nicht stark genug, und für Hauptgeschäfte zu alt. Ich kenne den ehrlichen Mann. Er ist zu menschengefällig für einen Ortsvorsteher. Strittigkeiten und dumme Nachreden scheut er wie Feuer. Er ist zu demüthig; sagt seine Meynung zu bescheiden, mit zu wenig Nachdruck und Uebergewicht; das Volk kennt ihn auf dieser Seite, und er selbst kennt sich zu gut, als daß er das Aemtchen nur verlangen sollte. Der tüchtigste Mann scheint mir Fritz Rüdiger, der Tochtermann des ehvorigen Schulzen, zu seyn.

Heinrich. Ist das nicht der, welcher für Ludewig so wacker gezeugt hat?

Wulfing. Ja gnädiger Herr. Auch das war ein Beweis seiner kurzen Entschlossenheit, seines männlichen Trotzes. – Die Folge wird lehren, daß ich meinen Mann kenne!

Sogleich schickte Heinrich nach dem vorgeschlagenen Dorfsschulzen; übertrug ihm, in Beyseyn des Dorfgerichts, mit der beßten Ermahnung, das Amt, und machte nun, (nachdem er über die wichtigsten Dorfs-Angelegenheiten Abrede genommen hatte,) Vorkehrung zur Rückreise nach Gotha.

Seinen Gottfried ließ er als Hausmeister zurück und nahm an dessen Stelle den ältesten Sohn des neuen Dorfsschulzen mit sich. Reinhard, so hieß er, ein Bürschchen von 18 Jahren, freute sich gewaltig der Ehre, mit dem gnädigen Herrn reisen zu dürfen! noch

mehr aber der Gelegenheit, ein anderes Stück Welt zu sehen. Furchtsam schlug ihm jedoch das Herz, wenn er dachte, wie linkisch er sich zur Bedienung anstellen würde.

Darum laß dir nicht bange seyn, Reinhard, sagte Heinrich. Zur Aufwartung bedarf ich deiner nicht. Nur deßwillen nehm' ich dich mit, daß du siehst, wie man auch ausser deinen drey Fluhren und vier Pfählen wirthschaftet. Handwerkspursche durchreisen oft ganz Deutschland, ohne von der Landwirthschaft fremder Länder das mindeste zu merken, weil sie nur großen Städten zulaufen und in ihren Werkstätten sitzen. Wir aber wollen einmal eine Bauern-Reise machen, und gelegentlich siehst du auch etwas von städtischen Einrichtungen und Sitten.

Seelenvergnügt trat nun Reinhard seine Begleitung an. Auf dem Wege verweilte Heinrich mit ihm, wo nur immer etwas zu sehn oder zu lernen war. Sie besuchten schöne Meyereyen, glückliche und verdorbene Dörfer, Eisenhämmer, Glashütten, Salzwerke, Fabriken und was ihnen merkwürdig schien. Reinhards Geist erwachte da wie aus dem Traume. Mit ganz andern Augen sah er die Welt an. Vor Sehnsucht schlug ihm das Herz, alle diese Neuigkeiten seinen Cameraden zu erzählen und in der Wirthschaft seines Vaters von allerley, was er im Feldbau gesehen hatte, Versuche zu machen.

Reinhards Heimkunft gab daher viel Aufsehens im Dorfe. Stundenlang wußte er in Einem fort zu erzählen, und Handwerker, die gegen alle Winde gereis't

waren, saßen um ihn her und lauschten wie Kinder.' — Sind wir doch zehnmal so weit umhergezogen als du, sagten sie, und haben fürwahr nicht halb so viel gelernt und gesehn! — Das ist aber auch ein ander Ding, antwortete Reinhard, wenn ein Herr mit einem reiset, mit seinen Trankgeldern Thür und Thor aufthut und einem alles erklärt und erklären läßt. Anfangs sah ich den Wald vor Bäumen nicht, so starr guckt' ich in die Welt hinein; aber ganz anders war mir's vor Augen, als mich der gnädige Herr auf alles hin wies.

Einige Vortheile, die Reinhard in Thüringen und Sachsen gesehen hatte, gelangen ihm in seiner väterlichen Wirthschaft aufs beßte. Jeder seiner gescheiden Cameraden wünschte sich auch das Glück, einmal mit dem gnädigen Junker reisen zu dürfen, und Heinrich nahm in der Folge, auf all seine Reisen, bald diesen, bald jenen gelehrigen Jungen des Dorfes mit.

Männer von geschlachtern Sitten, hellern Köpfen, und thätigerm Geiste, wuchsen in diesen Jünglingen empor, und bey jeder nützlichen Anstalt boten gewöhnlich diese zuerst ihre Hand.

Drittes Kapitel.

Wulfing macht Vorschläge, dem Dorfe, so viel möglich, wieder empor zu helfen. Eines der langweiligsten und wichtigsten Kapitel.

Während der Abwesenheit des gnädigen Herrn war Wulfing unermüdet geschäftig, Mittel zu ersinnen, dem verwüsteten Dorfe wieder aufzuhelfen. Die Frucht seines Nachdenkens war folgender Aufsatz, den er seinem menschenfreundlichen Herrn, nach dessen Zurückkunft, übergab:

* * *

"Nach Ew. Hochwohlgebohren gnädigem Befehl ermangle ich nicht, folgende Bemerkungen und Vorschläge, die Verbesserung unserer derzeitigen Dorfsverfassung betreffend, zur Einsicht unterthänig vorzulegen, ob gleich alles, was ich zur Zeit darüber urtheilen und rathen kann, nur unzureichendes Stückwerk ist. Die Folge wird indeß mehrere und kräftigere Mittel an die Hand geben.

Das Dorf scheinet mir gegenwärtig an zwey Krankheiten, an der Brod- und Sittenlosigkeit niederzuliegen. Zwey Uebel, die genau zusammenhängen, denen nicht einseitig zu steuern ist, und die nur allmählig gehoben werden können.

Die Brodlosigkeit ist hauptsächlich daraus entstanden, daß man das Dorf mit einer Menge Menschen überladen hat, die alle durch einerley Gewerb ihre

Nahrung suchen, und eben deswillen nicht hinreichende Gelegenheit zu ihrem Unterhalte finden.

Der Tagelöhner sind zur Zeit um die Hälfte zu viel. Einer reisset daher dem andern den Bissen Brod aus dem Munde; fast keiner hat den täglichen Unterhalt, weil es an täglicher Arbeit gebricht.

Der erste Grund des Brodmangels, liegt also in dem irrigen Grundsatze: daß die Herrschaft befugt sey, der Unterthanen so viel auf- und anzunehmen, als ihr gefällt und sich vorfinden, ohne auf die Nahrung derselben Rücksicht zu nehmen.

Der Hauptschutz, den die Obrigkeit ihren Unterthanen schuldig ist, bleibt immer der, daß sie dieselben bey einem rechtmäßigen Verdienste sichert und diesen nicht muthwillig schmählert oder raubt. Letzteres geschieht aber, wenn man auf den Verdienst eines und eben desselben Brodes, mehr Menschen anweiset, als von demselben leben können. Durch die Aufnahme neuer überflüssiger Tagelöhner, werden die ältern, welche schon länger des herrschaftlichen Schutzes geniesen, eben so wohl beeinträchtigt und in ihren Gerechtigkeiten gekränkt, als eine Handwerkszunft, der man mehrere Meister aufdringt, als sich, an Einem Orte, oder in Einer Gegend, dieses Handwerks nähren können. Weil in jedem Jahre 6 bis 8 Wochen einfallen, in welchen das ganze Heer der Tagelöhner Arbeit findet, sollen wir sie darum über drey Vierteljahre lang faullenzen und hungern lassen? — Der Bauersmann ist allzu geneigt, über Mangel an Arbeitern zu klagen, wenn er etwa des Jahrs einmal, zur Zeit eines

nes dringenden Geschäftes, nicht Leute im Ueberfluß findet, die ihm auf seinen Wink zu Gebothe stehn; aber gleichgültig sieht er zu, wenn die Armen, die wahrlich von seinem Winzer- oder Schnitterlohn kein ganzes Jahr leben können, geschäftlos herum laufen und Hunger und Kummer leiden.

Mangel an Arbeit veranlaßt Brodmangel, Muthlosigkeit, Faulheit, schlechte Kinderzucht, häuslichen Zwist, Betrug, Diebstahl und andere Laster, wie die Erfahrung lehrt. Noch mehr aber mußte das in Traubenheim eintreffen, wo man, unter Schlackers Amtsführung, eine Menge Gesindel aufnahm, das nichts als das nackte Leben mit ins Dorf brachte, sich durch Liederlichkeiten schon vor der Hand ausgezeichnet und jedes Schutzes, nur nicht des Traubenheimer, unwerth gemacht hatte. — Zwar gibt es Fälle, wo man auch ganz unbemittelte Menschen, die nichts als fleißige Hände zusammen bringen, aufnehmen muß: z. E. wenn der Tagelöhner, Handwerker ꝛc. zu wenig sind; oder wenn sich jemand durch vorzügliche Geschicklichkeit, durch Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit ausgezeichnet hat; aber ausser diesen Fällen ist und bleibt es dumme Schutzgulden-Jagd, das Insassen-Recht solchen Personen zu verleihen, die durch die erste Krankheit, durch das erste häusliche Unglück, zu Bettlern werden und dem Dorfe zur Last fallen müssen, weil sie nur von der Hand in den Mund arbeiten, und für diesen nichts haben, so bald jene ruht. —

Dieß ist aber einmal in Traubenheim nicht beherzigt worden. Das Dorf ist eine Herberge von

mehr

mehr als 30 Bettler-Familien, deren eine Hälfte durch eigene Schuld; die andere durch schlechte Justitz und Policey, durch Mangel an Arbeit und Unterstützung im Elende darbt. — Wie ist nun zu helfen? — Fortjagen? Das hieße, die Raupen vom eigenen Kohl wegfangen und auf des Nachbarn Kraut setzen; oder mit andern Worten: liederliches Gesindel einem andern Herrn in die Grenze schicken und Menschen zu Vagabonden machen, die, ohne Heimat, zehnfach gefährlich seyn und uns auf dem Rabensteine fluchen würden. — Doppelt unbillig wäre das in Rücksicht auf diejenigen Armen, wider die man nichts einzuwenden hat, als daß sie arm, und nicht einmal durch eigene Schuld arm sind. — Die erstern müssen wir also zu bessern, und beyde zu nähren suchen.

Die wenigen Vorschläge, die ich dießfalls für jetzt machen kann, schränken sich auf folgende vier Hauptpuncte ein:

1. Müssen mehrerley Erwerbs-Arten unter den Tagelöhnern in Gang gebracht werden: z. E. Korbflechterey von verschiedener Art, Baumzucht, Baum- und Schaaf-Wollen-Spinnerey, Strumpfstrickerey auf den Verkauf, Handelschaft und dergleichen mehr, damit nicht alle aufs Tagelohn warten.

2 Muß man es dahin zu bringen suchen, daß auch die Kinder einen beträchtlichen Antheil zur Erhaltung des Hauswesens beytragen und nicht, wie es wohl in Traubenheim Mode ist, müssig herumjaunern.

3. Muß man Vorkehr treffen, daß nicht die Reichen alles Feld verschlingen und das halbe Dorf sich

lehn-

lehnbar machen; daß der Mittelmann auch ein Stückchen Land mehr kaufen und sein bischen Feld ergiebiger für sich und die Seinigen benützen kann.

4. Muß künftig nicht jedem Taugenichts der Schutz ertheilt; dagegen dem Müssiggange, der Verschwendung und jeder Art Liederlichkeit ernstlich Einhalt gethan und der Eifer zum Guten befördert werden.

Vor allen müssen wir also, nach Erforderniß des ersten Puncts, dem Volke Lust und Muth machen, neue Nahrungszweige zu ergreifen, und, wenn Lust und Muth da sind, auch Gelegenheit schaffen, neue Gewerbe zu lernen und zu treiben. Jetzt schläft das Volk in dumpfer Unempfindlichkeit, um so viel unthätiger, je dringender die Noth wird. Der einzige Nahrungszweig, ausser dem gewöhnlichen, ist ihm der Bettelstab; und der Bettelstab greift sich nicht mehr so hart und rauh wie sonst, nachdem ihn so viele Dorfsnachbarn glatt geführt haben.

Vor allen will ich versuchen, Väter und Mütter auf neue Gewerbsarten aufmerksam zu machen; aber ich weissage schlechten Erfolg. Jung gebogen, recht gezogen! heißt es auch hier. Besser gelingt es bey der Jugend. Diese muß nicht nur den größten Theil ihres eigenen Unterhalts selbst verdienen lernen, sondern auch den Aeltern ein Beyspiel geben, aus neuen Nahrungsquellen zu schöpfen.

Mein Vorschlag ist daher, nach Nr. 2, eine besondre Arbeits-Schule zu errichten, in welcher die Kinder und erwachsenern jungen Leute lernen können, was sie treiben sollen; Z. E. das Korbflechten. Die

un-

unzähligen Stumpfweiden in der großen Moorwiese, die man bloß zum Aufstricken der Weinberge gebraucht, wo die schlechtern gut genug wären, könnten ganz alleine 6 Korbflechter mit dem Zugehör versorgen. Lassen daher Ew. Gnaden einen Mann, der die kleine Kunst versteht, auf einige Wochen hieher kommen; ermuntern Sie einige gescheide Jungen des Dorfs, von ihm zu lernen; geben Sie dem, der die beste Arbeit liefert, ein kleines Geschenk, oder seyn Sie der erste Käufer seiner Waaren, und es wird sicher gelingen. Bey der Nähe des Mains, auf dem man die Körbe, um wohlfeilen Preiß, weit und breit hin verführen kann, fehlt es an Gelegenheit zum Verkauf im Grossen gewiß nicht, und im Kleinen ist der Vertrieb ohnedieß leicht.

Noch wichtiger scheint mir das Wollenspinnen und Strumpfstricken. Es sind Häuser und Hütten armer Leute im Dorfe, wo niemand einen tauglichen Strumpf zur Welt bringt; wo man das Geld dafür ausgibt, statt daß man dadurch etwas verdienen sollte. Segen würden sich daher Ew. Gnaden erwerben, wenn Sie ein Gesindezimmer des Schlosses zu einer eigenen Arbeitsstube verwilligen und ein kleines Gehalt für eine Lehrerinn aussetzen wollten. Der kleine Daransatz kommt reichlich wieder, wenn dadurch das Dorf nur um ein wenig verbessert wird. Das Reichermachen der Unterthanen ist überhaupt das einzige sichere Mittel, den Guthsherrn dauerhaft zu bereichern. Eine eigene Lehrmeisterinn, wozu sich Lieberichs Rike nicht übel schicken würde, könnte sowohl Mädchen als Knaben

ben im gut spinnen und stricken unterrichten; zugleich die fähigern Mädchen etwas nähen oder auch Baumwolle spinnen lehren. So oft eine Parthie Kinder ihre Schullection vollendet hätte, würde sie in die Arbeitsschule geschickt, um, anstatt der Narrentheidungen die sie in der Schule treiben, unter guter Aufsicht etwas nützliches zu lernen. Zugleich erhielten auch alle, die nicht mehr zur Schule gehn, Erlaubniß, in der Arbeitsstube zu erscheinen.

Dieß aber dürfte nicht erzwungen werden. Niemand muß müssen! Es würde Nachtheil für den Feldbau seyn, der doch immer der wichtigste Nahrungszweig des Dorfes ist, wenn der größte Theil der Einwohner die schwerern Bauersgeschäfte verlassen und die leichtern Handarbeiten ergreifen wollte. Gut ist's also, wenn sich der größere Haufen dem Landbaue ganz alleine widmet, und nur der geringere Theil, der bey der gegenwärtigen Dorfsverfassung ganz überflüßig ist, an den sitzenden Beschäftigungen Geschmack findet.

Aber woher Wolle zum Spinnen und Stricken, wenn die Kinder diese Materialien nicht selbst mitbringen können? — Die herrschaftliche Schäferey wird deren genug liefern. Wer also mit leerer Hand kommt, spinnt und strickt Wolle aus der Meyerey. Jemand im Dorfe lernt sie gehörig färben, walken und gar zubereiten und übernimmt zugleich den Verkauf. Was dann, nach Abzug der Wolle und der Zubereitungskosten, am Gelde noch vorräthig ist, bekommen die Kinder für ihre Arbeit. Der kleine Gewinn reizt

Aeltern und Kinder und wird in kurzer Zeit eine beträchtliche Summe betragen.

Zur Baumzucht könnte wohl ein eigenes Stück Land von der Gemeine angewiesen und verzäunt werden. Gottfried ist erbötig, mit Beyhülfe der Schulkinder, eine Baumschule darin anzulegen und unentgeldlich im pfropfen, oculiren, beschneiden ꝛc. Unterricht zu geben, so oft er in schicklichen Jahrszeiten nach Traubenheim kommt.

Um das Dorf her sind eine Menge Rangen und öde Schaaf-Triften, die sich, ohne Nachtheil der Schäferey, sehr gut für Bäume benützen lassen. Da alle diese Plätze herrschaftliches Eigenthum sind: (S. Lagerbuch Fol. 1145. Gemeinbuch 122.) so habe ich schon vor 30 Jahren, zum Beßten der gnädigen Herrschaft, Versuche gemacht, die aber, wegen des Viehes, das Jahr aus Jahr ein dahin getrieben wird und die jungen Bäume beschädigt, mißlungen sind. Von 50 Bäumen sind kaum 4 verschont geblieben. Wenn es aber Ew. Gnaden gefallen sollte, die Plätze, zum Beßten des Dorfes, abstecken zu lassen, und diese dann, nach dem Loose, unter die sämmtlichen haussässigen Einwohner zu vertheilen: so würden sich die Ortsleute beeifern, Bäume darauf zu pflanzen und bey der Vieh-Huth möglichst zu schonen, weil sie nun ihr Eigenthum sind; denn leider! ist der eigene Vortheil noch immer die einzige Triebfeder, durch die das träge Volk in Bewegung gesetzt wird. Drey Tausend Bäume könnten auf diese Weise ganz allein auf öden Plätzen der Fluhr stehen, und mit der Zeit jährlich eben so viele Gulden abwer-

fen. Nicht zu gedenken, daß schon jetzt dadurch viel gewonnen wird, indem diese Anstalt den Geist der Thätigkeit, vorzüglich unter der Jugend, aufregt.

Anlangend den dritten Punct meiner Vorschläge: so bin ich der Meynung, daß man dem Bauersmanne eine gewisse Morgenzahl der Aecker festsetzen und nicht erlauben sollte, daß einer, dessen Fruchtfeld sich ohnedieß schon auf die bestimmte Summe belauft, immer noch mehr ankaufe. Die Leute würden dadurch nicht nur vor dem Schaden bewahrt, den eine zu große Wirthschaft gewöhnlich bringt, sondern auch zugleich angetrieben, mehr auf die Verbesserung als auf die Vermehrung ihrer Felder zu sehen. Nächst dem könnte dann auch der Mittelmann eher zu einem guten Stückchen Land gelangen, an welchen bisher nur die schlechtesten Aecker, denen er weder durch den Dünger noch durch den Pflug aufhelfen konnte, gekommen sind, weil der reichere Theil alles an sich gerissen hat.

Ingleichen müßte man jedem erlauben, das Feld nach eigenem Gefallen zu benützen; auf den flachen Stellen, wo bisher Wein wuchs, Getreid zu bauen, oder Brach-Aecker zu irgend einer Fruchtart zu verwenden. Zu dem Ende müßte besonders der herrschaftliche Schäfer streng angewiesen werden, alles bebauten Feldes zu schonen. — Meiner geringen Einsicht nach ist nur das im eigentlichen Verstande Brachfeld, auf welchem nichts gebaut wird, und nur ein solches kann mit gutem Gewissen betrieben werden.

Zum vierten muß Markfens liederliche Winkelschenke unverzüglich aufgehoben und dadurch eine Haupt-

ver-

verführung zum liederlichen Leben weggeräumt werden. Ueberhaupt muß das Policeyamt von nun an mit gedoppelter Aufsicht wachen, und ich zweifle nicht, daß die Vorkehrungen, welche man bey meiner vorigen Amtsführung gegen liederliche Haushälter angewandt hat, auch jetzt wieder ihre guten Dienste thun werden.

Das ist aber allein nicht genug; auch auf einer andern Seite muß man das Volk vor dem Verderben schützen; z. E. Getreid von dem herrschaftlichen Boden um landläufigen Preiß auf halbjährige Borg abreichen, und, wenn die Umstände der herrschaftlichen Casse sich wieder erholen, auch ehrlichen Leuten, die zu einem Gewerbe Vorschuß nöthig haben, unter die Arme greifen.

Wie sonst noch einem oder dem andern geholfen werden könne, müssen die Umstände, so wohl von Seiten der Herrschaft als der Unterthanen, lehren. Ueberhaupt aber und vornehmlich, müssen wir alles anwenden, das Volk innerlich zu bessern. Ohne innerliche Besserung wird der Mensch, im Grunde betrachtet, durch Vermehrung des äusserlichen Wohlstandes, nicht glücklicher; vielleicht nur gereitzt zu schändlichen Thaten, von denen ihn Mangel und Dürftigkeit zurück gehalten haben.

Schließlich würde es nicht undienlich seyn, wenn das Volk von der Kanzel, auf eine schickliche Weise, auch aus christlichen Beweggründen zur Betriebsamkeit ermuntert und auf die Wohlthätigkeit der herrschaftlichen Verordnungen aufmerksam gemacht würde. Herr

Pfarrer Heilmann ist dazu von ganzem Herzen erbötig und hat selbst den ersten Vorschlag gethan.

Alles der gnädigen Beurtheilung Ew. Hochfreyherrl. Gnaden unterwerfend, Traubenheim d. 27 Jun. 1720.

Conrad August Wulfing,
d. Z. Amtsvogt.

Viertes Kapitel.

Conrad Ehrlich reiset von Streitberg nach Traubenheim und stößt zu Erlang auf einen Mann, dem Gewalt und Unrecht geschehen ist.

Indeß war ein Brief von Wulfing bey seinem Pathen in Streitberg eingelaufen. Der Brief enthielt nur folgendes:

"Nach Empfang dieses Schreibens, lieber Conrad, mache dich, mit Erlaubniß deines ehrwürdigen Herrn Principals, ohne Verzug auf den Weg, um, so bald als möglich, in Traubenheim einzutreffen, wo du mich finden und den Endzweck der Reise mündlich hören wirst."

Conrad hatte sich über dem Briefe gewaltig die Stirne zerbrochen und den Namen Traubenheim wohl zehnmal gelesen. – Wie kommt Wulfing wieder nach Traubenheim? sagt er zu sich selbst. Was soll Ich da thun? Und warum gibt er mir auch nicht einmal einen Wink von seinem Vorhaben? – Er zeigte das Schreiben seinem Principal, der sich eben so wenig daraus beklügen

klügen konnte. Gleichwohl wurde der Entschluß gefaßt, blindlings zu folgen, und schon am andern Morgen war Conrad auf der Reise. Den ganzen Weg über schlug ihm das Herz vor Erwartung. In Erlang wehte, nach seinem Gefühle, schon mildere Luft, weil es seine vaterländische war. Gern hätt' er seine Wanderung noch etliche Stunden weiter getrieben, um früher sein liebes Traubenheim zu erreichen; aber unmöglich! Müde vom gestreckten Marsche, nimmt er Quartier im ersten Gasthofe.

Ein dicker, wanstiger Bauch, pflegte sich eben im Lehnstuhl am Ofen und war so vest in die Armlehnen geklemmt, daß er sich, auf Ehrlichs Gruß, nicht einmal die Mühe gab, aus seiner Stelle zu rücken. Zur höchsten Noth lüpft er ein wenig die Mütze und schnarcht: Sein Diener mein Herr! – Die Art und Weise wie sich die drey Centner Menschenfleisch im Armstuhle gebehrdeten; die schnarchende Sprache; das Röcheln bey jedem Athemzuge; vor allem aber ein Paar Triefaugen, in einer rothen Einfassung, oberhalb einer kupfrigen Nase, hatten so sehr die Aufmerksamkeit unsers Ehrlichs gefesselt, daß er unermüdet war, die Maschine besser in Gang zu bringen; aber umsonst. –

Zufällig nahm er endlich ein Kartenspiel in die Hand, das vor ihm lag. – Spielt Er in der Karte? hob hier auf einmal der dicke Mann im Lehnstuhl an. – So ein wenig, sagt Ehrlich. – "Kann Er auch Trischacken?" – Nein! – "Kann Er schmieren?" – Nein, das Schmieren ist mir verhaßt! – "Kann Er sticheln?" – Ja! . . . . Bey diesem Jaworte hob sich der Speckbauch im krachenden Sessel empor; – sank

aber gleich in die vorige Lage zurück, als Ehrlich hinzusetzte: nur nicht mit der Karte. —

Mittlerweilen hatte sich doch ein Gespräch angesponnen, und der dicke Mann, welcher den Spaß nicht übel aufnahm, beliebte nun sich weiter zu entdecken.

Ehrlich. Sie sind also nicht von hier?

Der dicke Mann. Nein!

Ehrlich. Also wohl in Geschäften?

Der dicke Mann. Und zwar in fatalen Geschäften.

Ehrlich. Desto besser wird der Erfolg seyn. —

Der dicke Mann. Daß Gott erbarm! da läßt sichs vom Erfolg sagen!

Ehrlich. Warum nicht?

Der dicke Mann. (verdrüßlich) Herr! wenn man sich 12 ganzer Jahre als Amtmann geracker und um die Welt, ohne Ruhm zu reden, verdient gemacht hat; dann möcht einer die Pestilenz bekommen, wenn man noch in seinen alten Tagen um eine Thorschreiberey sollicitiren *) soll.

Ehrlich. Freylich ein ziemlicher Absprung, und für einen so wohl beleibten Mann kein ruhiger Posten! Aber darf ich fragen, wo man in der Welt einem Manne, der sich so geracker, und zu Gunsten der Menschheit geplagt hat, zum Lohne den Abschied gibt?

Der dicke Mann. (lautschreyend) Wo? fragt Er mich? Nirgends in der Welt als zu Traubenheim in Franken, wo ein dummer Jagdjunker seine Amtleute wie Sauen hetzt.

Ehr-

*) bitten.

Ehrlich. (der sich auf einmal wieder der Figur erinnert, erschrocken und ausser Fassung) Wie? zu Traubenheim belieben Sie zu sagen? . . . hat denn . . . oder . . . ist schon . . . ist es schon lange?

Der dicke Mann. Beyläufig acht Wochen.

Ehrlich. Und Ihr Name, wenn ich fragen darf?

Der dicke Mann. Mein Name ist so wenig ein Geheimniß, als mein Schicksal — Ich heiße Schlacker — Benedict Blasius Schlacker.

Ehrlich. (sich verstellend) Und kommen geraden Wegs von . . . wie heißt der Ort?

Schlacker. Traubenheim.

Ehrlich. . . von Traubenheim?

Schlacker. (schreyt wie besessen) Nein! von Anspach — wo ich bey einem Schurken Schutz gesucht habe, der mich ins Elend gestürzt hat — der mich nicht einmal vor sich gelassen — der mir auf ein Empfehlungsschreiben, das ich sogar von der Hand des Jagdjunkers mitbrachte, nicht einmal das Haus öffnen ließ; — wo mich mein Weib, ein gottloses Stück Haut und Knochen, böslich verlassen hat — Kurz, mein Herr, wie mir's ergangen ist darf ich nur Gott klagen!

Ehrlich. Sie sind wirklich zu bedauern; aber Ihr Weib mag eben der größte Verlust nicht seyn.

Schlacker. Verlust? — Pur eitel Gewinn, mein Herr! aber da lernt man Menschen kennen — Zwölf glücklicher Jahre hab ich mich mit der Hure geschleppt, und im Elende verläßt sie mich!

Ehrlich. Und wo hält sie nun sich auf?

Schlacker. Wo? bey dem nämlichen Schlingel, der mich ins Elend gestürzt hat.

Ehrlich. Und wer ist der?

Schlacker. Der verrufene Kammerjunker von Schleich, der Hungerleider, der Ehrendieb, der Schuldenmacher, der Ehebrecher..

Nach einer langen Litaney von Scheltworten, hob endlich Schlacker an, die Gewaltthätigkeiten alle nach der Reihe zu erzählen, die er erlitten haben wollte. Conrad zog die Maschine durch hunderterley Fragen beständig auf, so daß er nach und nach die ganze Lage der Sachen erfuhr, die ihm Wulfing verschwiegen hatte. Schlacker sprach in allem seinen eigenen Glimpf. Heinrich und Wulfing waren Tyrannen, Bösewichte ꝛc; Moritz von Schleich aber noch siebenmal ärger als sie. Gleiche Ehre wiederfuhr dem Magister Rohling; nur auf den verstorbenen Prediger Ehrlich, auf welchen Conrad vornehmlich das Gespräch leitete, war er noch einigermassen gut zu sprechen; unserm Conrad aber fielen, so sehr er sich barg, die hellen Zähren auf die Wangen.

Tags darauf erhielt Herr Schlacker abschlägigen Bescheid, im Betreff der Thorschreiberey; machte noch hier und da Versuch unterzukommen, aber immer vergeblich. In Vorchheim, Volkach und Wirzburg erbot er sich sogar, gegen billige Vergeltung, katholisch zu werden; aber sein Anblick war eine Warnung. Mit

einem Allmosen entlassen, schlug er nun den letzten Weg ein, der ihm übrig blieb. Er fieng an zu — betteln. In einem eigenhändigen Briefe trug er sein Schicksal de- und wehmüthig vor; versoff seine Allmosen in Brannt- wein und starb nach 5 Jahren im Hirtenhause eines schwäbischen Dörfchens, halbnackend und voll Unge- ziefer, im Elende.

Petronella, seine treulose Rippe, sah diesen trau- rigen Tag nicht. Sie starb noch ehe sie zur Wittwe wurde. Moritz von Schleich war eben bey ihrer An- kunft in Anspach, mit den schrecklichen Folgen seiner Ausschweifungen behaftet. Eine Krankheit von der Art, schloß jener Zeit noch von der ganzen menschlichen Ge- sellschaft aus und fast niemand wagte es, des unglückli- chen Wohllüstlings zu pflegen. Petronella, von Noth gedrungen und durch alte Liebe gezogen, hatte das Ge- schäft übernommen, ihren brodlosen Schlacker verlas- sen, und sich der schönen Versprechungen des Kammer- junkers getröstet. Dieser aber, durch alle Schmerzen noch nicht seiner lasterhaften Neigung entwöhnt, bedien- te sich, ehe er nur halb hergestellt war, bey Petronel- len seiner alten Gerechtsame wieder. Das verzehrende Gift, das an seinem Körper fraß, theilte sich auch dem ihri- gen mit. Moritz erholte sich wieder, so weit sich ein entnervter Wohllüstling erholen kann; Petronella hin- gegen sank ins Elend danieder. Moritz floh ihren An- blick, sein Leichtsinn, seine zerrütteten häuslichen Um- stände, machten, daß die Kranke nur elende Verpfle- gung und einen Stümper zum Arzt erhielt. Sie starb endlich, nach einer halbjährigen Verwesung, in Um- ständen, vor denen die Menschheit zurückbebt.

Fünftes Kapitel.

Conrad Ehrlichs Ankunft und Aufnahme zu Traubenheim. Einrichtung der neuen Arbeitsschule.

Mit klopfendem Herzen erblickte Conrad sein Vaterdörfchen von ferne. Jeder Zaun, jeder Baum schien ihm ein alter Bekannter, und jeder Bach oder Hügel ein Zeuge seiner jugendlichen Spiele. Mehr aber als alles was er um sich sah, ergetzte ihn die Hoffnung, seinem treuherzigen Pathen und dem ehrlichen Lieberich, nach so langer Trennung, wieder in die Arme zu sinken, vielleicht auch den jungen gnädigen Herrn, mit dem er die ersten Jahre seiner Kindheit verlebt hatte, noch anzutreffen: Im Geiste bot er schon den Dorfsbewohnern die Hand und hörte den Zuruf: "Willkommen Herr Conrad, willkommen! Wie hat Er gelebt? Wo kommt Er her und was macht Er guts?" — Aber wehmüthige Gefühle mischten sich in seine fröhlichen Träume, als er näher zum Dorfe kam und den Kirchhof erblickte, in welchem seine frommen Aeltern den langen Todes-Schlaf schlummerten. Die unbesiegliche Tugend seines Vaters und die letzten Leiden desselben; der schauerliche Anblick, wie der kranke Mann da saß in drückender Armuth und seiner Auflösung harrete; der Segen, den ihm der Sterbende ertheilte und Lieberichs Abschied: Wir sind wohl arm; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun. — Kurz, alle Leiden und Freuden sei-

nes

nes älterlichen Hauses und seiner frühen Jugend erneuten sich in ihm mit solcher Lebhaftigkeit, daß er das Sacktuch vors Gesicht hielt und bitterlich weinte. Heiliger Schauer überfiel ihn, als er an der Ecke des Kirchhofs stand. Er gieng an die Mauer-Oefnung und sah hinein auf die Stätte, wo sein frommer Vater an der Seite der zärtlichsten Mutter schlief. Zu seiner Verwunderung fand er beyde Gräber mit Blumen besetzt, durch welche Lieberich alle Jahre das Andenken dieser redlichen Menschen erneute. Noch Einmal weint er sich satt und geht dann ins Dörflein.

Gleich beym Eintritte begegnet ihm Nicklas. — Conrad erkennt ihn noch, und unbeschreiblich ist die Freude, mit der ihn Nicklas bewillkommt. "Nun aber lieber, lieber Herr Conrad, komm' Er gleich mit zu meinem Schwager.*) Wie dem das Herz lachen wird, Ihn wieder zu sehn! Weiß Er doch, daß wir Ihn nun nicht mehr fortlassen? Daß Er — im Vertrauen gesagt — unser Herr Vogt werden soll?"

Unter dergleichen Gesprächen kommen sie beyde zu Lieberich. Mit väterlichen Küssen umarmt dieser den freudetrunkenen Jüngling, und Weib und Kinder versammeln sich und bewillkommen ihn mit herzlichem Händedruck.

Noch rührender aber ist der Empfang bey seinem Pathen, dem Herrn Vogte. — Nach dem ersten Erguß der Wiedersehungs-Freuden, die sich leichter empfinden als beschreiben lassen, fangen beyde nun an, sich wechselseitig ihr Schicksal zu erzählen. Das Deinige, sagt

Wul-

*) Dem Schullehrer Lieberich.

Wulfing, soll hoffentlich nun bald entschieden seyn, lieber Conrad, wir erwarten täglich unsern Herrn Jagdjunker von Gotha zurück und er wird die Gnade für mich haben, dich mir beyzusetzen. Ich weiß, du machst mir den Abend meines Lebens nicht trübe. — So heiter als möglich! ruft Conrad, und sinkt seinem Pathen, mit innigen Gefühlen des Danks, in die Arme.

Schon am Abend des folgenden Tages trifft Heinrich mit seinem Reinhard, nach einer achtwöchigen Abwesenheit, in Traubenheim wieder ein. Wulfing, Heilmann und Ehrlich werden zu Tische geladen. Letzterer ist ganz begeistert von der gnädigen Aufnahme. Heinrich erinnert ihn an allerley kleine Freuden, die sie als Kinder miteinander getheilt hatten; läßt sich von ihm selbst die Geschichte seiner Wanderung nach Streitberg, des erlittenen Diebstahls, seiner Aufnahme im streitberger Amthause, und der unvermutheten Zusammenkunft mit dem Herrn Thorschreiber Schlacker erzählen; aber mit keiner Sylbe gedenkt er der Versorgung des jungen Ehrlichs, welcher immer nicht weiß, ob Er selbst sein Anliegen eröffnen, oder es seinem Pathen überlassen soll. — Am Schlusse des Abendessens reicht Gottfried Obst und Gebacknes herum; nur unsern Conrad übergeht er, wie aus Uebersicht. Indem zieht Heinrich einen Brief aus der Tasche, legt ihn auf einen Teller und reicht ihn dem jungen Ehrlich hin. Hier, lieber Freund, sagt er, nehmen Sie einen Nachtisch aus meiner Hand, weil Gottfried so unartig war, Sie zu übergehn. — Conrad ahnet den Inhalt; eröffnet zitternd das Schrei-

ben,

ben, und wirklich war es ein Decret auf den Traubenheimer Vogts-Dienst. — "O gnädiger Herr! ruft er voll Entzücken aus, für was soll ich zuerst danken? für das Amt, oder für die Art und Weise, wie ich es erhalte? Sie sind meinen Bitten zuvorgekommen: könnt' ich es künftig eben so bey all Ihren Wünschen thun!" — Seyn Sie mein Freund, erwiedert Heinrich, indem er ihn umarmt, wie es Ihr Pathe meinem seligen Vater war! Das ist der Inbegriff all meiner Wünsche. — Die ganze Gesellschaft überhäuft den jungen Ehrlich mit Glückwünschen, und gleich am folgenden Tage wird er der Gemeine, als Wulfings Amtsgehülfe, feyerlich vorgestellt. Er reiset zurück nach Streitberg; dankt seinem Wohlthäter und seiner Wohlthäterinn unter kindlichen Thränen, und kommt bald darauf mit seinen Habseligkeiten wieder in Traubenheim an.

Indeß hatte Wulfing die Theilung des jährlichen Soldes überlegt; den größern Theil seinem Pathen; den kleinern sich selber bestimmt. — Ehrlich aber will nur ein kleines Jahrgehalt von Wulfing; Er will bey ihm zu Tische gehn und ihm dafür die ganze Besoldung überlassen. — Nach vielen wechselseitigen Einwendungen, läßt endlich sich Wulfing den uneigennützigen Vorschlag gefallen. Gut, lieber Conrad, sagt er, ich gebe für jetzt nach. Du bist mein Tischgenosse, so lange dir es gefällt; aber nach meinem Vorschlage muß es gehalten werden, so bald du deine Wirthschaft veränderen willst. So geschieht es, und die Folge wird lehren, daß die zuvorkommenden Gefäl-

fälligkeiten dieser Männer, keine Wirkung der ersten Aufwallung, sondern der reinsten Tugend war.

Ich komme nun auf Wulfings Vorschläge zurück, die wir aus dem dritten Kapitel schon kennen.

Gleich am Tage nach Heinrichs Zurückkunft übergab er sie zur Genehmigung. Der gnädige Herr war mit allem zufrieden, und beklagte nur, daß ihm seine gegenwärtigen Umstände nicht erlaubten, mehr zu thun.

Den Anfang der Erfüllung machte er nun mit Aufkündigung der Markßischen Heckenwirthschaft und mit Einrichtung einer besondern Arbeitsschule, zu der er ein geräumiges Zimmer im Schlosse, vier Klafftern Brennholz und 25 Gulden Jahrsgehalt für die Lehrerinn bestimmte; zugleich auch versprach, die Kinder, welche nicht selbst Zuthaten zur Arbeit mitbringen würden, nach Wulfings Vorschlage, mit Wolle zu versehen.

Lieberichs Ricke wurde als Lehrerinn bestellt, und Heilmann erhielt den Auftrag, über Zweck und Einrichtung der neuen Arbeitsschule zu predigen.

Es war eben der 19te Sonntag nach Trinitatis. Heilmann hielt sich besonders an den letzten Vers der Epistel: "Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen." —

Er zeigte, daß man, um diesen Rath ganz zu befolgen, vor allem bey der Jugend anfangen, und sie

1. überhaupt zum Fleiße;
2. zur Geschicklichkeit und Ordnung in mannichfaltigen Arbeiten, und
3. zur guten und löblichen Anwendung des Erworbenen frühzeitig gewöhnen müsse.

Die Geschäftigkeit, sagte er, ist fast Allen angebohren; denn der Mensch ist zur Arbeit geschaffen. Vom frühen Morgen bis in die Nacht machen sich daher die meisten Kinder etwas zu schaffen. Wird ihre Geschäftigkeit aber nicht zum Guten und Nützlichen gelenkt: so treiben sie unnütze oder gar schädliche Dinge, oder gewöhnen sich, was noch ärger ist, an den Müßiggang. Wirklich, liebe Traubenheimer, fuhr er fort, wirklich scheint mir unser Dorf in dem Stücke nicht ganz zum Beßten bestellt. Ich sehe Kinder auf der Gasse müssig herum ziehen, oder kindische Spiele treiben, die wirklich schon mit ihren Händen etwas gutes schaffen könnten. Andere werden zum Fleiße zwar angehalten; aber nur allein zu Feldarbeiten; Und doch gibt es der häuslichen Arbeiten so viel, die eben so nöthig, oft noch einträglicher und zuweilen die einzigen sind, mit denen man etwas verdienen kann. Es gibt Zeiten, da man in Aeckern und Weinbergen nichts zu thun hat und seine müssige Zeit mit etwas nützlichem ausfüllen sollte. Bey den allermeisten Einwohnern unsers Ortes thut es auch Noth. Wie sehr fallen den Armen, bey der schlechten Nahrung, die müssigen Kinder zu Last! Wie schön wär' es, wenn diese was nützliches arbeiten lernten und auch einen Theil zur Erhaltung des Hauswesens beytrügen!

Und wie herzlich wäre zu wünschen, daß wir eine eigene Schule hätten, in welcher die Kinder unentgeldlich im Kartätschen, Spinnen, Stricken, Nähen, Klöppeln und dergleichen Dingen so gut unterrichtet würden, daß sie nicht nur für ihr eigenes Haus, sondern auch auf den Verkauf, arbeiten könnten!

Selbst für Knaben wär' es keineswegs schimpflich, wenn sie die nämlichen Arbeiten lernten, um nicht in langen Winter-Abenden auf der faulen Bank liegen zu müssen, während alle Weibsleute des Hauses, bey der gemeinschaftlichen Lampe, beschäftigt sind. Doch es gibt noch andere Handthierungen, die besonders für Mannsleute sich schicken, und es wird ein leichtes seyn, dergleichen in Menge zu ersinnen. – Laßt jedes Kind, das einmal anfängt zu arbeiten, nur zwey Dreyer des Tages verdienen: Wie wohl müßte der Beytrag armen Aeltern kommen! Und Wohlhabendere, die des Beytrags nicht bedürfen, könnten die Kinder ihre Dreyer in einem Spartopfe zusammen legen und dann gut anwenden lassen: so würden die Kinder mit dem Gelde frühzeitiger wirthschaften und einsehen lernen, daß ein Gütchen leichter durchgebracht als erworben wird. Und seht, liebe Zuhörer, (schloß er endlich) solch eine wünschenswürdige Anstalt hat unser lieber gnädiger Herr aus eigenen Mitteln gemacht! Ein Zimmer im Schlosse, nothdürftiges Brennholz, und ein Sold für die Lehrerinn, die euere Kinder ganz unentgeldlich unterrichten, euch eine Last vom Halse nehmen und, durch den kleinen Verdienst euerer Kinder, euch die ganze Wirthschaft erleichtern soll,

stehn

stehn schon bereit! — Auf Euch beruht es nun, ob ihr von der herrlichen Einrichtung Gebrauch machen wollt oder nicht!

So sagte Heilmann und beschrieb dann die ganze Einrichtung der Schule; zeigte daß dadurch der Kinderunterricht im Lesen, im Schreiben, Rechnen und im Christenthum gar nicht verkürzt werden solle; weil man die Kinder nur dann, wenn sie, nach geendeten Schul-Lectionen, müssig da säßen und gewöhnlich böses trieben, nach der Arbeits-Schule schicken, und auch da, während der Arbeit, mit nützlichen Gesprächen unterhalten würde. Endlich beschloß Heilmann mit Luthers Worten: " Meine Meynung ist, daß man die Knaben des Tags eine oder zwey Stunden in die Schule gehn lasse und die andere Zeit nach Hause (oder besser: in die Arbeitsschule) schaffe; Handwerk lehre oder wozu man sie haben will, daß beydes, (das geistliche und leibliche) miteinander gehe! " —

Der Vortrag leuchtete vielen gar sehr ein. Nur wenige, die sich für witzig hielten, spöttelten darüber, daß der Pfarrer auf der allerheiligsten Kanzel vom Kartätschen, Wollenspinnen und Strumpfsstricken sprach. Einige Frömmler klagten, daß man heut zu Tage auf Geschicklichkeit mehr halte, als auf Gottes Wort; Andere, die selbst nichts gelernt hatten, fürchteten, ihre Kinder möchten geschickter werden als sie; Ein Paar, die in ihre Kinder vernarrt waren, glaubten aus Affenliebe, daß die armen Närrchen zu sehr möchten angegriffen werden; Noch andre meynten, man sollte es doch lieber beym Alten lassen und nichts neues anfangen,

ob sie schon nicht eigentlich wußten, warum ihnen die Neuerung mißfiel. Die meisten waren indeß mit dem Vorschlage zufrieden, und die Unzufriedenen wagten, unter solchen Umständen, keinen Widerspruch.

Mit großer Freude versammelten sich am bestimmten Tage die Kinder im Arbeitszimmer, und Ricke las in aller Augen die Begierde, geschickt zu werden; aber eine Schwierigkeit fand sich sogleich, an die man gar nicht gedacht hatte. Viele von den Kindern hatten nicht einmal ein Spinnrad oder Stricknadeln. Ricke sah sich daher genöthigt, einige, vor der Hand, nur mit Wollenzausen zu beschäftigen; der gnädige Herr aber ließ in aller Eile Aufzugräder, gewöhnliche Spinnräder, Kartätschen und Haspeln *) verfertigen, Stricknadeln von verschiedner Art herbeyschaffen, und half dadurch diesem Mangel mit einem mal ab.

Weit größer waren indeß andre Schwierigkeiten, die der guten Sache im Wege standen. Die verwilderten, in Müssiggange, oder doch nur bey gedankenlosen Geschäften aufgewachsenen Kinder, stellten sich unglaublich links zu der Arbeit. Ricke wußte nicht Rath zu schaffen, weil noch keine von ihren Schülerinnen geschickt genug war, ihr beyzustehn. Die Kinder aber sahen nun erst ein, daß sie sich in ihrer Hoffnung, lauter Lust und Freude zu finden, betrogen hatten. Einige weinen, da alles nicht gehn will; andre werden verdrüßlich und wissen nichts bessers als die vorigen Zeiten, wo sie noch in Schmutz und Lumpen müssig gehn durften. Zu Hause bitten und betteln sie, wollen

nicht

*) Garnweifen.

nicht mehr zur Arbeitsschule, wollen wenigstens heute zurück bleiben, und unverständige Mütter erlauben einen Feyertag um den andern.

Indeß aber werden etliche Kinder mit einigen Paar Strümpfen und Stauchern fertig. Ricke zahlt ihnen gleich ihren Lohn in neuer Münze vom herrschaftlichen Gelde. Mit den blanken Groschen laufen die Kinder nach Hause. Alle ihre Gespielen müssen das schöne Geld auf dem Wege schon sehn; zu Hause kehren sie es tausendmal um, und klappern mit der Sparbüchse, wie Kinder mit der Schlotter. Ihre Liebe zur Arbeit wächst zusehends. Auch die Aeltern begreifen allmählig, daß es so besser ist und halten ihre Kinder fleißiger zur Arbeitsschule. Verschiedene, zu Hause schon geschickter erzogene Mädchen, finden sich immer besser ins Geschirr und fangen an, auch Hemder zu machen und allerley zu verfertigen, was man seither nur bey der gelernten Näherinn gesucht hatte. Nun, das ist doch wahr, sagen endlich die Mütter, so was haben wir in unsrer Jugend nicht gelernt! Sie fangen an, auch die Knaben zur Arbeitsschule zu schicken, was sie bisher nicht gethan hatten, weil es da, ihrer Meynung nach, nur Weiberarbeit gab, und die Schule nahm immer gedeihlichern Fortgang.

Ricke bemühte sich nun auch, die Kinder mehr zur Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen. An keinem wurden Schmutz oder Lumpen geduldet. Ihr zerrißnes Gewand flickten sie unter Aufsicht der Lehrerinn. Vor der Schloßthüre stand eine Bank, auf der die Kinder mit stumpfen Messern erst ihre Schuhe ganz rein machen

mußten, eh sie hinein giengen. Das Arbeitszimmer wurde alle 14 Tage von den Kindern aufgewaschen; die Räder mußten schön blank und der Spinnrocken nicht so verzaußt seyn. Während der Arbeit schaute Ricke fleißig auf die Hand. War eines der Kinder nicht gewaschen: so mußte es hinaus gehn und sich rein machen. Die Haare mußten schön zusammen gekämmt seyn, und ein Kind, das Ungeziefer mitbrachte, durfte nicht mehr zur Schule, bis es gesäubert war.

So wenig das anfangs gefallen wollte, so wohl that es in der Folge den Kindern. Sie fiengen nun an, auch im älterlichen Hause brav aufzuräumen, und Unreinlichkeit ward ihnen allmählig zur unerträglichsten Last. Während der Arbeit erzählte Ricke allerley schöne, lehrreiche Geschichten, die sie von ihrem Vater gehört hatte; Pfarrer Heilmann besuchte öfters die Arbeitsschule und lehrte dabey die Kinder in freundlichen Gesprächen. Niemand aber war mehr für die Anstalt eingenommen als Heinrich. Fast immer über den andern Tag besuchte er sie auf etliche Minuten. Die Kinder standen dann alle bescheiden auf und machten ihm einen freundlichen Knicks. Den fleißigsten und geschicktesten, besonders den Knaben, deren sich immer mehr einfanden, gab er gewöhnlich neue Dreyer, und diese waren stolzer darauf, als des Kaisers Soldaten auf eine Ehrenmünze vom jüngsten Türkenkrieg.

Binnen einem Vierteljahre hatten sie schon aus der herrschaftlichen Wolle so viel Strümpfe verfertigt, daß man anfieng auf den Verkauf zu sinnen, und sonst waren noch verschiedene Hemden und Strümpfe geliefert,

zu

zu denen die Kinder das Zugehör mitgebracht hatten. Drey Mädchen spannen schon Baumwolle für einige Fabricken in der Stadt. Nur ein Mann fehlte noch, der sich zum walken, färben und Verkauf der Strümpfe gebrauchen ließe.

Glücklicher Weise hatte Rulli auf seiner Wanderschaft diese kleine Kunst bey einem Meister gelernt, der sich in müss'gen Zeiten damit abgab. Er erbot sich dazu; ließ Einrichtung in seinem Hause machen; die Strümpfe wurden schön zugerichtet, und wenn eine Parthie beysammen war, lief sein Sohn Peter, der auch nach seinem Tode das Geschäfte noch forttrieb, damit hausiren, oder auf den Markt, und das Erlösete bezahlte nicht nur die Wolle und den Verdienst der Kinder, sondern auch die Mühe des Maurers.

Indessen hatte man auch die Weiden auf der grossen Moorwiese geschnitten. Ein Korbflechter wurde vom gnädigen Herrn auf ein ganzes Vierteljahr gedingt; der versah nicht nur das Schloß und die Meyerey mit überflüssiger Arbeit, sondern unterrichtete auch verschiedene junge Bursche des Dorfs. Sie flochten bald allerley Körbe von Weiden und Stroh, mit denen sie anfangs ihre Häuser und die Nachbarschaft, und in der Folge ganze Gegenden versorgten, denen sie ihre Arbeit auf dem Maine zuführen ließen. Ihre feinsten Weidenkörbchen bekamen immer weitern Verschluß, und werden seit vielen Jahren sogar bis Hamburg geliefert.

Unter Gottfrieds Anweisung gieng auch die Baumzucht gut von Statten, zu welcher die Gemeine ein an das Dorf grenzendes Wasenstück eingeräumt und mit ei-

 ner

ner Pflaumenhecke eingezäunt hatte. Nach etlichen Jahren ließ nun Heinrich die öden Plätze der Fluhr abstecken und unter der Bedingung verloosen: daß jeder seinen ihm zufallenden Theil mit Bäumen besetze. Zu dem Ende wurden die größten Stämmchen aus der Baumschule vertheilt, zu welchen die Knaben aus dem Gemeinwalde noch Wildstämme gruben und damit alles besetzten. Da diese Bäumchen nun ihr Eigenthum waren: so gaben sie beym Viehhüten fleißig darauf acht, was sie zuvor nie gethan hatten; propften auf die wilden Stämme gutes Obst aus dem Schloßgarten, und als die Bäume tragbar wurden, warfen sie alljährlich einen sehr großen Profit für das Dorf ab. Gegenwärtig verkauft Traubenheim, nach dem geringsten Anschlag, ein Jahr ins andre, für 2000 Gulden Obst. Der Handel mit Zwetschgen und Kirschen beträgt in guten Jahren allein so viel; und doch behält jederman einen Ueberfluß für seine Haushaltung.

Die Freyheit, auch in der Brache zu bauen, trug nicht weniger zur Aufnahme des Dorfes bey; und weil denen, die schon zwanzig Morgen *) in Einer Fluhr hat-

*) Den Morgen zu 180 Nürnb. Quadr. Ruthen. Man hat die Einwendung gemacht, daß 60 Morgen für einen Bauern zu wenig seyen; Es kommt aber erstlich auf die Größe der Morgen und zweytens auf die Beschaffenheit des Feldes an. Vom leichtern, weniger ergiebigen Boden, kann man freylich mehr bestellen und hat auch mehr nöthig. Hier ist vom schwerern und einträglichern Felde die Rede. Ob eine Verordnung von der Art Despotismus sey, bezweifle ich. Wenigstens könnte man dann, mit eben dem Rechte, jedes, zum Bestand des gemeinen Wesens abzielende Positiv-Gesetz, als Despotismus verschreyen.

hatten, strenge verboten war, noch mehr Land zu kaufen: so kamen auch die Aermern zu manchem guten Stück Acker. Die Viehzucht wurde stärker getrieben als vorhin, und der vermehrte Dünger verbesserte auch die übrigen Felder. Schon im Jahr 1760 war der Kleebau in Traubenheim so stark, als er nun nach dreyßig Jahren irgendwo gefunden wird.

Kurz zuvor, ehe Heinrich das neue Hegrecht einführte, (1718) kamen in Traubenheim die Kartoffeln empor, die Wilhelm Rode aus dem Vogtlande, wohin er eine Fracht übernommen, mitgebracht hatte. Diese nahmen nun mit Gewalt überhand. Pfarrer Heilmann sah die Einführung dieser Frucht mit Recht für so wichtig an, daß er im Sterbregister vom Jahre 1725, als er Wilhelms Tod einzeichnete, wegen dieses Umstandes gar viel zum Lobe des Verstorbenen sagte, so wie man überhaupt darin, in einem besondern Register, angemerkt findet, wann und von wem etwas nützliches zu Traubenheim in Gang gebracht worden ist. Nicklas säte z. E. den ersten Monatsklee 1729, und Fritz führte 1730 zuerst den türkischen Klee, oder die Esparcette, auf dem sogenannten kahlen Hügel ein, (der über eine halbe Stunde vom Dorfe liegt,) wo bis dahin oft mehrere Morgen aneinander öde lagen, weil der Ertrag den Daransatz und die Mühe nicht belohnte.

Durch diese Anstalten kam das Volk in wenigen Jahren sichtbar empor, und heute noch ist Traubenheim der nahrhafteste Ort im Umkreise. Noch heute liefert es alljährlich eine Menge Körbe, Strümpfe 2c;

die Baumwollenspinnerey beschäftigt mehr als zwanzig Hände; die Baumzucht steht im beßten Stande; der Kleebau blüht schon bey dreyßig Jahren und wird immer geschickter betrieben; eine Menge Mastvieh geht alle Jahre über die Grenze; nur der Weinbau allein kommt seit etwa 15 Jahren etwas in Verfall, weil ihn das Volk nun für weniger einträglich hält und daher fast alle flach liegenden Weingärten in Frucht- und Kleefelder verwandelt.

Sechstes Kapitel.

Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes. Pred. Sal. 9, 18.

Man würde dem damals verwilderten Traubenheim indeß zu viel Ehre erzeigen, wenn man glaubte, daß die neuen Einrichtungen sonst keine Schwierigkeiten gefunden hätten als die, welche das vorige Kapitel erzählt. Ob gleich niemand zur Arbeitsschule gezwungen wurde: so fielen doch tausend ungewaschene Reden. An der Schloßthüre fand man sogar eines Morgens einen Zettel mit folgenden boshaften Reimen:

Allhier ist die verkehrte Welt,
Wo man Knaben zum Stricken bestellt,
Eine Jungfer zum Schulmeister macht,
Und ein Paar Strümpfe höher acht't
Als Gottes Wort und Seligkeit,
Und dennoch aber barfuß geht.

Im

Im Schloß die Schul' ist aufgeschlagen,
Aber nicht der Jugend wegen,
Sondern, mit gar klugem Sinn,
Für den Junker und die Schulmeisterinn.

Bey der Verloosung der Baum-Plätze, murrte das grobe Gesindel, daß auch der Vogt, der Pfarrer und Schullehrer einen Theil bekamen, und dem letztern wurden in Einer Nacht gegen zwanzig junge Bäume niedergehauen. Veit, Herrmanns jüngster Sohn, ein übelgezogener Bursche, wurde als Thäter entdeckt; bekam öffentlich Prügel, und mußte den Schaden mit zwanzig Gulden bezahlen.

Gegen die Aeckerbeschränkung wurden tausend Eingelänke gemacht. — Wer weiß indeß nicht, daß die bösen Kinder schreyen, wenn man sie wäscht; aber desto herzhafter wieder lachen, wenn sie gewaschen sind. — So gieng es auch hier. Niemand trug aber mehr zur Dämpfung des Schwindelgeists bey, als Fritz Rüdiger, der neue Dorfsschulze. Dreist und schnell entschlossen gieng er jedem zu Leibe, der sich unterstand, in seiner Gegenwart ein nachtheiliges Wort gegen die neuen Verordnungen zu sagen. Laß uns zum gnädigen Herrn gehn und von der Sache reden, weil du so viel Muth hast! sprach er, wenn irgend einer in der Schenke sein Maul aufthat. — Mit einigen klugen Nachbarn, unter denen sich Nicklas, Rulli, Wilhelm, Rommel, lauter bejahrte Leute, und mehrere von den jüngern Einwohnern auszeichneten, nahm er überdieß noch Abrede, daß sie bey jeder Gelegenheit die gute Sache vertheidigen, und besonders ihre

Verwandten dafür einnehmen wollten. Das gute Beyspiel und die Ueberredung dieser Männer wirkte sichtbar, und zuverläßig würden die Anstalten, trotz der Gegenwart des gnädigen Herrn, weniger von Statten gegangen seyn, hätten diese braven Leute zur guten Sache geschwiegen und wie die meisten ihres gleichen, es dem Schicksale überlassen, ob das Werk gehn oder fallen soll.

Gleichwohl waren sie nicht im Stande, jeder Thorheit des Pöbels zu steuern.

Gewöhnlich ergießt sich der Volks-Eifer über den unschuldigsten Theil; so gieng es auch hier, und die Zielscheibe, nach der fast alle Pfeile flogen, war dießmal der unschuldige Pfarrer. Verschiedenemal hatte er schon über die neuen Einrichtungen geprediget. Ob gleich die Predigten den Starrköpfen und Rechtskrämern nicht so ganz gefielen: so hatten sie doch ihren unstrittigen Nutzen.

Unvermuthet aber ereignete sich ein Umstand, der dem Pfarrer einen der schlauesten Bösewichte des Dorfs, den Nachbar Ludewig, zum Feind machte. Mit teuflischer Arglist wußte dieser den Strohm der Volks-Unzufriedenheit so zu lenken, daß man des Junkers, der beyden Vögte, des Schulzen und Gottfrieds, die bisher alle Schuld hatten, gänzlich vergaß und, wie die Folge zeigen wird, allein über den Pfarrer herfiel.

Im Frühlinge 1721, als eben die neuen Anstalten in Traubenheim am stärksten betrieben wurden, stieg Klaus, Ludewigs jüngster Sohn, auf einen hohen Kirschbaum nach einem Vogelneste. Seine Cameraden standen unten und waren gierig, die herabflatternden Vögelein aufzuhaschen. Klaus aber konnte, durch das enge Astloch, der jungen Brut nicht beykommen. Erst sucht er durch eine gespaltete Ruthe das ganze Nest heraus zu ziehn; aber umsonst! Seine Gespielen reichen ihm ein Handbeil; er haut an der Oeffnung, bringt sie aber nicht weit genug. Gebt mir Steine herauf, ruft er endlich, daß ich die jungen Bestien in ihrem Neste todt mache, weil sie nicht heraus wollen! – Thu doch das nicht, Klaus! erwiedern die Kinder. Siehst du wie die Alten um den Baum flattern und vor Jammer schreyen? Laß die Jungen flügg werden und abfliegen. – Das ist wieder so ein Geplauder von unserm Schulmeister! sagt Klaus und besteht darauf, daß ihm die Kinder Steine herauf reichen sollen. Nun so gebt ihm! sagen die einen. Untersteht euch! rufen die andern. Wißt ihr nicht was neulich der Herr Schulmeister gesagt hat:

Auch ein Thier empfindet Schmerz,
Quäl' es nicht, o menschlich Herz!

Ihr ärmlichen Schächer! ihr Fürchter! schreyt Klaus dagegen. Die Beine wollt' ich den jungen Aesern ausreisen und sie lebendig rupfen! Schwitz' ich doch am ganzen Leibe, wie ich mich geplagt habe! Die Bestien fressen das Jahr über eine Menge Getreid und thun einem lauter Schabernack; warum sollen wir ....

Aber

Aber sie fressen auch viel Ungeziefer, und der liebe Gott hat sie doch auch geschaffen und will, daß sie leben und ihr Futter haben sollen — fallen die Kinder ins Wort. Weißt du wie es dem Buben ergangen ist, der auch den Vögeln die Beine ausgerissen hat? wie ihm ein Bauholz beyde Füsse zerschlagen hat, und wie er gesagt hat: das hab ich an den armen Vögeln verschuldt! und wie er fast verzweifelt wäre, als der Brand dazu gekommen ist? — Das hat wieder der Schulmeister erzählt, der schon mehr erzählt hat! ruft Klaus dagegen, und wenns an's Fuß-Abschlagen geht: so gehts über meine Füße her und nicht über die eurigen!.. Nun wenn du's auf dich nehmen willst, sagt endlich des Schulzen Bernhard: so kann ich dir wohl mit Steinen helfen! Fang auf! und hiermit stellt er sich, als wollt' er sie zu ihm hinauf werfen. —

Seyd Narren und werft mich vors Hirn! schreyt Klaus. Wenn ihr ja nach mir werfen wollt: so nehmt dort Morast aus der Pfütze!

Freudig laufen die Kinder und werfen in die Wette hinauf. Klaus versteckt sich hinter den Stamm, und als des Morastes genug an dem Baume herum hängt, nimmt er, voll Schalkheit, den Koth und verklebt damit das Loch. Das Jammergeschrey der jungen Vögelein und der klagenden Mutter, welche beständig um den Baum herum flattert, als ob sie Barmherzigkeit von dem kleinen Tyrannen erflehen wollte, bewegt den Bösewicht nicht. Wie wenn er eine großmüthige That verrichtet hätte, klettert er den Baum herab. Seine Hände sind aber noch schlüpfrig von dem Moraste;

die

die Aeste des Baums sind besudelt; der Fuß entwischt ihm; er fängt mit den Händen; aber auch diese gleiten ihm aus, — und gerade mit dem Kopfe fällt er zur Erde hinab. Fürchterlich kracht das Genicke, das Blut strömt aus dem Munde und nach einigen Zuckungen liegt der elende Knabe seelenlos am Boden!

Zitternd und heulend laufen die Kinder nach dem Dorfe zurück. Einige verstecken sich vor Angst; die andern eilen nach Hause und erzählen den Unfall. Der Lärm verbreitet sich augenblicklich durchs ganze Dorf, und kommt auch dem Pfarrer zu Ohren. Mit einer Menge Volks, das aus dem Dorfe strömt, geht auch er zu dem Baume. Ludewig nimmt eben, nebst einem Tagelöhner, den todten Knaben auf eine Tragbahre. Die Mutter lauft hinterher und erhebt ein unaussprechliches Jammergeschrey. Vor Gottes Gericht will ich euch anklagen, ihr Mörder! ruft sie. — Den ersten der mir unter den Wurf kommt, schlag' ich zu Boden! brüllt der Vater; denn beyde sind, wie die meisten Aeltern — Den Fehler ihres Kindes bürden sie andern auf. Die Schuld des Unfalls suchen sie allein in Klausens Cameraden. Diese stecken indeß hinter den Hecken benachbarter Gärten. Erst als Ludewig und sein Tagelöhner den Leichnam von der Stelle geschafft haben und ein Theil des Volkes verlaufen ist, kommen die Kinder wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gehn mit Heulen nach dem Kirschbaume, die Lache Bluts zu beschauen, die Klausen aus dem Munde gelaufen war. Schon sind sie beysammen, als sie den Pfarrer erblicken und auseinander fahren. Bleibt stehn! sagt Heil-

mann

mann und hebt an zu examiniren wie alles zugegangen ist. Mit Schluchzen erzählen es die Kinder. — Ach, lieber Herr Pfarrer! eigentlich bin Ich daran Schuld; aber ich kann nichts dafür! sagt Bernhard Rüdiger, des Dorfsschulzen jüngster Sohn. (den wir vom 16 Kapitel an wieder finden werden.) Klaus hat Steine verlangt, und ich habe gethan als wollt' ich ihm welche hinaufwerfen. Darüber fiel ihm der Morast ein; Aber Gott weiß es, daß ich mit keinem Steine zu werfen verlangt habe! — Warum habt ihr aber mit Morast geworfen? fragt der Pfarrer. Alle Kinder verstummen. Ach ich will es gestehn, sagt endlich Bernhard: wir wollten unsern Spaß mit ihm haben und ihn brav voll werfen, weil er die Vögel hat plagen wollen. Daß solch ein Unglück daraus kommen würde wer hätte das gedacht? Und daß er das Loch würde zustreichen ist uns eben so wenig eingefallen.

Dem guten Prediger wurd' es hier wieder wohl um das Herz, als er die Aufrichtigkeit der Kinder bemerkte; aber Thränen des Jammers über den Unglücklichen, liefen ihm die Wangen herab.

Indem kommt auch Lieberich mit dem Hausjäger Gottfried. Der Pfarrer und sein Schullehrer fangen nun an, mit vereinigten Kräften, den Kindern ans Herz zu dringen und ihnen die Grausamkeit vieler Menschen gegen arme Thiere lebhaft zu schildern. — Aber, lieben Kinder, sagt endlich der Prediger, wir haben die armen Thierchen vergessen, die nun in ihrem Neste Hungers und Dursts sterben müssen. Wie wär' es euch wohl, wenn man euch in ein Gefängniß, in das

weder Sonne noch Mond scheint, zusammen sperrte und Hungers sterben ließe? wie ihr da miteinander heulen und schreyen und euch vor Durst die Thränen von den Backen saugen würdet! wie ihr euch vor Schwachheit und Elend auf einander würdet herum wälzen und verschmachten! (lautes Weinen der Kinder) Und seht, eben so ist es jetzt den armen Thierchen im Neste; und Gott, der auch diese geschaffen hat, hört ihr Jammergeschrey so wohl als das eurige. — Seht ihr wie die treuen Alten um den Baum flattern? Hört ihr wie sie locken und klagen über den Verlust ihrer Jungen? Und das geht euch nicht zu Herzen? . . . Ach ja, ach ja! schluchzen die Kinder, und jedes will hinauf steigen, das Loch wieder zu öffnen; aber Heilmann und Lieberich erlauben es nicht. — O Gott, wir können nicht schlafen und rasten, wenn nicht wieder aufgethan wird! schreyen die Kinder. — Das soll gleich geschehen, sagt Heilmann; nur ihr sollt es nicht. Ihr seyd alle zu sehr in Schrecken und könntet herab stürzen wie der unglückliche Klaus. — Gottfried holt indeß eine Leiter und öffnet das Flugloch. — Vor Freude flattern und jauchzen die Nestlinge; die Mutter fliegt näher und schlüpft in das Nest, als wollte sie ihre zitternden Kleinen trösten und stillen. Die versammelten Orts Kinder aber müssen dem Prediger und Schullehrer die Hand reichen und vor dem Blute des Verunglückten versprechen, nie mehr in ihrem Leben ein Thier zu martern und von allem gefährlichen Klettern nun abzustehn.

Unbeschreiblich war die Rührung, in die, sowohl die Erwachsenen als die Kinder, durch diesen Auftritt

ver=

versetzt wurden. Heute noch erzählt man sich in Traubenheim die Geschichte und unauslöschlich ist ihr Eindruck.

Auch bey der Beerdigung des Unglücklichen suchte der Prediger ein Wort zu seiner Zeit zu reden. Gegen den Schluß der Predigt wandte er vorzüglich die Worte des Apostels Jacobus auf den Fall an: "es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat." — *) Mit hinreissendem Eifer kam er bey der Gelegenheit auch auf die Peinigung des Zugviehes und der Hausthiere zn sprechen. Fast jeden schlug das Gewissen. Die Gemeine saß im tiefsten Selbstgefühl, und kein Vater, keine Mutter gieng ohne den guten Vorsatz von dannen, künftig den Kindern mit gutem Beyspiele voranzugehn und jeder Grausamkeit zu steuern; denn Heilmann hatte besonders gezeigt, wie die Kinder schon in der frühesten Jugend gegen alles Gefühl des Mitleids abgehärtet würden, wenn man ihnen erlaubt Käfer, Vögel und andere kleine Thierchen zum Zeitvertreibe zu martern. Kinder die sich auf solche Weise an Unbarmherzigkeit gewöhnt haben, sagte Heilmann, ersticken dadurch allmählig fast alles menschliche Gefühl, und nicht selten üben sie dann auch gegen ihre alten gebrechlichen Aeltern Unbarmherzigkeiten aus, vor denen die Natur erzittert.

Jedermann fühlte die Wahrheit die er Behauptung; nur Ludewig nicht.

Alles, was Heilmann sagte, zog er auf sich, weil ihn bey jedem Worte das Gewissen schlug. Seiner

Mey-

*) Jacob 2, 13.

Meynung nach gieng der Prediger blos darauf um, ihn und sein Haus öffentlich zu beschimpfen. In der Kirche schäumte der Unmensch vor Bosheit und noch mehr auf dem Leichtrunke. Das vergeß ich dem Pfaffen meine Tage nicht! schrie er, und trank in der Bosheit ein Glas Wein um das andere hinein. Seinen Groll zu befriedigen, schlug er den sichersten Weg ein, und verschrie den Pfarrer als einen Unglaubigen und Ketzer. Ist das auch das wahre Christenthum, was er uns predigt? Das sind Policey - Predigten, die er hält, und keine christerbaulichen, wie sichs für das Haus Gottes schickt! sagt er. Nicht weniger hat er an seinen Katechismuslehren, am Beichtwesen und dergleichen auszusetzen. Das Geplauder findet hier und da Beyfall; man lauert dem Pfarrer auf alle Sylben; man streitet sich alle Sonntage darum, ob er es recht gemacht hat oder nicht; man zieht die neue Arbeitsschule mit ins Spiel; man wärmt die alten Pasquille wieder auf; treibt das Unwesen täglich ärger — und so bezeugte Ludewig mit der That, was Salomo spricht: Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes.

Siebentes Kapitel.

Trauergeschichte eines Chorhemds.

Wenige Tage nach dem unglücklichen Vorfalle, den das vorige Kapitel erzählt, starb Lips und bedachte

noch vor seinem Ende die Traubenheimer Kirche mit einem stattlichen Chorhemde. Bisher hatte der Prediger des Dorfs dieses heiligen Schmucks entbehrt und mußte sich mit seinem Leibhemde, wie alle übrigen Menschenkinder, begnügen. Aus weiser Sparsamkeit hatte man das überflüssige Flügelgewand bisher weggelassen. Ehrlich war froh, daß er damit verschont blieb; Magister Rohling aber konnte den Wunsch nach dieser geistlichen Zierde nicht bergen. Ihm dünkte sie so respecterweckend und unentbehrlich, wie der Leibrock, in welchem der Priester zu Jerusalem den Herrn um Offeibarungen bat. Lips war gleichen Geschmackes mit ihm. Eine Stiftung zu so heiligem Gebrauche schien ihm also das wirksamste Mittel, noch vor seinem Ende den lieben Gott gleichsam zu bestechen und sich einen unauslöschlichen Nachruhm zu erwerben. Im Geiste sah er schon vor seiner Leiche her den Prediger Heilmann in dem neuen Schmucke stolziren, und von der Kanzel herab hoffte er mit Segnungen und Lobsprüchen überhäufet zu werden. Er befahl daher: so bald seine Augen geschlossen seyn würden, die Leinewand zu kaufen und dem Pfarrer, nebst der letzten Willensmeynung, zu überschicken, daß das Chorhemd sogleich zusammen gemacht, in den Zipfeln aller vier Flügel mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet und bey seiner Beerdigung zum erstenmal angethan werden sollte.

Kurz entschlossen übernimmt Heilmann das Vermächtniß; läßt die Schullehrerinn rufen, das ganze Stück Leinewand in Kopf- und Halstücher zerschneiden und unter arme Mädchen des Dorfs mit der Bedingniß

ver-

vertheilen, daß sie die Tücher sogleich saumen und damit bey Lipsens Leiche erscheinen sollen.

Mit großen Augen schaute die Vetter- und Baasenschaft durch die Drehscheiben des Leichhauses, als Heilmann ohne weisses Uebergewand bey dem Sarge erschien. Noch größer aber war ihr Erstaunen, als er auf der Kanzel öffentlich erklärte: daß er das Vermächtniß des Verstorbenen wohlthätiger angewandt und damit arme Mädchen des Dorfs beschenkt habe, der gewissen Ueberzeugung, daß der Verstorbene, wenn man ihn in der Ewigkeit darum fragen könnte, die Verwendung seiner frommen Stiftung selbst billigen würde.

Wulfing, erschrocken über Heilmanns Unvorsichtigkeit, geht geradenwegs von der Kirche ins Pfarrhaus. — Herr, Sie haben mich heute mit Ihrer Chorhemdsgeschichte blaß gemacht bis in den Hals hinein! sagt er. — Warum? fragt Heilmann ganz betroffen. — Darum, erwiedert Wulfing, weil Sie widerrechtlich gehandelt haben. Es stand zwar in Ihrer Willkühr, ob Sie das einfältige Vermächtniß annehmen wollten oder nicht — und das letztere hätt' ich selber gethan; — aber ohne Beystimmung der Familie, durften Sie schlechterdings nicht mit der Leinewand, die zu einem geistlichen Flügelhemde gestiftet war, nach eigenem Gusto schalten und walten. Sie wissen, wie das Volk an dergleichen zufälligen Dingen hängt, und bey den gegenwärtigen Unruhen über Neuerungen, hätten Sie um so weniger das Wespennest stören sollen.

Heilmann, der alles zu hastig angriff, und des Irrthums sich nicht erwehren konnte, daß vernünftige

Vorstellungen alle Schwierigkeiten überwinden müßten, sah nun erst zu spät sein Versehen im wahren Lichte. — Hätten Sie mich voraus gefragt, sagte Wulfing: so hätte ich Ihnen gerathen, mit der Familie wegen besserer Verwendung der Leinewand zu sprechen und den Plunder wieder zurück zu geben, wofern sie auf dem Chorhemde bestanden wäre. Nun aber ists einmal wie es ist. — Gehn Sie heute zum Leichtrunke und machen Sie gelegenheitlich vernünftige Vorstellungen; denn sicher wird darüber allerley Unsinn geschwatzt. Das ist aber auch alles, was ich Ihnen rathen kann. Kommt indeß etwas vor mich: so werd' ich als Freund handeln.

Was Wulfing voraussah, traf alles ein. Das Chorhemd machte Gährung im ganzen Dorfe. Die Leute hatten sich auf den neuen Priesterschmuck so herzlich gefreut, und die Familie des einfältigen Stifters war im voraus so stolz auf das heilige Vermächtniß und auf die Namen in den vier Zipfeln, daß im Leichhause von nichts gesprochen wurde, als vom Chorhemde.

Wißt ihr, was ich dazu sage? fragte da Ludewig mit bedenklicher Mine. "Nu, was sagst du denn dazu?" — Ich, antwortete der Schalk mit trauriger Stimme, ich sage, was Sanct Paulus sagt: Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht — Galater am Dritten . . Wenn aber der Pfarrer mit Testamenten thun darf, was er will: so macht er uns am End auch das alt' und das neue Testament anders, und ein anders Testament in meinem Blut, und andre Testamentsworte zum heiligen Sacrament, und wir wer-

den Heyden, ohne zu wissen wie. Von seinen Predigten will ich gar nichts sagen; aber christliche Predigten sind's mein Seele nicht! Der Christ soll nicht sorgen und sagen . . . aber da sorgt und sagt man halbe Stunden lang von der heiligen Kanzel herab, wie man soll reich werden. Bald nimmt man auch den Strickstrumpf mit in die Kirche, weil doch nur alles aufs irdische abzielet. — Aber meinet willen! — Ich für meinen Theil habe meine längste Zeit gelebt und denke: was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne? — —

Die meisten in der Versammlung nickten dem Aufwiegler Beyfall zu. Da hast du recht! das ist wahr! Ja leider Gott erbarms! rief einer um den andern. . . Nur des Schulzen Reinhard, der mit dem gnädigen Herrn gereis't war, unterstand sich zu widersprechen.

Mich dünkt aber doch nicht, daß Ihr so gar recht hättet, Nachbar Ludewig, sagte er.

Ludewig. Nun laßt einmal die Leute reden, die übers Meer geflogen sind!

Reinhard. Ich flog nicht als eine Gans aus und kam nicht als Gänserich wieder. Von Reisen ist die Rede nicht, sondern vom gesunden Menschenverstande.

Ludewig. Und was sagt denn der, Herr Reinhard?

Reinhard. Der sagt, daß Ihr Dinge mit einander vermengt, die gar nicht zusammen gehören.

Ludewig. Nun so klaube mir doch einmal die Sachen auseinander, Herr Doctor!

Reinhard. Das will ich auch, ob ich gleich kein Doctor bin. Ihr sagt da z. E. vom Sorgen. Das geht ja nur eigentlich die Apostel an, die für den Unterhalt gar nichts sorgen sollten, weil sie dazu weder Zeit noch Gelegenheit hatten; was aber das ängstliche Sorgen anlangt, so hat man ja deßwillen die Arbeitsschule angericht't, damit die Leute mehr verdienen und nicht mehr Noth haben zu sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?

Ludewig. Von der Hauptsache red' ich, vom Testament und nicht vom Sorgen!

Reinhard. Von welchem Testament? Vom alten oder neuen?

Ludewig. Vom Alten und vom Neuen und vom Chorhemde.

Reinhard. Wie kommt denn aber das Chorhemd zum alten und neuen Testament?

Ludewig. Wie wohl? weil das Chorhemd auch im Testament steht!

Reinhard. Doch nicht in der Bibel?

Ludewig. Einfalt! Im Testament, das Lips gemacht hat.

Reinhard. Das ist doch hoffentlich ein ander Ding, als die Bibel! —

Ludewig. Testament ist Testament —

Reinhard. Wird doch wohl ein kleiner Unterschied seyn. Vom Abendmahle oder von der Bibel gebraucht, heißt Testament so viel als ein Bündniß; Hat denn aber Lips mit dem Pfarrer auch einen Bund

ge-

gemacht, daß er das Hemd anziehen soll? — Und wer wird denn so barsch in die Welt hinein behaupten: wer an Lipsens Verordnung was ändert, der ändert auch, was Christus verordnet hat?

Marks. Und doch heißt's in der heiligen Schrift: verachtet man doch eines Menschen Testament nicht. —

Rulli. Aber es steht auch dabey: wenn es bestätiget ist — wenn es gescheide Leute gut und nützlich befunden und ordentlich bekräftigt haben. Ist denn das auch bey dem Chorhemde geschehn??

Reinhard. Wenn alles gelten soll, was einer vor seinem Ende befiehlt: so könnt' es einem gar einfallen, mir ein Paar spanische Stiefel zu vermachen mit dem Beding, daß ich sie alle Wochen dreymal an die Waden schrauben soll.

Ludewig. Ist ein Unterschied zwischen einem Chorhemd und spanischen Stiefeln!

Rulli. Wenn nun aber der Pfarrer eben so wenig ein Chorhemd mag, als Reinhard spanische Stiefel, muß ers anhängen?

Ludewig. Ja! das dank' ihm Herodes! Alle Pfarrer in der Nachbarschaft habens so...

Reinhard. Aber hier nicht. Weil die vorigen keine gehabt haben: so ist's auch der nicht schuldig, so lang es der gnädige Herr nicht befiehlt. Lips konnte nicht befehlen, was der Herr Pfarrer anziehen soll. Er bleibt beym alten Herkommen.

Ludewig. Die Arbeitsschule ist auch kein altes Recht. Sind wir schuldig eine zu dulden? He? Müssen wir nicht doch? Und wer hat dem Pfarrer das Recht

gegeben, Hauben- und Halstücher aus dem Chorhemde zu schneiden?

Jetzt mengte sich die ganze Gesellschaft darein, und am Ende war alles verwirrter als zuvor. — Nichts ist gefährlicher für die gute Sache, als wenn das Volk darüber streitet. Keiner hält am rechten Flecke. Das hundertste wird ins tausendste gemengt, und die Vertheidiger fassen die Sache gewöhnlich so falsch an als die Bestreiter.

Im größten Gelärme trat Heilmann ins Zimmer. Die wenigsten sahen ihn vor Eifer, und schrien so lange fort, bis sie durch Treten und Stoßen erst aufmerksam gemacht wurden. Husch rissen sie die Hüte vom Schädel und waren auf Einmal verstummt. Heilmann grüßte sie freundlich und alle dankten erschrocken. Wo ist die Frau vom Hause, wo sind die Kinder? fragte er dann. — Sie kamen, und Heilmann fieng mit ihnen folgendes Gespräch an:

Euer seliger Mann und Vater hat vor seinem Ende noch die gute Absicht gehabt, etwas nützliches zu stiften. Nicht wahr?

„Ja wohl!" sagte die Witwe.

Ich habe mir also die Freyheit genommen, etwas an seinem Vermächtnisse zu ändern, fuhr Heilmann fort, weil er doch, wie ihr selbst sagt, etwas nützliches stiften wollte. (Indem er sich gegen die Versammlung wendet) Oder glaubt ihr, daß ein Chorhemd etwas nützliches ist?

"Nützlich nun eben nicht; aber man trägts halt so" — meynten die Gäste.

Wenn

Wenn man aber etwas trägt, das einem Kosten macht und doch zu nichts hilft? fragte der Pfarrer.

"Dann kann man's freylich weglassen," antwortete einer und zuckte die Achsel.

Heilmann aber begann nun im ernsthaftesten Tone: Man kann nicht nur, sondern man soll, wenn der Fall so ist, wie der gegenwärtige; denn das Chorhemd würde dem Gotteshause für beständig Kosten gemacht haben. Das Eine hätte nicht ausgereicht; folglich wäre noch eines nöthig gewesen. Das Waschen hätte Geld gekostet; die herabgeführten hätten nachgeschafft werden müssen, und so würde das Vermächtniß der Gotteshauskasse beständig Schaden gebracht haben. Ueberdieß war es meine Pflicht, den Willen des Verstorbenen recht zu vollstrecken, der nichts schädliches, sondern etwas nützliches vermachen wollte — Könnte ich ihn jezt darum fragen: so würd' er mir für die beßre Verwendung der Leinewand danken, weil er im Leben, vielleicht aus Schwäche des Alters, nicht recht darüber nachgedacht hat. (Gegen die Familie) Reut es euch aber, daß euer seliger Hausvater etwas gutes vor seinem Ende gethan und arme Mädchen gekleidet hat: so bin ich bereit, euch zurück zu zahlen, was die Leinewand kostet.

"Ach nein, das wollen wir nicht!" sagten die Verwandten; "nur haben wir uns betrübt, daß der letzte Wille des Verstorbenen nicht erfüllet worden ist."

Also war sein letzter Wille, erwiederte Heilmann, das Gotteshaus in vergebliche Unkosten zu setzen und

mir ein Flügelkleid anzuhängen, das weder für Hitze noch für Kälte hilft?

"Das Gotteshaus hat er gewiß nicht in Unkosten zu bringen verlangt," schluchzte die Hausfrau.

Das glaube ich selbst, versetzte der Pfarrer; wenn das aber nicht seyn soll: so müßt ihr es entweder lassen, wie ich es gemacht habe, oder noch ein Capital von 50 bis 60 Gulden aussetzen, damit davon die Chorhemden auch künftig unterhalten werden können. Ein für alle mal aber protestir' ich gegen das Einnähen der Namen! Mit guten Werken groß thun, ist Pharisäerey, und mit Vermächtnißen prahlen, die mehr schaden als nützen, ist, aufs gelindeste gesagt — Schwachheit. Uebrigens macht es dem sel. Lips mehr Ehre, zwölf arme Mädchen des Dorfs mit Hals- und Kopftüchern, als mich mit einem überflüssigen Chorhemde bedacht zu haben.

Funfzig bis sechzig Gulden noch aufzuwenden, um der lächerlichen Freude zu geniesen, den Pfarrer in einem Ueberhemde zu sehn, war den Hinterbliebenen nicht anständig, und die Art und Weise wie Heilmann seine Vertheidigung angriff, stellte auch die übrigen so ziemlich zufrieden.

Achtes Kapitel.

Lips hat im Grabe keinen Frieden, des leidigen Chorhemds wegen.

Kaum war aber der Rumor über das Stückchen Leinewand vertobt, als sich auf einmal ein Abentheuer zutrug,

trug, das den Eifer der Hemdernarren von neuem entflammte. Eines Sonntags in der Nacht stürzt Block mit gräulichen Gebehrden in Rommels Schenke. Wie ohnmächtig taumelt er auf die Bank und weiß Anfangs vor Athem nicht zu sprechen. Gott erbarme sich der armen Seele! ächzt er endlich. Oben steht er schnee-hagel-weiß und schlägt die Hände zusammen! — Wo steht er denn? fragt die Gesellschaft. — Hart vor der Sacristeythür', erwiedert Block. — "Und wer steht denn da?" — Wer anders als Lips? Gott hab ihn selig! — "Hast du ihn denn gekannt?" — Leibhaftig! leibhaftig! Man sieht weder Kopf noch Füsse; Schnee-hagel-weiß steht er da und noch einmal so lang als er im Leben war. — Das kommt von nichts anders als vom Chorhemde! Der Pfarrer bringt den unglückseligen Mann um die ewige Ruhe! schreit einer. — Freylich wohl! ruft der andere; All mein Lebtage hört' ich sagen, daß die Todten nicht ruhen können, wenn man Vermächtnisse nicht hält. — Da hast du recht! schreit der dritte. Zu Purrbach verschwieg einmal ein Mann, daß sein Weib Kerzen in die Kirche vermacht hatte: Potz alle Hagel aber, wie flugs trug er die Kerzen zum Schulmeister, als das Holter und Polter eine Nacht und alle Nächte fort gieng! — Vergeblich machten einige gescheidere Leute die Einwendung, daß Block unmöglich ja wissen könne, was und wen er gesehen habe, weil er selbst gestünde, daß Kopf und Füsse des Gespenstes verdeckt wären. — Die Schreyer behielten doch Recht, und wer schon im Bette lag, mußte diese Nacht noch die schreckliche Neuigkeit erfahren.

Des

Des andern Abends lauft das Volk Schaarenweise zusammen und steht vorm Eingange des Kirchhofs. Fest hält sich eines an das andere; das Gespenst aber erscheint nicht. Gleichwohl versammelt sich das ganze Volk am dritten Tage wieder. Nur der gnädige Herr und Gottfried, die beyden Vögte, der Pfarrer und Lieberich, die Tags zuvor auch auf dem Platze gestanden waren, blieben dießmal zu Hause, weil sie das Ganze für einen Augenbetrug des dummen Gespenstersehers hielten. — Zum Unstern erschien gerade dießmal der Geist wieder, weiß vom Scheitel bis auf die Zehen und in der kläglichsten Stellung. Vor der Sacristeythüre sah man die Erscheinung zuerst, und dann gieng sie mit Händeringen über den Kirchhof bis vor den Gottesacker. Niemand unterstand sich aber den Geist zu besprechen oder anzutasten. Aengstlich zog sich der ganze Haufe zurück, und diejenigen, die das Gespenst nur von ferne verfolgten, waren schon Frevler und Waghälse. Vor der Thüre des Gottesackers verschwand endlich die Figur; und auch den klügsten im Dorfe war der Auftritt ein Räthsel.

Jetzt erhob sich der Tummult über das Chorhemd von neuem. Zwey Mädchen brachten, auf Befehl ihrer Aeltern, die Tücher ins Pfarrhaus zurück, um an dem Unheile nicht mitschuldig zu seyn. Die Familie des Verstorbenen schrie Ach und Weh. Herr und Vogt und alles war verlegen; aber niemand so sehr als Heilmann. Täglich lauerten sie nun im Verborgenen, und hofften um so eher das Gespenst zu entdecken, weil der Mond eben im Begriffe war ins erste Viertel zu treten;

aber zum Unstern blieb die Erscheinung aus; und zum noch größern Unheile kam eine sinnlose Schrift von zwey Bogen in das Dorf, unter dem Titel: **Erweckung an christ-lutherische Gemeinden, deren Seelsorger das rechte Christenthum nicht predigen, von Athanasius Glauber.**

Heinrich, Wulfing und Heilmann waren sehr betreten darüber, weil sie leicht voraus sahen, welchen Eindruck dieser Wisch, bey der damaligen Stimmung des Volks machen würde; gleichwohl hielten sie nicht für rathsam, im Dorfe viel Nachfrage darum zu halten, weil sie fürchteten das Aufsehen nur zu vergrößern. Unter der Hand aber suchten sie den Aufenthalt des Herrn Athanasius zu erforschen, um ihn als Pasquillanten belangen zu können. Zu ihrem nicht geringen Verdruße erfuhren sie, daß er schon vor einem Vierteljahre mit einem Kaufmannsschiffe nach Amerika abgegangen sey, um in der neuen Welt ein Glück zu suchen, das ihm die alte versagt hatte. — Der Wisch gieng indeß von Haus zu Haus, und machte die Köpfe so schwindlig, daß sie drohten, aus der Kirche zu laufen, wofern der Pfarrer noch Einmal das unrechte Christenthum predigen würde. Wulfing und der gnädige Herr selbst riethen nun dem Prediger, mit dem sogenannten unrechten Christenthum eine Zeitlang inne zu halten. — Das taugt nicht! meynte Heilmann. Zufahren muß man und den Leuten die Albernheiten des elenden Geschmiers erklären. — Ei so erkläre! rief Wulfing. Bauern, die einmal toll sind, lassen sich nichts erklären. Entweder stehn sie wie Bildsäulen, oder werden

den gar aufstössig. Wir müssen schlechterdings nun piano thun und auch die Arbeitsschule nur gehn lassen wie sie von selbst geht.

Indeß erhebt sich von neuem wieder das Geschrey: "Lips steht an der Sacristeythüre, und jammert bis vor den Gottesacker!" — Der Auflauf wird noch grösser als er schon war. — Der gnädige Herr, Wulfing, Ehrlich, Heilmann, Lieberich und Gottfried verabreden sich, ernstlich der Sache nachzuspüren. Ehrlich und Gottfried schleichen beym Abendläuten in die Sacristey; Heilmann und Lieberich postiren sich an die Ecke des Gottesackers; der gnädige Herr und Wulfing aber stecken sich in das Bahrhäuschen am Kirchhofe, von wo aus man gerade nach der Sacristeythüre hin sehen kann. So war alles besetzt, ohne daß jemand aus den vielen Zuschauern davon Kundschaft hatte. — Der Geist erscheint wie sonst in schneeweißer Gestalt vor der Sacristey, schlägt ringend seine Hände zusammen, und Heinrich gibt, verabredeter Massen, durch einen Pfiff ein Zeichen. Wie Blitze aus Wolken, fahren in diesem Augenblicke Ehrlich und Gottfried aus der Thüre hervor; Heinrich prallt aus dem Bahrhäuschen mit Einem Sprunge heraus. Ehrlich schlägt mit dem Stocke nach dem Gespenst, trifft aber zu kurz. Gottfried schießt mit kleinen Schrooten nach den Füssen — und fehlt; der Geist verliert sich aus dem Gesichte; das ganze Volk schreyt laut auf vor Schrecken; Heilmann

und Lieberich kommen auf den Schuß herbey; aber weg ist die Erscheinung! — Ja du Gott, sagen die Zuschauer unter einander, da sieht mans leibhaftig, daß es ein Geist war, und Gottfried hat vom Glücke zu sagen, daß die Schroote nicht zurück geprallt sind. Fangt ihr Gespenster ihr Waghälse!

Voll edlen Unwillens hebt der gnädige Herr an, das Volk hart anzulassen, und Heilmann sagt: hier heißt es recht wie im Prediger steht: Ob der Narr gleich selbst närrisch ist in seinem Thun: so hält er doch jedermann vor Narren. *) Indem sie so das Volk zu stillen und zu überzeugen suchen, ruft eine Stimme: Hollah, lustig! der Geist ist gefangen! — Und siehe da! Nulli kommt mit einem weißen Tuch unter dem Arm und führt einen Kerl über den Kirchhof. — Um Gottes willen laß mich! ruft der Gefangene mit Zittern und Beben. — So bald du dich in deiner ganzen Positur gezeigt hast! sagt Nulli, und stellt dann den einaugigten Ludewig vor den gnädigen Herrn:

"Hier, gnädiger Herr, ist der weiße Geist, den ich bey Fleisch und Bein gepackt habe!"

Heinrich. Bravo Nulli! das war ein Meister-Fang; aber wo hast du ihn denn gepackt?

Nulli. Vor seiner Hausthüre. Den Schelm hatt' ich längst im Verdacht und schlich mich daher vor seine Hausthüre. Voller Athem kam er gerennt, hatte den weißen Gespenster-Mantel unter dem Arm und wollte hinein wischen; aber Halt! sagt' ich; erst prä-

sen-

*) Pred. Sal. 10, 5. Nach Luthers Worten, deren eigentlichen Sinn Heilmann nicht bestimmt.

sentir' dich dem gnädigen Herrn und dann marschier wohin du willst, oder wohin man dich führt!

Jetzt erst erholt sich Ludewig vom ersten Bestürzen und hebt an zu leugnen. Was? schreit er, geht man so mit ehrlichen Leuten um? Still wie die Unschuld gieng ich nach Hause; da packt mich der liederliche Maurer wie ein Henkersknecht. Ich war bey einem Nachbar auf der Vorsetz *) und dachte nichts Böses.

Halte, halte! schreyt Gottfried, mich deucht, Kerl, ich habe dich doch gezeichnet. Sogleich visitirt er und sieh! das Blut dringt tropfenweise durch den schwarzen Strumpf. Nu, Bursche, wirst du dich hoffentlich nicht mehr weiß brennen, sagt Gottfried. Ludewig verstummt, und Nulli deckt das weiße Tuch dem Schelm über den Kopf. — Das Gemurmel, das unter dem Volke geherrscht hatte, bricht nun auf Einmal in lautes Lachen aus. Ludewig steht und redet kein Wort. — Aber, Schurke, sagt der gnädige Herr, wie bist du denn vor der Gottesackerthüre verschwunden? warum machst du dich dießmal nicht unsichtbar? — Nach vielem Fragen und Drohen sagt endlich der Schalk: Ach Herr! ich ließ eben flugs das Tuch fallen, schob es unter meinen schwarzen Küttel und lief davon. Im Neumonde sah man die schwarze Farbe nicht. — Genug! erwiedert der gnädige Herr. Morgen sprechen wir uns wieder. Marsch nun ins Gefängniß! — Lustig, ins Loch! ruft Jost und schleppt den einaugigten hinkenden Geist in den Gewahrsam.

Wul-

*) Zuspruch. Besuch.

Wulfing befahl, in der Nacht noch den Bader von Purrbach zu rufen und den Fuß verbinden zu lassen; Heinrich aber wandte sich nun mit einer eisernen Strafpredigt gegen das Volk. Wulfing, Ehrlich und Heilmann vereinigten sich mit ihm, und nach vernommener Lection und Ermahnung trollten die Gespensterseher schamvoll nach Hause. Bey der Visitation der Schußwunde fanden sich nur etliche Schroote im Waden, und am Morgen des andern Tages gieng's schon zu Wulfing und Ehrlich ins Verhör.

Neuntes Kapitel.

Der neue Schulze macht sein Meisterstück.

Im Verhöre gestand nun der Bösewicht, daß er es bloß gethan habe, um sich, wegen der Leichenpredigt auf seinen Klaus, am Pfarrer zu rächen. Heinrich befahl, ihn sogleich an einen Karren zu schliessen und acht Wochen bey Wasser und Brod schanzen zu lassen. Wulfing that den Vorschlag, ihm die Besserung des schlechten Gespensterwegs von der Kirche zum Gottesacker anzuweisen. Der gnädige Herr billigte den Vorschlag, und Ludewig, der sich vergeblich zur härtesten Geldstrafe erbot, machte, vor einer Menge Volks, das herbey lief, gleich am folgenden Tage den Anfang, nachdem er zuvor aus dem Dorfsgerichte war gestoßen worden. Vergebens war die Fürbitte des Predigers; vergebens

das Heulen und Schreyen der Familie. Mit unerbittlicher Strenge bestand Heinrich auf seinem Sinne. Der Richter soll nicht strafen ohne Noth, sagt er: und wenn es Noth thut, von der Strafe nicht abgehn.

Nun war nur die Frage noch übrig, wie der üble Eindruck wieder zu tilgen sey, den die feinen Erweckungen in der christ- lutherischen Gemeine gemacht hatten. Aus verschiedenen Gründen hielt der Orts-Schulze für gewiß, daß der Wisch durch Marksens Hand gegangen seyn müsse. Kurz entschlossen geht er zu ihm und sagt: "Hör' Alter, ein Wort im Vertrauen! Du steckst mit der Schmähschrift gegen unsern Pfarrer im Verdacht bis über die Ohren, und kein Mensch ist vielleicht so ehrlich, dir heraus zu helfen."

Marks. (Sichtbar verlegen) Wie? was? warum? wer hat mich im Verdacht?

Schulze. Der gnädige Herr. Ein gewisser Jemand will beweisen, verstehst du mich beweisen, daß er das Pasquill von dir bekommen habe.

Marks. Das sagt mir ein Schelm nach!

Schulze. Auch recht! Ich wollte dir meinen guten Willen anbieten. Hier hab ich also nichts verlohren. Willst du dein Heil mit dem Junker versuchen: so bin ich's zufrieden. (will gehn.)

Marks. (hält ihn zurück.) Du machst wenig Federlesens, Nachbar Schulze!

Schulze. Und der Herr Jagdjunker noch weniger, wie du weißt und erfahren wirst. —

Marks.

Marks. Und was hättest du mir denn eigentlich zu sagen?

Schulze. Daß du nun, da sich das Blättchen mit dem Pfarrer gewandt hat, den Kopf aus der Schlinge ziehn, und den hineinstecken sollst, von dem du den Wisch bekommen hast.

Marks. Ja wenn ich den wüßte, von Herzen gern! Ich bin dem Pfarrer so gut, wie meiner Seele.

Schulze. Wenn du ihn nicht weißt, Nachbar: so will ich ihn auch nicht wissen. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen! (will wieder gehn.)

Marks (Ihn noch einmal zurückhaltend) Wozu soll es aber helfen, wenn ichs auch wüßte?

Schulze. Dazu, daß man nun bey der rechten Schmide gleich anfienge und nicht bey dir erst anklopfte, wo's weh thut.

Marks. Schulze, du führst mich ins Garn! Du meynst es nicht gut!

Schulze. So sieh, wers besser mit dir meynt! (greift nach der Thüre.)

Marks. Na, na, nur nicht so kurz angebunden! — Schulze! kannst du reinen Mund halten?

Schulze. Wenn du das nicht glaubst: so mußt du mir nichts anvertrauen.

Marks. Nun in Gottes Namen! aber bring mich nicht in die Schlamasse! — Der Schulmeister Aizet von Bergfelden hat mir letzthin auf dem Bergfelder Viehmarkt drey solche Athanasius gegeben, die ich in aller Herzenseinfalt . . .

Schulze. Ihr Leute seyd immer voll Herzenseinfalt, wenn ihr einen bösen Streich gemacht habt; aber

ich steh dir dafür, daß du doch ohne Strafe durchkommen sollst: nur wider den Schulmeister mußt du zeugen, wenn er nicht gutwillig gesteht.

Marks. (Die Achsel zuckend) Je, wenns seyn muß; — Aber laß mich aus dem Spiel!

Schulze. Hier hast du meine Hand! wenns Menschen möglich ist. — Danken wirst du mirs aber auf jeden Fall, daß ich dir so gerathen habe. (geht fort.)

Des folgenden Tags in aller Frühe geht der Schulze nach Bergfelden und überrascht den Schulmeister. Dieser will leugnen; Fritz aber versichert, daß Marks es mit einem Eidschwur erhärten wolle; daß man seine Handschrift . . . Was? Handschrift? schreyt der Schulmeister und nimmt ein Papier aus der Schublade. Wenn Ihr das Pasquill oder was es ist gesehen habt: so vergleicht — — Ei! sagt Fritz Rüdiger, der eben einen Knaben von etwa 12 Jahren am Tische sieht, Seine oder Seines Sohnes Handschrift — das gilt mir gleich! (indem er sich gegen den Jungen kehrt) Du hast einen Streich gemacht, Bursche, der dich hoch zu stehn kommen soll! — Vor Schrecken wird der Knabe blaß und roth und hebt an bitterlich zu weinen. Der Schulmeister aber wagt es nicht, länger zu leugnen. Mein liebster Herr Schulze! sagt er mit bebender Stimme, dem Dinge wird Er selbst abgemerkt haben, daß es ein Schriftgelehrter geschrieben hat, und kein armer einfältiger Schulmeister. — Ja, ja! ein Schriftgelehrter und Pharisäer, das glaub' ich! erwiedert

dert der Schulze; so lange wir den aber nicht kennen, müssen wir uns an Ihn halten. – Nun in Gottes Namen! sagt endlich der betroffene Schulmeister. – Mein Sohn bekam das elende Ding von unserm Herrn Magister Rohling. – –

Schulze. (erstaunt) Vom Magister Rohling, der des Pfarrers Kinder in der Mache hat?

Schulmeister. Ja Herr Schulz; aber das sag' ich im engsten Vertrauen.

Schulze. Mit dem engen Vertrauen ist mir nicht gedient. Der Pasquillmacher muß gerichtlich gepackt werden. Schriftlich will ich es haben!

Schulmeister. Herr Gott, wo denkt Er hin? Unser einer lebt in Umständen, daß man sich mit dem Pfarrhause nicht abwerfen darf. Ein armer unglücklicher Schulmeister muß immer . . .

Schulze. Auch recht! so mag Er den Handel auf seine eigenen Hörner nehmen und beym Dorfs-Gerichte verantworten.

Längst schon hatte der Schulmeister sich mit dem Gerichte verfeindet. Aus Furcht vor der Strafe gesteht er also den ganzen Handel: daß ihm Magister Rohling (der seit seinem Abschiede von Traubenheim, in Bergfelden beym Pfarrer sich aufhielt) das Papier zum abschreiben gegeben, und ihm den Antrag, im engsten Vertrauen, gemacht habe, gelegenheitlich etliche Stücke nach Traubenheim zu bringen; daß Er es nicht wohl habe abschlagen können, weil der Magister seinen

Sohn Casimir, mit den Kindern des Predigers, unen geldlich unterrichte; daß es sein Sohn in aller Einfalt abgeschrieben und Er eben so wenig als dieser gedacht habe, daß es damit so viel auf sich hätte.

Daran liegt mir nichts — erwiedert Fritz. Geb Er mir nur schriftlich, daß Er das Ding vom Magister hat, und dann wollen wir herzlich gern an Seine Einfalt und Unschuld glauben.

Nothgedrungen schreibt endlich der Schulmeister folgenden Schein:

" Daß mein Sohn Casimir, eine kleine Schrift, Erweckungen ꝛc. betitelt, von des Herrn Magister Rohlings Wohlehrwürden erhalten und abgeschrieben habe, und daß ich von solcher, jedoch in aller Unschuld, einem Bauer von Traubenheim, auf Befehl des Herrn Magisters, drey Stücke zugestellt habe, ein solches bezeugt, Bergfelden, d. 21 Dec. 1721.

Florian Azet,
zweyter Schullehrer daselbst. "

Froh mit dem stattlichen Zeugniß kehrt der Schulze nach Traubenheim zurück. Es war eben ein Feyertag. Er geht in die Schenke. Die ganze Stube wimmelt von Gästen und Fritze zieht sein Geständniß, nebst der Schrift des angeblichen Herrn Athanasius Glauber aus der Tasche. — Was neues ihr Herren! ruft er. Ich muß euch vom Athanasius Glauber erzählen. — Je, vom Vetter des abgesetzten Amtmanns, der unser Pfarrer hat werden wollen und das Ding geschrieben

hat?

hat? fragen die Gäste. — Von dem Schmierer, der das Pasquill geschrieben hat, ja! aber nicht vom Vetter des Amtmann Schlackers — erwiedert der Schulze. Wißt ihr wohl, daß sich ein niederträchtiger Bursche bloß hinter den Namen versteckt hat? — — Wer? wer hätte das gethan? schreyt das Volk. — Kein anderer Mensch als der saubere Magister Rohling! erwiedert der Schulze. — Was? was? unser Magister, der Blöker? schreyt alles zusammen. — Ja wohl! sagt der Schulze; lies't den Zettel des Schulmeisters vor, und fängt dann an, auch die feinen Erweckungen des Aufwieglers in die Cur zu nehmen. Was wir nicht blinde Sixe waren, sagt er, daß wir nicht im ersten Augenblicke darauf verfallen sind! Sieht mans doch dem ganzen Geschmier an, von welcher Hand es kommt!

Ein für allemal, fährt er fort, hat sich, ausser uns, kein Mensch um unsern Pfarrer zu kümmern. Wenn wir unsere Meynung über ihn sagen, dann ists ein ander Ding; aber unsrer eignen Ehre willen, können wir schlechterdings nicht erlauben, daß fremde Leute, die es nichts angeht, in unsre Händel sich mengen!

Richtig, richtig! schreyt das Volk zusammen. Und am allerwenigsten der Brüller von Bergfelden!

Aber hört nur weiter! setzt der Schulze sein Gespräch fort: das schönste vom ganzen Handel ist, daß er uns, uns alle zusammen, auf jeder Seite lästert und schmäht und vor der ganzen Welt weit mehr zu Schanden macht, als den Pfarrer.

Ach, davon haben wir doch nichts gesehen! sagen etliche.

Gut, laßt einmal hören! versetzt der Schulze. (Er fängt an, Stellen aus der Schrift vorzulesen.) Hört einmal: wie gefällt euch die Stelle?

"Ihr armen verirrten Schaafe! blindlings laßt ihr euch leiten in die Moräste des ewigen Verderbens und nehmt den Schierling des Unglaubens für das grüne Gras des lautern Evangelii. Ach daß der Morgenstern aufgieng in euren Herzen! Daß die Decke Mosis von euren Augen fiele! Daß ihr möchtet unterscheiden lernen die Stimme des Miethlings von der Stimme des Hirten!"

Also sind wir sammt und sonders dummer als Ochsen? fressen Schierling für Gras, und tappen blind in die Welt wie junge Katzen? ruft der Schulze voll Unwillen.

Das ist ein Bengel! Das sind dir Grobheiten! Ists nicht wie wenn der Magister vor uns leibte und lebte! Aber weiter im Text! schreyt die Gesellschaft.

(Der Schulze lies't fort.)

"Ach daß sich der Herr über Zion erbarmte! Daß ihr, arme Verführte! doch einmal begreifen möchtet, daß ihr blos hingeleitet werdet zu den trüben Quellen des irdischen Reichthums, und die ewig fließenden Wasserbrünnlein Gottes in Unwissenheit vorbey geht! Aber das ist vor eueren Augen verborgen — und am Ende werdet ihr ausrufen: wir Thoren haben des rechten Wegs verfehlt!"

Was?

Was? schrie einer, so wären wir ja Narren? — Und hast du nicht gehört, daß wir keine Begriffe haben sollen, weil er schon wieder vom Begreifen redet? sagt der andre. Und der dritte: Habt ihr auch gehört, daß er über uns das Ach und Weh ausruft, wie der Herr Christus über die Stadt Jerusalem?

Ja wohl! sagt der Schulze. Durchaus ist die ganze Schrift voll solcher Grobheiten, und wenn mans beym Licht besieht: so geht Rohling eigentlich darauf um, Uns zu beschimpfen, weil wir ihm nicht zum Dienste geholfen haben. Ochsen müßten wir ja seyn, wenn wir nicht begriffen, daß man, nächst Gottes Wort, auch Nahrung und Kleidung haben, und daß man also fürs Zeitliche auch sorgen muß. Was thut denn also der Herr Pfarrer unrechts, wenn er uns ermahnt, ordentliche fleißige Wirthschafter zu seyn, und wenn er uns zuweilen sagt wie man das werden und bleiben müsse? Hat doch der Herr Christus den Leuten auch im Leiblichen oft geholfen und gerathen; und ein für allemal! wer kein fleißiger, räthlicher und ordentlicher Bürger ist, kann auch kein Christ seyn! Das begreifen wir besser als der Magister, wenn er gleich behauptet, daß wir keine Begriffe hätten. Zu trüben Quellen hat uns der Pfarrer nie hingeleitet und aus denen trinken wir auch nicht. Eine Predigt von ihm ist mir lieber, als zehn Jahrgänge von dem Wortflicker. Aber der vergönnt uns einmal nicht, daß wir zu Geld und Gut kommen, und sähe gern, daß wir aus Starrsinn alle zu Lumpen würden.

Der Schulze hat recht! heißt es. Aber sind wir schuldig, uns das von dem Schreyhals gefallen zu lassen?

Nein! sagt der Schulze und schlägt auf den Tisch. Mein Rath ist: eine Deputation geht zum Herrn Vogt Ehrlich und läßt eine Schrift machen wider den Magister; die tragen wir nach Bergfelden und, ich steh dafür, die Gemeinde jagt den Grobian zum Henker!

Und das auf der Stelle! sagen die Leute. Laßt uns aber nur gleich zum Vogt gehn!

Der Schulze steht auf: "Wer geht mit?" Ich! ich! ich! schreyen die Leute zusammen; und eh man sichs versieht sind ihrer zehn in der Vogthey.

Was bringt Ihr gutes? fragt Wulfing.

Wir wollen den jungen Herrn Vogt bitten, sagt der Schulze, daß er uns eine Klagschrift macht.

Ehrlich. Gegen wen?

Die Deputirten. Gegen den schandgroben Magister zu Bergfelden.

Ehrlich. Warum denn? was hat er euch gethan?

Die Deputirten. Der Schulze hats herausgebracht, daß er das Bisquill (Pasquill) über unsern Herrn Pfarrer gemacht und sich nur anders getauft hat, daß man nicht wissen soll, daß er's ist. Nun aber wissen wirs und leiden's mit aller Gewalt nicht. Unser Pfarrer geht ihn nichts an, und dazu hat er auch uns drin schimpfirt.

Wul-

Wulfing. Wißt ihr denn aber gewiß, daß er den Wisch geschrieben hat?

Schulze. Hier, Herr Vogt, ist es schriftlich! (Er legt ihm das Geständniß des Schulmeisters vor.)

Wulfing. Gut! Man kann nicht verlangen, daß ihr die Beschimpfung auf euch ruhen laßt. Dem Magister gebührt eine Ahndung!..

Ehrlich. Kommt nur Morgen Früh um 8 Uhr wieder; Die Klagschrift soll bis dahin fertig seyn.

Schulze. Könnten wir sie nicht noch heute bekommen, Herr Vogt? Wir giengen gerne Morgen vor Tags.

Ehrlich. Auch das! Ihr andern geht also ruhig nach Hause; nur der Schulze muß hier bleiben und die Klagschrift besser an die Hand geben.

Zehntes Kapitel.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt endlich selbst hinein!

In aller Welt, was ist das für ein Kehrum in den Volksköpfen? fragt Ehrlich, als die übrigen fort sind. — Das Volk, Herr Vogt, ist in seiner Aufgebrachtheit wie Wehrwasser, das über den Acker schlemmt. Ganz zurück halten kann man es nicht; aber ableiten auf eine andre Seite. Was bisher über unsern Herrn Pfarrer gieng, das hab ich dem saubern Magister über den Hals geführt — sagt der Schulze lächelnd, und erzählt die Geschichte.

Nun,

Nun, Rüdiger, an Euch hab' ich mich nicht geirrt! sagt Wulfing und klopft ihm auf die Achsel. Laßt uns nur das Eisen schmieden, weil es warm ist! Das Volk ist wetterwendisch wie Thurmfahnen und besinnt sich alle 24 Stunden anders. —

Eben deßwillen trieb ich so sehr an der Schrift, sagt der Schulze. Wir verlassen uns darauf, daß sie heute noch fertig wird. Für übermorgen steh ich nicht gut.

Vor Anbruch des Tages weckt er die Deputirten zum Marsche; bey guter Zeit ist er mit ihnen in Bergfelden und übergibt die meisterhafte Klagschrift. — Der Schulmeister wird zuerst abgehört und dann auch der Magister aufs Rathhaus gefordert. Was? Mich, Mich, untersteht sich ein Dorfsgericht aufs Rathhaus zu fordern? schreyt dieser, und stößt dabey die ungezogensten Schimpfreden aus. Vergebens erinnert ihn der Pfarrer, daß er es mit dem Rathe eines Reichsdorfs zu thun habe. Der Magister wird nun noch toller darüber und vergeht sich so weit, daß er dem Schulmeister Azet in das Haus stürzt und ihn um den Dienst zu bringen droht, wofern er ihn nicht auf der Stelle von dem Verdachte würde frey machen. Er verließ sich darauf vor der ganzen Welt sich durch zu lügen, weil Athanasius Glauber, dessen Namen er gemißbraucht hatte, sich aus der alten Welt hinaus gemacht hatte. — Das Dorfsgericht ließ sich aber weniger auf Untersuchung der Schrift, als auf seine Grobheiten ein, und schickte ihm, ohne viele Umstände, die Dorfsverweisung. Der Pfarrer war eben nicht sehr um ihn verlegen; und Robling mußte

te Bergfelden mit Sack und Pack binnen 24 Stunden verlassen, ohne noch zu wissen wo aus und wo an.

Nach allerley Wanderungen erhielt er am Ende ein elendes Stückchen Brod in der untern Pfalz und starb in größter Dürftigkeit. Seine Witwe zog noch vor etlich 30 Jahren mit einem Bettelbriefe im Lande umher, und kam unter andern auch mehrmals vor Ehrlichs Thüre, der sie jederzeit reichlich bewirthete und beschenkte, so wenig es auch ihr Mann um ihn und seinen seligen Vater verdient hatte.

Die guten Anstalten nahmen nunmehr erwünschteren Fortgang. Marks mußte dem Schulzen versprechen, künftig nie wieder den Pfarrer zu verfolgen. Aus Dankbarkeit, daß Fritz seinen Namen verschwieg, oder doch wenigstens aus Furcht, erst späterhin verrathen zu werden, hielt er auch so ziemlich sein Wort.

Heilmann wurde nach kurzer Zeit fast allgemein gelobt, und wählte sich die mittlere Tochter des Pfarrers Schatz in Bergfelden, (welche der Schulze, bey Gelegenheit des Streits mit dem Magister, kennen gelernt und seinem Prediger empfohlen hatte,) zum Weibe. Die Leutseligkeit dieser Frau gewann aller Herzen. Durch Fleiß und Sparsamkeit schlug sie sich mit ihren Kindern, auf dem geringen Dienste, ritterlich durch, bis die Vorsehung für ihren Unterhalt besser sorgte. Mit sanfter Rede wußte sie ihren Mann immer zu gewinnen, wenn er in einer Sache zu heftig war. Ihre Kinder, deren sie nach und nach sieben zusammen brachte,

te, wuchsen gesund und wohlgesittet heran, so daß Heilmann die Worte der Seelsorgerregel "der gehorsame Kinder habe" getrost erklären durfte. Der Wohlstand des Dorfes mehrte sich zusehends. Die Sitten wurden geschlachter und alles versprach die glücklichste Zukunft.

Von dieser fröhlichen Aussicht kehre ich mit Widerwillen noch einmal auf Ludewig, den schändlichen Bösewicht, zurück. Die wohlverdiente Strafe war in seinen Augen nichts anders, als Rache wegen der Jud-Schommelschen Händel. Er schäumte vor Wuth gegen Wulfing und Rulli, und rief den vorübergehenden zu: Macht euch keinen Vogt zum Feind, sonst gibts einen angelegten Handel! Was für einen? fragte ihn einmal der Schulze. Siehst du die Schelle*) nicht? erwiederte der Schalk. – Mit Einem Worte, Ludewig war wie alle seines gleichen... Nicht seiner Bosheit, sondern einem heimlichen Groll des Beamten, schrieb er seine Strafe zu. Von der eigentlichen Ursache schwieg er; schrie nur von vergangenen Dingen, die nicht hieher gehörten, und klagte über Gewalt und Unrecht. Bald stellte er sich krank, bald wahnsinnig; aber alles umsonst! – Wohl auskasteyt und gebändigt, wurde er nicht eher als nach Verlauf der 8 Wochen entlassen, und mit lebenslänglichem Zuchthause bedroht, wofern er noch Einmal über ähnlichen Streichen würde betroffen werden.

Das war nun freylich nicht wieder der Fall; aber Ludewig schien dazu bestimmt, eine Zuchtruthe fürs

Dorf

*) Das Eisen, mit welchem die Schanzer an den Karrn angelegt sind.

Dorf zu seyn. Noch keine zwey Jahre waren ins Land, als er durch Aberglauben dem Dorfe so gefährlich wurde, wie ehehin durch Bosheit. Zwey Rinder waren ihm nach einander am sogenannten Schuße gefallen. Eines seiner Pferde bekam den Rotz, und weil er es nicht besonders stellte: so steckte das kranke bald auch das gesunde an. Nach kurzer Zeit mußten beyde niedergestochen werden. Schon jetzt glaubte Ludewig nicht, daß das mit rechten Dingen zugegangen sey; nach einigen Wochen aber, als eine seiner Kühe Blut milchte, ward er seines Verdachtes gewiß; lief zu dem Schackenberger Schinder, der als Hexenmeister berühmt war, und bat ihn, um Geld und gute Worte die Hexe zu züchtigen und seinen Stall zu behüten.

Sonst war es nämlich des Wasenmeisters Gewohnheit, der Hexe den Topf zu rühren, ihr, vorgeblich, das Auge auszuschlagen, oder den Rücken braun und blau zu machen. Weil er aber schon verschiedenemal mit den unsinnigen Teufeleyen unschuldige Leute in Verdacht, halbe Dörfer in Uneinigkeit und sich selbst in Strafe gebracht hatte: so machte er keine Hexe mehr nahmhaft und trieb überhaupt seine Betrügereyen nun anders. Er nahm drey Papierchen und machte sie rechts und links voll Krackenfüsse. Dann bohrte er über dem Bahren drey Löcher, wobey ihn jedoch, wie überhaupt bey der ganzen Stall-Behüterey, niemand beschreyen durfte. In diese drey Löcher steckte er nun die drey Zetelchen und schlug, indem er allerley unverständliche Wörter daher murmelte, auf jedes einen Zapfen von Hexenholz, das er in der Walpurgisnacht geschnitten zu

ha-

haben vorgab. Dann brachte er eine Oblate aus dem Sacke, that sie in ein Schächtelein und grub dieses unter vielen † † † und Segensprechereyen unter die Stallthüre. Die Oblate, sagte er, muß beym heil. Nachtmahle gestohlen werden und kostet mich selbst einen harten Thaler. — War das alles geschehen, so nahm er eine Stürze mit Kohlen, streute stinkendes Harz darauf, und räucherte damit zwey und dreyßigmal ins Kreutz, ließ sich zwey bayrische Thaler bezahlen und versicherte, daß nun der Böse gebannt sey und dem Stalle nichts mehr anhaben könne.

So wenig auch seine Hocus Pocus halfen, und so oft auch Unglück in Ställen erfolgte, die der Betrüger ausgeräuchert hatte: so war doch das Volk nicht klug zu machen. Unter die Narren gehörte nun auch Ludewig. In der Nacht nach dem Ausräuchern entstand aus einer herabgefallenen Kohle plötzlich ein Brand. Ludewig hörte das Brüllen des Viehes; öffnete den Stall; das Feuer bekam Zugluft und griff unaufhaltsam um sich. Ludewig wollte heimlich löschen, weil damals auch in Traubenheim noch Strafe darauf gesetzt war, wenn jemand durch Nachläßigkeit Feuer auskommen ließ, wodurch denn, ganz natürlich, die Leute abgeschreckt wurden, sogleich Lärm zu machen. Aber alles war hier umsonst. Mit schrecklichem Ungestümm brach die Flamme heraus, und ehe noch alles in Bereitschaft zum Löschen war, stand auch die mit Stroh gedeckte und bis oben an mit Getreid gefüllte Scheune in Brand.

Glücklicherweise hatte Wulfing kurz zuvor, mit vielem Widerspruche des Dorfs, eine grosse Wasser-

sprü-

sprütze gekauft, jeden Dorfsnachbar mit 2 Feuereymern versehn und allerley Löschanstalten gemacht. Die ganze Gemeine mußte sich auf seinen Befehl vor der Linde versammeln, um die Sprütze zu probiren; das Volk wurde bis zum nächsten Bache in Reihen gestellt; die Erwachsenen reichten einander die vollen Eymer zu; durch die Hand der Kinder giengen die leeren wieder zurück; starke Männer übten sich in der Kunst, das Wasser hoch empor zu schütten; die Schafschwemme wurde so eingerichtet, daß man mit den Feuerkufen auf der einen Seite hinein und auf der andern hinaus fahren konnte, wobey die Kufen von selber sich füllten. Bald commandirte Vogt Ehrlich an diesen, bald an jenen Brunnen und ließ alle nur möglichen Schwenkungen machen; gab zugleich auch Unterricht, wie man sich in diesem oder jenem Falle verhalten müsse, und vertheilte die Geschäfte so, daß jeder Bürger nun wußte, was er bey einer Feuersbrunst zu thun habe.

Dieß alles hatte die Gemeine für überflüssiges Spielwerk gehalten und nur deßwillen gebilligt, weil die Löschprobe den meisten eine gar stattliche Bürgerlust schien. Nun aber lernte man einsehen, daß diese Bürgerlust nützlicher war, als Hammerwerfen *) und Scheibenschießen.

Ehe

*) Ausländer haben wohl von dieser grausamen Volkslustbarkeit, die noch an mehreren Orten in Franken geduldet wird, gar keinen Begriff. Das junge Volk gräbt eine lebendige Gans oder Aente bis an den Hals in die Erde und setzt eine Belohnung für den aus, der sie, mit verbundenen Augen, mit einem Hammerwurf treffen wird; oder man gibt einem nach dem andern eine Stange oder einen Dreschflegel in die Hand, verbindet ihm die Augen, dreht ihn etliche mal herum und läßt ihn dann nach dem Thiere schlagen.

Ehe noch die Fremden zu Hülfe kamen, war schon das Feuer gedämpft; aber Ludewigs Wohnhaus und Scheune lagen niedergerissen und verbrannt.

Nach diesem traurigen Vorfalle gab Heinrich geschärften Befehl, daß niemand mehr bey offenem Lichte dreschen, riffeln oder brechen durfte. Jeder Scheunen-Besitzer mußte eine blecherne Laterne schaffen, in welcher das Licht sicher stand. Strenge wurde darauf gesehn, daß niemand mit offenem Lichte, mit brennenden Pfeifen rc. durch Scheunen oder Ställe gieng; die Schornsteine wurden fleißig gefegt und visitirt; das Strafgebot für die, welche Feuer aus Unachtsamkeit auskommen lassen, wurde aufgehoben; mit Stroh durfte nichts mehr gedeckt werden; die Kinder lernten schon in der Schule, wie man sich vor Feuersgefahr zu hüten oder beym ersten Ausbruche des Unglücks zu verhalten habe, und Ehrlich überließ die Visitation, ob auch der Feuer-Policey nachgelebt würde, nicht seinem Amtsdiener allein, wie seine meisten Collegen thun; sondern überraschte seine Amtsuntergebenen selbst, hielt streng über der Bestrafung und gab dadurch den Gesetzen Nachdruck und Kraft.

Elftes Kapitel.

Sehet auf ihr Ende!

Ludewig war indeß ein armer Mann. Die Strafe für seine verderbliche Stallbehüterey bestand darin, daß ihm

ihm der Gutsherr nicht unter die Arme griff; und Brandversicherungsanstalten waren noch nicht gewöhnlich. Unmöglich aber konnt' er aus eigenem Beutel die Baukosten bestreiten. Er gab also die Brandstätte nebst den gebundenen Gütern von der Hand und zog die walzenden zu einem kleinen Häuschen, das er erkaufte. Hier lebte der habsüchtige Filz, dessen ganzes Herz am irdischen hieng, in äusserster Unzufriedenheit. Seine losen Streiche kamen ihm, von Stund an, nie aus dem Sinne. Fast immer gieng er tiefsinnig umher; stand des Nachts auf und lief um den Hof; war immer voll Angst und gieng fast gar nicht mehr unter die Leute. Zuweilen sprach er allerley, das nicht gut war, und bebte manchmal wie Aspenlaub, ohne daß man wußte warum. "Herr Gott! was hast du denn vor und was ist dir?" fragten ihn öfters seine Kinder. Ludewig aber gab nur kurzen Bescheid, und die Kinder, welche er Zeitlebens nie freundlich behandelt hatte, als nur wenn sie ihm zu losen Streichen halfen, waren am Ende auch wenig bekümmert um ihn.

Im Februar 1722 fuhr er einmal des Morgens ins sogenannte Steigholz, eine Stunde vom Dorfe. Es schlägt elf, es schlägt zwölf Mittags — und Ludewig kommt nicht zurücke. — Gewiß sitzt der Zapf wieder beym Fischerhäusler und sauft! sagen seine Kinder zusammen; denn so abscheulich pflegten sie von ihrem Vater zu reden. Es war auch so seine Weise, sich halbe Tage lang ins Fischerhaus (wo eine Kneipschenke war) zu setzen, wenn er ins Steigholz fuhr. — Ganz spät des Abends gehn endlich seine Kinder doch

aus, ihn zu suchen. Im Fischerhause will ihn niemand gesehn haben. Sie zünden Laternen an und laufen im Walde herum. Endlich finden sie die Ochsen mit dem Wagen so verfahren und eingeklemmt, daß sie weder vor- noch rückwärts können; aber der Vater ist nicht zu erschreyen und nicht zu finden.

Des andern Morgens geht das Nachspüren von neuem an. Nach langem Suchen sehen sie endlich seinen Hut auf dem See am Fischerhause, zwischen dem Rohr. Herr Gott! er ist sicher ertrunken! schreyen die Finder, — und so war es auch. — Nach etlichen Stunden gieng der Leichnam in die Höhe. Der Fischhäusler aber wollte ihn nicht heraus ziehn helfen. Es ist Zentfall und ich will mich nicht unehrlich machen, sagte er. — Dieß schreckte auch die übrigen ab und niemand legte Hand an, bis Vogt Ehrlich selbst dazu kam, sie wacker auszankte und mit eigner Hand den Unglücklichen ins trockne bringen half; aber zu spät, ihn noch retten zu können.

Groß war indeß der Auflauf im Walde geworden. Gott genad' seiner armen Seele! Kreutz und Herzeleid haben ihn dazu gebracht. Wenns einem so geht wie ihm, dann helf Gott dem Verstande! sagten die einen.— Er hat als ein Bösewicht gelebt und starb auch so! sagten die andern.

Des nachfolgenden Tages sollte nun Ludewig beerdigt werden, und zwar in dem Gottesacker. Diejenigen, die ihn vorgestern am meisten beklagt hatten, schrien nun zuerst: Was? einen Selbstmörder zu andern ehrlichen Christen? All mein Lebtage hat man solche

Leu-

Leute in einen Sack gesteckt und aus dem Bodenloche auf den Schinderkarrn geworfen. Das Messer gehört dem über die Thüre, der ihn hinaus trägt! Wulfing wählte indeß die Träger und ließ sie zu sich rufen. Sie weigerten sich und so entstand folgendes Gespräch:

Wulfing. Sagt mir doch, was würdet ihr thun, wenn Ludewig des natürlichen Todes gestorben wäre?

Sie. Was anders? Ihn eben begraben wie andere Christen auch.

Wulfing. Warum denn aber jetzt nicht?

Sie. Weil er sich selber masacrirt hat.

Wulfing. Wißt ihr denn gewiß, ob er die Absicht gehabt hat, sich umzubringen?

Sie. Ja wohl! nichts gewisser!

Wulfing. Nun, wir wollen es gelten lassen. Wem hat er denn dadurch hauptsächlich geschadet?

Sie. Sich selber und seiner armen Seele und seinen Kindern.

Wulfing. Und dafür sollen wir ihn strafen?

Sie. Ja Herr Vogt!

Wulfing. Und wie fängt man das an? Die Kunst, todte zu strafen, versteh ich noch nicht.

Sie. Daß man sie begräbt wie das liebe Vieh.

Wulfing. Und das soll eine Strafe für den Verstorbenen seyn? Was fühlt und weiß denn der von der Strafe? Todte strafen wollen ist die größte Narrheit. Die Seele kann man nicht mehr strafen und der Leib fühlt nichts davon; aber wißt ihr wohl wen man eigentlich strafen würde?

Sie, (Schweigen)

Wulfing. Ihr sagtet vorhin: Ludewig habe seiner armen Seele (die euch nun nichts mehr angeht) und seinen Kindern geschadet. Warum hat er denn seinen Kindern geschad't?

Sie. Weil sie nun keinen Vater mehr haben und weil jedermann auf sie mit Fingern zeigt.

Wulfing. Und diese schuldlosen Kinder soll man nun noch strafen?

Sie. Ei behüte Gott!

Wulfing. Und doch würde die schimpfliche Beerdigung keine Strafe für den Selbstmörder, sondern einzig und allein für seine Hinterbliebenen seyn. —

Sie. Je, du lieber Gott! man muß ihn aber schimpflich begraben, damit andere sich dran spiegeln!

Wulfing. Seyd ihr klug? Meynt ihr denn, daß ich mich umbringen würde, wenn ihr mir einen goldenen Sarg und ein Begräbniß unter dem Altare dafür versprächt?

Sie. Du mein Gott! wer wird das thun?

Wulfing. Also ists närrisch, ein Exempel an einem Selbstmörder statuiren zu wollen, damit andre sich spiegeln. Wer einmal so toll oder tiefsinnig ist, daß er sich selber umbringt, kümmert sich wahrlich nicht drum, was man mit seinem Körper anfängt. Meynt ihr denn, daß ein gescheider Mensch, es sey denn, daß er nur dem Henker zuvorkommen wollte, sich selber umbringt?

Sie. Nein, Herr Vogt!

Wul-

Wulfing. Und den Ludewig wollt ihr bestrafen, weil er närrisch geworden ist?

Sie. Nein, sondern weil er ein böser Kerl war.

Wulfing. Habt ihr noch keinen bösen Kerl zur Erde bestattet?

Sie. Kann wohl seyn; aber keinen Selbstmörder. — Bedenk' Er doch, Herr Vogt, daß kein ehrlicher Mann mehr ein Glas Wein mit uns trinkt, wenn wir dem Fallmeister ins Handwerk greifen.

Vergebens bemühte sich Wulfing, zu zeigen, daß auch der Fallmeister ein ehrlicher Mann sey, und daß der nur eine unehrliche Handthierung treibe, der sein Brod mit Sünden verdient. — Die Leute bestanden auf ihrer Weigerung, und Wulfing sah sich genöthigt, Anstalt zu machen, daß Ludewig in der Nacht von ein Paar Landsknechten in dem Gottesacker begraben wurde.

Wie viel menschlicher und weiser denket das Volk größtentheils in unsern Tagen! Ohne Weigerung nimmt es jetzt den bedauernswürdigen Selbstmörder auf die Schulter und vergönnt ihm sein Plätzchen bey andrer Christen Grab. Das Gericht über ihn bleibt dem Vater aller Menschen heimgestellt, der ins Verborgene sieht und es allein weiß, mit welchem Kampfe der Unglückliche gerungen hat, eh er sich so weit vergaß, Hand an sein eigenes Leben zu legen.

Jener Zeit aber war ein großer Theil der Traubenheimer sehr aufgebracht, daß man, wie sie sagten, den Gottesacker zum Anger gemacht habe. Alle Drangsal, die Ludewig sonst Andern angethan hatte, war nun in den Augen des Volkes nichts mehr gegen das, was er zuletzt an sich selbst begieng.

Der Pfarrer aber ergriff gleich am nächsten Sonntage die Gelegenheit, das Volk besser zu unterrichten, indem er über den Text predigte:

"Niemand weiß was im Menschen ist, als der Geist des Menschen der in ihm ist." *)

Er zeigte, daß wir gar nicht im Stande seyen, über einen Selbstmörder zu richten, weil man ihn nicht mehr über seine That verhören und folglich auch nicht wissen könne, wie ihm zu Muthe war.

Er wiederholte nicht nur alles was Wuising den bestellten Trägern schon gesagt hatte, sondern fügte auch noch einen lehrreichen Unterricht hinzu, wie man sich gegen so unglückliche Menschen verhalten müsse.

Die meisten Selbstmörder, sagte er, entleiben sich aus Schwermuth. Diese Schwermuth können sie selten bergen. Ihr Seelenkampf steht ihnen gleichsam auf der Stirne geschrieben. Sie suchen gern die Einsamkeit; stehn in ihren Gedanken vertieft; sehen starr vor sich hin; führen allerley bedenkliche Reden über Gottes Fürsehung, über Leben und Tod. Spricht man ihnen Muth ein: so pflegen sie sich meist anzustellen, als ob sie zwar eine Antwort darauf wüßten; aber nicht heraus sagen möchten. Ihr Schlaf ist gewöhnlich unruhig; alles wird ihnen zu banglich und enge; sie können

*) 1 Cor. 2, 11.

nen im Bette nicht mehr rasten; sie wollen in keine Gesellschaften, und wenn sie das auch müssen, so siehts aus, als ob sie nur mit dem Leibe, aber nicht mit dem Geiste dabey wären. Oder sie raffen sich auf und sind übermäßig munter; fallen aber dann gewöhnlich nur noch tiefer in Schwermuth.

Viele zeigen ihre Verwirrtheit noch deutlicher. Sie verfallen auf allerley gräßliche Vorstellungen. Sie glauben an den Bettelstab kommen zu müssen; sie meynen, kein Mensch in der Welt sey ihnen günstig und jedermann mache böse Anschläge wider sie; eine Stimme rufe ihnen des Nachts zu, daß sie sich selbst aus der Welt hinaus helfen sollen; eine Hand reiche ihnen den Strick oder das Messer; der Teufel wolle sich ihrer bemächtigen u. drgl. — Bey solchen Leuten bedarfs oft nur einer Kleinigkeit, und sie sind aus aller Fassung. Ein kleines Unrecht oder Unglück das sie betrifft, macht sie ganz kleinmüthig und trostlos. — Hört also, liebe Traubenheimer, wie man solche Unglückliche behandeln und wie man einem Selbstmorde vorbauen müße.

Die Schwermuth, der Ekel gegen das Leben, oder die fürchterliche Seelenangst, liegen fast niemals in der Seele allein, sondern zugleich auch im Körper. Nothwendig müssen wir daher zweyerley Mittel gegen das Uebel anwenden, Mittel, die den Leib wieder herstellen, und Mittel, die den Verstand lenken und beruhigen. Sucht also nächst der Zusprache guter Freunde, auch einen geschickten Arzt.

Es ist ein großer Fehler, daß die meisten Leute sich scheuen, es zu gestehn, wenn eines von den Ihrigen

schwermüthig wird, aus Furcht, daß es der ganzen Familie zum Nachtheile gereichen möchte. Ueber dem Zaudern reißt oft das Uebel zu sehr ein als daß leicht wieder zu helfen wäre; oder es erfolgt gar etwas Aergeres, ehe man den Arzt ruft.

Ich sage den Arzt; denn der blosse Zuspruch des Predigers, zu dem man gewöhnlich allein seine Zuflucht nimmt, ist nicht genug. Freundschaftlicher Zuspruch, Zerstreuungen und dergleichen, können gewöhnlich nur dann den Schwermüthigen aufheitern, wenn der Grund seiner Schwermuth durch abführende Mittel, Aderläßen u. dergl. auch aus dem Körper weggeschafft ist. —

Hütet euch aber den Unglücklichen merken zu lassen, daß ihr ihn für tiefsinnig oder verrückt haltet. Suchet ihm nicht nur auszureden, was ihn beunruhigt, sondern, wo möglich, auch alles so lange nach seinem Sinne zu ändern, bis er wieder hergestellt ist. Behandelt ihn überhaupt auf das liebreichste und vergeßt hier weniger als jemals, was Sirach sagt: Einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides. Schwermüthige beschleunigen gewöhnlich ihren Entschluß zum Selbstmorde, wenn sie merken daß man ihrer überdrüssig ist. Die kleinste Beleidigung, die sie sonst gleichgültig ertragen hätten, wirkt bey solcher Seelenstimmung fürchterlich auf ihr Gemüth.

Wenn ihr aber auch alles gethan habt: so vergeßt doch nicht den Tiefsinnigen zu bewachen; aber hütet euch ebenfalls, ihn merken zu lassen, daß ihr ihn bewacht . . . Sagt nicht, man hat der Arbeiten zu viel; man kann nicht immer um und bey ihm seyn; er wird

nicht

nicht eben zu der Zeit, da man ihn alleine läßt, vom Bösen sich blenden lassen; — Ein einziger schwacher Augenblick reißt oft den Menschen dahin, und womit läßt sich dann das Leben wieder erkaufen? Womit wollt ihr euch beruhigen, wenn ihr die Aufsicht versäumt habt? Aber, ich wiederhole es noch einmal hütet euch den Schwermüthigen merken zu lassen daß ihr ihn bewacht, und glaubt demnach nicht, eure Pflichten erfüllt zu haben, wenn ihr alles Mordgewehr auf die Seite räumt und ihn einsperrt. Das letztere macht gewöhnlich Uebel ärger, und könnte sogar einen muntern Menschen in Schwermuth stürzen.

In jedem besondern Falle muß indeß auch besonders verfahren werden, und des Lehrers Schuldigkeit ist es, in dergleichen Anliegen seinen Beichtkindern nach bestem Vermögen zu rathen und beyzustehn. Billig sollten daher diese ihrem Lehrer vor allem ihr Anliegen entdecken und seinen Rath auch befolgen. Ihr Leben, ihre Ruhe, ihre Glückseligkeit in dieser und jener Welt sollen und werden ihm heilig seyn, wenn er seine Gemeine liebt. Keine Stunde der Nacht wird ihm zu unbequem seyn, die er in ihrem Dienste und zu ihrem Besten durchwachen kann. — Faßt doch auch Zutrauen zu mir, ihr Lieben! und glaubt, daß ich euer innigster Freund bin; daß ich keinen seligern Gedanken kenne, als den, einst in eurer Mitte vor dem Vater aller Menschen zu stehn und sagen zu können: Herr! hier bin ich und hier sind auch die, die du mir gegeben hast, laß uns deine Herrlichkeit sehen!

Diese Zutraulichkeit, zu welcher Heilmann hier ermahnte, genoß er, in der Folge besonders, so uneingeschränkt, daß sein Haus die allgemeine Zuflucht Aller war, die eines Rathgebers oder Vermittlers bedurften. Seine schonende Liebe nahm auch die fehlervollsten Menschen freundlich auf. Niemand, als nur ein ganz Verdorbner, machte daher vor ihm ein Geheimniß aus seinen Fehlern; und wenn der Vorfall eine Feindschaft oder etwas ähnliches betraf: so war man der Wirksamkeit seiner Vermittlung schon im voraus gewiß. In solchen Fällen aber hörte Heilmann nicht etwa den einen Theil und verdammte den andern. Geht hin, sagte er, und werdet erst mit eurem Widersacher eins, daß ihr mich zum Rathgeber und Vertrauten machen wollt; kommt dann beyde zu mir, oder ruft mich zu euch, und erzählt mir den Streit. Dann erst kann ich euch rathen, und, wenn Gott mir die Freude vergönnt, vielleicht Friede stiften. — Laßt uns zu unserm Pfarrer gehn! sagten nun die Streiter zusammen. Er soll uns beyden sagen, wo wir gefehlt haben, und seinem Rathe wollen wir folgen. — Heilmann suchte dann vor allem den ersten Grund ihrer Zwietracht auf; ließ sich alles erzählen, und gab jedem Regeln und Rath. Die Streitenden versöhnten sich in seinem Beyseyn, und segneten den Mann, der ihnen so liebevoll und unpartheylich zum Frieden verhalf. Heilmann aber, der nicht auf Geschenk und Gaben zählte, genoß den überschwänglichsten Lohn für seine Sorgfalt, in dem herzlichen Händedruck der Berathenen und in der Ueberzeugung, Gutes gestiftet und seine Pflichten erfüllt zu haben.

O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele seyn!

Zwölftes Kapitel.

Die Leser nehmen Abschied vom Herrn Kammerjunker und seiner Schwester; machen aber dagegen Bekanntschaft mit dem Obrist von Marschland und seiner schönen Tochter.

Moritz von Schleich, auf den wir nun wieder zurück kommen, hat es indeß aufs höchste gebracht. Im Jahr 1721 wurden die Einkünfte seines Ritterguths, zum Beßten der Gläubiger, eingezogen und mit genauer Noth erhielt er noch hundert Thaler jährliche Renten. In dieser traurigen Lage verließ ihn seine Schwester und zog zu einer alten Baase aufs Land, wo sie, nach durchbuhlter Jugend, als alte Betschwester starb. Ihr Bruder suchte sich indeß durchs Spiel zu helfen; aber das Glück schien ihn auf allen Seiten verlassen zu haben. Der Fürst nahm ihm, seiner schlechten Aufführung willen, den Titel und zugleich die wenigen Mittel ab, die die Kammerherrenschaft abwarf; sein Ansehn war in allen Gesellschaften gesunken, und die Gläubiger, die er sich erst nach der Sequestration zugezogen hatte, waren so ungestümm, daß er sich genöthigt sah, sein Guth gar zu verkaufen. Ein kaiserlicher Obrist, Julius von Marschland, der seinen Posten niederlegen und sein Leben auf dem Lande beschliessen wollte, bot ihm

ihm 70000 fl. und versprach ihm noch überdieß eine Lieutenants-Stelle unter seinem Regimente. So wenig Junker Moritz Lust hatte, sich aufs Wohlseyn irgend eines Fürsten todt schießen zu lassen: so war doch, in seiner traurigen Lage, kein anderer Ausweg. Von dem Kaufschillinge blieben ihm noch etliche hundert Thaler. Mit diesen zog er nach Böhmen zum Regimente; war auch in seinem neuen Stande ein Taugenichts, und starb endlich, als nach Carls des sechsten Tod der bekannte Krieg ausbrach, vor Furcht und Erwarten der Dinge.

Julius von Marschland, ein Herr von etlich sechzig Jahren, war also der neue Nachbar unsers Heinrichs. Letzterer freute sich schon im voraus der neuen Bekanntschaft; ersterer aber desto weniger; denn er war wie weiland Kunz von Traubenheim, ein Erbfeind aller Hofleute. Niemand galt etwas in seinen Augen, der nicht das Glück hatte, Soldat zu seyn. Feine Sitten waren ihm Heucheley; Gelehrsamkeit schien ihm nur Sylbenstecherey, und die ganze Rechtsgelahrtheit glaubte er mit Degen und Stock entbehrlich machen zu können. — Wahrheit gieng ihm indeß über alles: Dazu war ihm die Gabe verliehen, sie immer recht eckigt zu sagen und nebenbey musquetirsmäßig zu fluchen. Seinen Dienst würde er nimmer verlassen haben; aber eine Wunde, die er 1716 vor Peterwaradein am linken Fuße bekommen hatte, fieng seit ein Paar Jahren an, ihm äusserst beschwerlich zu werden, so daß er oft halbe Wochen im Bette zubringen mußte. Jede Wetter-

terveränderung machte ihm Schmerzen an der zersplitterten Kniescheibe. Das Rothlauf, mit dem er behaftet war, zog sich alle 3. 4 Wochen dahin, und überhaupt hatte seine Gesundheit bey dem Türkenkriege gelitten.

Einer seiner Freunde rieth ihm daher, das Ritterguth Langenhausen zu kaufen und sich dahin in Ruhe zu setzen. Marschland fand den Vorschlag nicht übel, weil er sich nichts kläglichers denken konnte, als blos über dicke Thaler zu commandiren. Diese verwandte er also zur Erkaufung des Ritterguths, und zog im Sommer 1724 sammt einer einzigen Tochter, die ihm seine verstorbene Gemahlinn zurückgelassen hatte, zu Langenhausen ein.

Unter den Antrittsbesuchen, die er, Ehren halber, nun machen mußte, war ihm der Traubenheimer am allerbeschwerlichsten. All mein Lebtage, sagte er, hab ich das Staatsbedientenvolk geflohen, wie die Pest, und nun führt mich das Unglück gerade zu einem Hofhasenjunker!! Voll Inngrimm über die leidige Sitte, Besuche machen zu müssen, die einem nicht anstehn, setzt er sich zu seinem Constant, (einem Feldwebel, den er aus Böhmen mitgebracht hatte,) in den Wagen und fährt mit ihm auf Traubenheim zu.

Heinrich, dem Marschland schon als ein rauher Soldat geschildert worden war, empfieng ihn in seiner alltäglichen Jäger-Uniform vor der Thüre. Willkommen Herr Nachbar! rief er ihm entgegen und bot ihm einen deutschen Handschlag. "Auch willkommen, willkommen!" sagt Marschland mit erheitertem Gesichte,

te, und schüttelt ihm freundlich die Hand. "Glück auf zur Nachbarschaft!" — Heinrich führt ihn ins Zimmer. Gottfried bringt augenblicklich Wein und Stutzgläser. "Auf gute Freundschaft! Alle Deutsche sollen leben!" trinkt Heinrich dem Obristen zu; — "Vivat Nachbarschaft hoch! Ich habe einen balsamirten Hofjunker erwartet und finde einen veritabeln Soldaten! aber desto besser schmeckt nun ein Glas Wein in nachbarlicher Traulichkeit," ruft der alte Türkenfeind in der Begeisterung aus, und entschließt sich sogar, alle Hofherren zu Gotha hoch leben zu lassen. Zuletzt wird er mit Heinrich so vertraut, daß er nicht mehr anders mit ihm spricht als: Hört Ihr Nachbar Traubenheim! Heinrich muß versprechen, ihn bald und oft zu besuchen, und erst ganz spät wird Constant, (der indeß gleichfalls mit Gottfried auf gute Nachbarschaft trinkt,) beygerufen, um Anstalt zur Abreise zu machen. Marschland läßt sich noch gefallen, aus der Faust einen Schinken zum Abschiede verzehren zu helfen. Komm her Kriegscamerad, mach' auch mit und hau ein! ruft er seinem Constant zu. Wir sind in einem deutschen Hause, wo der brave Diener mit seinem Herrn essen darf. Nicht wahr Nachbar Traubenheim? — Bravo, bravo! sagt Heinrich. Komm bey, Gottfried, und laß dirs auch schmecken! — "Deine Gesundheit Constant!" "Deine Gesundheit Gottfried!" tranken sie zuletzt ihren Bedienten zu, und diese wieder: "Aufs lang leben und gesund seyn unsrer gnädigen Herren! und allen Bedienten in der Welt solche Herrschaften!" —

Marsch-

Marschland dachte sich dabey noch einmal so lebhaft in den Türkenkrieg zurück, wie da Gemeiner und Officier auf der mütterlichen Erde zusammen schmaußten, daß er im Jubel des Peterwaradeiner Unglücks vergaß und sich rüstig auf seinem bleßirten Fuße schwang. Er und Nachbar Heinrich umarmten sich in der Begeistrung wohl zehnmal und versprachen einander zum Abschied ewige Freundschaft bey Himmel und Hölle. —

Blitz Granaden! Das ist dir ein seltner Vogel von einem Jagdjunker – ein veritabler Soldat! sagt Marschland unter Wegs zu seinem Feldwebel, und beyde sind unerschöpflich, den Herrn von Traubenheim zu lobpreißen.

Eins aber hätten Sie noch sehn sollen, Herr Obrist! sagt Constant: die Arbeits-Schule im Schlosse. — Was Teufel ist das für ein Ding: Arbeitsschule? fragt dieser. — Je, das ist eine Schule, wo die Kinder gerade so arbeiten lernen wie man in andern den Katekissem lernt; und der Schulmeister ist Ihnen ein — Mädel — so gibts in neun Herren Landen keins! Mein Seele! wie Milch und Blut und die Freundlichkeit von Natur! — Und die Kinder — Potz Schwadron! die spinnen und stricken und klöppeln und nähen, daß es ein Auge gern sieht! — "Ich glaube gar, Bursche, du hast dich in die Schulmeisterinn in deinen alten Tagen verplempelt!" sagt der Obriste. — Fast so was, erwiedert Constant; aber Gottfried, der mich in die Schule geführt hat, ist schon Sturm gelaufen, eh unser einer zur Schanze kam.

Unter dergleichen Gesprächen kommen sie wieder in Langenhausen an. — "Ei wie lange sind Sie nicht ausgeblieben, lieber Vater! sagt Fräulein Marianne. Die Nothvisite muß Ihnen doch gut eingeschlagen seyn?" — Gut, meynst du? schreyt der Alte: Vortreflich! vortreflich! Das ist ein Mann nach unserm Fuß! Ein wahrer Gerad durch die Welt! Sechstausend Gulden ist Langenhausen um der Nachbarschaft willen mehr werth! Nächster Tagen kommt er zu uns, und dann sollst du selber sagen, ob er nicht ein veritabler Soldat ist.

Marianne, die sich aus dieser Schilderung eben nicht das beßte Bild von unserm Heinrich gemacht hatte, fand all ihre Erwartung übertroffen, als er nach etlichen Tagen in ihrem väterlichen Hause ankam, und Heinrich vergaß den alten Türkenfeind ganz, über seiner schönen Tochter. Diese, ein Fräulein von noch nicht zwanzig Jahren, war unter ihres Vaters Aufsicht, (denn ihre Mutter war lange schon todt,) als die kunstloseste Tochter der Natur aufgewachsen. Ungezwungen und herzlich begrüßte sie den jungen Freund ihres Vaters. Ihr hoher schlanker Wuchs, ihr rundes blühendes Gesicht mit den schönen himmelblauen Augen, ihr langes blondes Haar, die Backengrübchen wenn sie lachte, die herzlichste Offenheit in all ihren Zügen, die zuvorkommendste Leutseligkeit gegen Jedermann, die unablässigste Geschäftigkeit in Besorgung der Wirthschaft, und die

glück-

glücklichste Unwissenheit in allen Künsten der Verstellung, machten sie zu dem liebenswürdigsten Geschöpfe. Sie allein schien ihre Vorzüge nicht zu kennen; denn ihr Vater hatte sie sorgfältig vor allen Süßlingen bewacht, die gewöhnlich der blendende Spiegel sind, in welchem Mädchen ihre Reitze betrachten. — Alles was Heinrich bisher von ihr gehört hat, schien ihm absichtliche Verkleinerung. Seine Augen ruhten starr auf ihrem Gesichte, und jeder ihrer Blicke drangen ihm tief in das Herz. Marschlands Fragen verstand er gewöhnlich nur halb; aber keine Sylbe von Mariannens Lippen gieng ihm verlohren. Immer sann er auf Gespräche mit ihr; aber alles, was ihm zur Unterhaltung einfiel, war ersonnen und frostig. Kam ihm ja zuweilen ein glücklicher Gedanke: so unterbrach ihn gewöhnlich der alte Kriegsmann mit einem lustigen Einfalle; mit einem Trumm Türkenkrieg; mit einem Glase Wein, oder mit einem Spaziergang in den Stall zu dem neuen Postzuge. Nie haben die Gesetze der Höflichkeit mehr Aufopferung verlangt als hier. Heinrich that sich indeß Gewalt an, lachte über die Einfälle des Alten, lauschte mit scheinbarer Theilnahme auf seine Erzählungen und lobte den schönen Postzug, — aber alles ohne zu wissen warum.

So gieng der schöne Nachmittag ungenützt dahin. Beym Abschiede wollte sich Heinrich bey dem Fräulein das eben nicht zugegen war, beurlauben; das hielt aber Marschland für überflüßigen Zierrath. "Laßt die Complimente, Nachbar Traubenheim! Wir thun gegen

einander wie zu Hause. Schenk ein Constant! Alle Complimente sollen sterben!"

Wider Dank und Willen mußte Heinrich, dem es um nichts weniger als um leere Complimente zu thun war, mit trinken, und Langenhausen, ohne Abschied vom Fräulein, verlassen.

Sicher hat der alte Kriegspatron gemerkt, wie's in meinem Herzen aussieht! sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst; warum hätt' er sonst das Fräulein nicht rufen lassen? — Und Marianne? — was wird diese von mir denken? War ich nicht ein hölzerner Anbeter! Konnt' ich auch nur Ein vernünftiges Wort mit ihr reden? —

Mit dergleichen Grillen marterte sich Heinrich und tröstete sich wieder, indeß neben ihm Gottfried in stummer Beobachtung daher trabte. Mehr als einmal hatte er versucht mit seinem Herrn zu schwatzen; aber das Gespräch brannte ab, wie Zündkraut; denn Heinrich sann immer vor sich hin und gab wenig Bescheid.

Ist's doch meinem Herrn, dachte Gottfried bey sich selbst, tausendmal wie mir's war, eh ich mit meiner Nicke zur Sprache kam. Gnädiger Herr, sagt er endlich, wie hat Ihnen Fräulein Marianne gefallen?

Heinrich v. Tr. Nicht übel.

Gottfried. Das heißt, meiner Six, wenig gesagt! — Alle Mädels in der Welt unveracht't, — aber so gibts in Reussen und Preussen kein Fräulein! Alle Blitz, was das für ein Wuchs, für Augen und Backen sind! und die Lieb' und Freundlichkeit und der Fleiß von Natur!

Hein-

Heinrich v. Tr. Ich denke gar, Gottfried, du hast dich verliebt?

Gottfried. Ich nun eben nicht — was soll sich ein armer Jägerbursche in ein Fräulein verlieben? aber — —

Heinrich v. Tr. Aber? was soll das aber?

Gottfried. Sonst, gnädiger Herr, war's so Ihr Humor, hübsche Mädchen zu loben, ohne was drüber zu denken; heute denken Sie drüber, und loben nichts.

Heinrich v. Tr. Bist du ein Narr? Hat man sonst an nichts in der Welt zu denken, als an hübsche Mädchen?

Gottfried. Je nun, das wohl nicht, gnädiger Herr; aber ich meyne halt so: Menschen sind Menschen — und wie's im Punct der Liebe den Dienern geht, so gehts auch ihren Herren.

Heinrich v. Tr. Und wie reimt sich das hierher?

Gottfried. Sehen Sie, gnädiger Herr: als ich in meine Ricke zuerst verplempert war, da gieng ich immer herum im Gedicht, und immer dacht' ich, das ganze Dorf lies't mirs von der Nase weg; und wenn mich jemand ausholen wollte, dann war ich immer kurz angebunden, um mich nicht zu verschnappen. —

Unter solchen Gesprächen kamen sie in Traubenheim an. — Eine Reise nach Gotha, die Heinrich kurz zuvor als äusserst dringend ausgegeben hatte, verschob er nun und ritte dafür alle Wochen wenigstens zweymal nach Langenhausen. Sein Auge hieng dann immer an dem Fräulein; Unmöglich aber konnt' er die

natürliche Gefälligkeit des Fräuleins gegen jeden wackern Mann, von der besondern Zuneigung unterscheiden, mit der sie an ihm hieng. — So tiefsehend er sonst wohl sich dünkte, so blind und ungewiß war er nun, da es ihm ängstlich um Gegenliebe zu thun war. Gleichwohl konnt' er sich nicht überwinden, seinen schärfer sehenden Gottfried zum Vertrauten zu machen. Wochenlang hieng er so zwischen Hoffnung und Furcht, ohne einen Schritt weiter in seiner Liebschaft zu kommen.

Unverhofft aber erhielt er eines Tags eine Zurückberufung nach Gotha. Der alte Obristjägermeister war gestorben und er an seine Stelle ernannt. Voll Schrecken und Freude wirft er den Brief auf den Tisch. "Ja, ja," sagt er bey sich selbst, "wer sollte da nicht gerne zurück? aber von Mariannen, ohne zu wissen, was man hoffen soll? — Nein, das kann und darf ich nicht! — Kurz und gut entschließt er sich also, auf der Stelle nach Langenhausen zu reiten und gerade heraus zu fragen, was er mit seinem Aussenherum noch nicht erforscht hatte.

Glücklicherweise trifft er das Fräulein alleine. Leicht tröstet er sich über die Abwesenheit des im Felde herum hinkenden Vaters; geht mit der schönen Tochter in den Garten; setzt sich zu ihr auf eine Ruhebank und beginnt hier seine Liebeswerbung mit der Neuigkeit, die er erst von Gotha bekommen hatte. Dabey schaut er ihr steif in die Augen. Eine Feuerröthe stieg in die Wangen des Fräuleins. Aber ach! der Abschied von Ihnen, gute Marianne! seufzt Heinrich; und eine helle Thräne

rinnt

rinnt über ihre Wange herab. Im Taumel des Entzückens küßt der bisher schüchterne Liebhaber diese Thräne auf. O Marianne! Marianne! ruft er in der Begeisterung aus, könnten Sie Sich wohl entschließen mir zu folgen? Nur an Ihrer Hand werd' ich des Glückes froh seyn! — Aufs neue erröthend drückt ihm die holde Braut die Hand und Er sie ungestümm an die pochende Brust. O meine Marianne! ruft er aus, wie glücklich machst du mich! was würde mir die ganze Welt seyn ohne dich!! Bald aber legt sich der heftige Sturm der Leidenschaft. Mit Wonnethränen sinkt er seiner Geliebten an den sich hebenden Busen. Laß mich sie ausweinen, die Freude, sagt er, oder sie zersprengt mir das Herz! Im gleichen Gefühle schmiegt Marianne ihr Gesicht an seine Wangen, und mischt ihre Thränen in die seinigen.

(Erklärung des Titelkupfers.)

Eben als sie, so dasitzend, ihren Empfindungen freyen Lauf lassen, kommt Marschland in den Garten zurück, ohne früher bemerkt zu werden, als bis er ihnen zuruft: Guten Abend! guten Abend! sitzt sichs so gut da?

Wie ein Reh vom Flintendonner geschreckt, fährt Marianne aus den Armen des Liebhabers auf. Thränen rinnen ihr noch von den Wangen und ihr Brusttuch ist benetzt von den Zähren ihres Geliebten, der neben ihr steht, und in der Verlegenheit nichts zu sagen weiß, als: Guten Abend, Herr Nachbar!

Nicht sowohl Furcht vor einer abschlägigen Antwort, als vielmehr Scham, sich von dem rauhen Kriegsmanne in Thränen finden zu lassen, war es, was unsern Heinrich bestürzt machte; Marschland aber, der von den Wonnethränen der Liebe gar keinen Begriff hat, deutet die Verlegenheit des überraschten Liebhabers aufs schrecklichste. Marianne war, seiner Meynung nach, von Heinrich entehrt. — Warum sollten die Narren zusammen heulen, stäcke nicht so was dahinter? denkt er bey sich selbst, und kurz entschlossen fährt er den erschrockenen Schwiegersohn an: Herr, was sind das für Händel? Potz Mord Granaden! heißt das wie ein ehrlicher Cavlier handeln?

Heinrich. Ich habe nie anders als ehrlich gehandelt, mein Herr Obrist!

Marschland. So? und macht meine Tochter zu Schanden? — He?

Heinrich. Um Gotteswillen, lieber Herr Obrist — was für ein Gedanke!!

Marianne. Gott im Himmel, lieber Vater!

Marschland. Halts Maul, du Betze!

Heinrich. Hören Sie doch, Nachbar, nur Ein Wort in Geduld! Sie thun uns Unrecht!

Marschland. Pi, pa! was Unrecht? will man den Vater noch obenein für Narren haben? Herr! kurz und gut: wollt Ihr meine Tochter wieder zu Ehren machen oder nicht?

Heinrich. O, beßter Herr Obrist! Sie kommen meiner heissesten Bitte zuvor!

Marsch-

Marschland. So wie ihr Tausend-Sackerlot dem Pfarrer zuvorgekommen seyd! Den Schandfleck vergeß ich euch ewig nicht.

Marianne. (Ihrem Vater an die Brust fallend) O lieber, guter, bester Vater! Nicht im Zorne — nicht durch einen Schandfleck will ich einen Gemahl aus Ihrer Hand. —

Marschland. (stößt sie zurück) Was? du Ungerathene! noch im Guten willst du ihn? Soll dich wohl gar noch loben über den Teufeleyen?

Heinrich. Hören Sie Vater! Unschuldig wie sie war, erhalt ich Ihre Tochter aus Ihrer Hand. — Sie tödten uns durch den grausamsten Verdacht! Erst diesen Mittag erhielt ich die Stelle eines Obristjägermeisters in Gotha. Brennend vor Begierde, zuerst Ihnen mein Glück zu melden und um die Hand Ihrer vortreflichen Tochter zu bitten, flog ich hierher; — fand Ihre liebenswürdige Marianne allein; — überzeugt, daß Sie mir Ihren väterlichen Segen nicht versagen würden, warb ich um ihre Hand — und

Marschland. Und dann heult man eins?

Heinrich. Meine Thränen waren Thränen der Freude und nicht des strafbaren Gewissens. Könnten Sie aus meinem Herzen lesen! —

Marschland. (zu seiner Tochter) Und du? — Was bedeutet dann deine Flennerey?

Marianne. Heinrich hat für mich alles bekannt. —

Marschland. So? So? also auch verplempert, ohne Wissen und Willen des Vaters?

Heinrich. Nichts ohne Ihren Willen, Herr Obrist! Sie sind Vater . . . Sie haben noch jetzt Macht —

Marschland. (für sich) Ein leichtgläubiger Vater, mein Seele! (zu Heinrich) Nachbar! Nachbar! das ist Kriegslist!

Heinrich. Bey Gott nicht!

Marschland. Auf Ritterehre?

Heinrich. (ihm die Hand bietend) Auf Ritter- und Männerehre!

Marschland. (sich eine Minute besinnend) Nun Topp, es gilt! (ihm die Tochter entgegenschiebend) Da hast sie im Namen Gottes. Mädchen sind doch kein Lagerobst.

Heinrich. (ihn umarmend) O Vater! wie glücklich machen Sie mich! (seiner Marianne um den Hals fallend) O meine Marianne!

Marianne. (Ihn wieder küssend) Mein Heinrich!

Marschland. Närrische, närrische Welt! So giengs nicht, als ich mein Weib nahm. Konnt' all mein Lebtage nicht so kindisch thun, und nicht so zuckersüß schwatzen . . Indeß kommt Kinder! Laßt uns aufs Zimmer gehn und erzählt mir aufrichtig! Im Grunde ist mir alles recht, und unsre Güter liegen gattlich beysammen; — aber den Ehstand will ich sehn, den man mit Heulen schon anfängt!

Dreyzehntes Kapitel.

Heinrichs Vermählung. Wirkung des bösen Gewissens auf den Prediger Schorr und seinen Schulmeister Schlaghart. Gottfried verdankt einem Unglücksfalle seine Versorgung.

Ich übergehe jetzt Constants und Gottfrieds Freudensprünge, den Jubel in Traubenheim, und alles was unsre Liebenden im Taumel der ersten Freude sich vorsagten. Obrist von Marschland gab sich vollkommen zufrieden, und trank mehr auf die Gesundheit seines Schwiegersohns, als ihm selber gut war. Das große Hochzeit-Banket aber, das er anfangs im Kopf hatte, unterblieb, weil Heinrich, wie der Obriste sich ausdrückte, nur á la campagne getraut seyn wollte. Niemand war dabey zugegen, als die Dienerschaft von Langenhausen und Traubenheim. Pfarrer Schorr genoß der Ehre, das Brautpaar im Tafelzimmer seines Herrn einzusegnen; Gregorius Schlaghart aber verherrlichte den Tag durch eine Musik, zu der er die Verse selbst gemacht hatte. Ein Haufen Kinder schrie mit ihm so gräßlich in die Wette, daß der alte Marschland heilig versicherte, nur beym Angriffe der Türken, etwas ähnliches gehört zu haben. Lieberich machte die Anmerkung, daß Schlaghart ohne Zweifel aus dem Tone würde gekommen seyn, wenn er nicht die Vorsicht gebraucht hätte, gar nicht hinein zu kommen. Als aber der musicalische Wundermann ein Solo sang, in welchem er die Empfindungen des Herrn Bräutigams

auszudrücken suchte, verzog sich aller Mund zum Lachen. Obrist von Marschland nahm von dem zärtlichen Solo Gelegenheit, über Tisch den armen Schulmeister unbarmherzig zu schrauben; dieser aber hatte gleichwohl die Dreistigkeit, sein Machwerk dem hohen Brautpaare, in geschnörkelter Fracturschrift, als Hochzeitgeschenk zu überreichen. Zu Ehren des Fräuleins waren die Worte: Die nicht habe Flecken, Runzel, oder des etwas, allezeit mit rother Tinte geschrieben, und das ganze Titelblatt mit brennenden Herzchen bemalt.

Herr Gregorius, dem die unverdiente Ehre wiederfuhr, bey der Tafel mit zu sitzen, war indeß mit seinem musicalischen Meisterstücke vollkommen zufrieden; aber ein andrer Umstand verdarb ihm den Appetit. Wulfings Anblick rief ihm nämlich die Jud Schommelschen Händel so lebhaft ins Gedächtniß, daß er schon vor dem Essen immer von einer Ecke zur andern schlich, um nicht mit ihm zur Sprache zu kommen, und über dem Essen weder zu sprechen, noch seine silberne Dose zu präsentiren getraute, aus Furcht den Herrn Vogt an sein Daseyn zu erinnern. Dieser schien sich aber ohnedieß um Herrn Schlaghart gar nicht zu kümmern. Nur Ehrlich konnte seine Schraubereyen nicht lassen, und sprach einmal ums andre von höflichen Salutationen, vom Jud Schommel und ähnlichen Dingen, deren Erwähnung unserm Herrn Schlaghart durch alle Glieder fuhr.

Nicht weniger als dieser war Pfarrer Schorr in Verlegenheit; denn er hatte das Unglück, zwischen dem Vogt Ehrlich und dem Pfarrer Heilmann zu sitzen. Ihm

wars

wars wie einem Missethäter zwischen den Schergen. Er sah daher immer gerade vor sich hin auf den Teller, und sein ehemaliger Herr Schwiegersohn Rohling kam ihm keinen Augenblick aus dem Sinn.

Er und sein Schulmeister waren überhaupt, bey der neuen Verbindung zwischen Langenhausen und Traubenheim, nicht wenig verlegen, weil sie von Wulfing und Ehrlich die unversöhnlichsten Feindschaften fürchteten, und gleichwohl eben ihres Fürworts bey dem Herrn von Marschland bedurften. Schorr wünschte nämlich, die ehemalige Geliebte des Magister Rohlings auf seinem Dienste versorgt zu sehn; und Schlaghart hatte schon ein knechtisch-kriechendes Bittschreiben um eine jährliche Zulage überreicht, weil er sich, Alters wegen, genöthiget sah, einen Schulhalter anzunehmen. Nichts aber schien beyden wahrscheinlicher, als daß Wulfing und Ehrlich nun eine verjährte Schuld abrechnen und den alten Obristen gegen sie einnehmen würden.

Diese Furcht war jedoch vergeblich; denn von niedriger Rachsucht weit entfernt, gaben beyde sich im Gegentheil Mühe, die Bitte des Schulmeisters zu unterstützen, ob sie gleich nicht eben so in die des Pfarrers einstimmen konnten. Obrist von Marschland entschloß sich also, dem alten Schlaghart eine jährliche Zulage von 50 fl. unter der Bedingniß zu verwilligen, daß er nun einen von der Herrschaft vorgeschlagenen Schulhalter annehmen mußte. Mit diesem lebte er in Hader und Streit, bis ihm endlich, nach 3 Jahren, der Tod Stillschweigen auferlegte, nachdem er hundert-

mal

mal die Gewährung seiner Bitte beseufzt und den alten Obrist überlaufen hatte.

Gleiches Schicksal würde wahrscheinlich auch seinen Pfarrer betroffen haben, wenn nicht der gnädige Herr gut gefunden hätte, dessen Bitte rund abzuschlagen. Pfarrer Schorr mußte sich also gefallen lassen mit seiner Tochter in dem betrübten Wittwer- und Jungfernstande fort zu leben, bis er endlich, als ein sehr betagter Greis, in ihren Armen verschied, ehe er noch mit leiblichen Augen die Vermählung gesehen hatte, die sie bald darauf mit einem verwittweten Schneidermeister des Dorfs an ihrem acht und vierzigsten Geburtstage vollzog.

Von dieser ländlichen Hochzeit kehren wir wieder zur stattlichen Tafel im herrschaftlichen Schloße zurück. Obrist von Marschland war unerschöpflich in Erfindung neuer Gesundheiten, deren jede aus etlichen Pöllerern im Schloßgarten angeschossen werden mußte. Mit innigem Wohlbehagen hatte er sich eben über dem Geplatz in alle Belagerungen und Schlachten seines Soldatenlebens zurück geträumt, als unerwartet ein polnischer Dudelsack und etliche Schalmeyen im Schloßhofe ertönten. Alles flog an die Fenster. Eine Schaar junger Leute von Langenhausen und Traubenheim, zog eben im festlichsten Aufputze herein. Ein Traubenheimer Bursche, weiß gekleidet und mit grünen Bändern bestrickt, führte hinter der Musik eine mit vergoldeten Hörnern und einem Kranze von Bux

und

und Flittern gezierte Kalbe daher. Hinter ihm, in eben der Tracht, ein Langenhäuser Bursche, zwey Mutterschafe, deren Wolle mit Kränzchen und Maschen besteckt war. Diesen folgte ein Zug junger Leute von beyden Dorfschaften, alle wie Hochzeiter und Bräute geschmückt; und endlich beschloßen zwey weißbeschürzte Knaben, als Mundschenken, den Zug.

Nach dreymaligem Umzuge traten ein Paar Jungen mit gefüllten Gläsern gegen das Schloß. "Aufs Langleben und Gesundseyn des gnädigen Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut!" riefen sie aus, und beugten sich rücklings, auf gut fränkisch die vollen Gläser zu leeren. — Gebt Feuer! Gebt Feuer! schrie der alte Obrist in den Garten hinaus; die beyden Trinker aber erbaten sichs zur Ehre, die Kalbe nebst den zwey Schafen, als kleine Hochzeitgeschenke, in den herrschaftlichen Stall führen zu dürfen. Heinrich von Traubenheim theilte Geld unter sie aus, und Marschland ließ sie zu ihrem Tanze, den sie nun um die Linden des Schloßhofs begannen, stattlich bewirthen.

Wenige Tage darnach ward im Beyseyn der Herrschaften auf beyden Markungen Treibjagd gehalten. Die Bauern hatten den gröbsten Rost von ihren Flinten gefegt, und sich zum Theil unter die Schützen gemengt. Unter diesen war auch der ehemalige Herr Schultheiß Block. Nachdem abgefeuert war, trollte er gutes Muths hinter dem Jäger Birschmann von

Trau-

Traubenheim her, und hielt diesem die Mündung seines Gewehrs gerade auf den Rücken. Unverhofft sprang ihm das Schloß aus der Ruhe — und Knall und Fall stürzte der alte Birschmann ohne Rettung zu Boden. Lautes Geschrey erfüllte die Luft; Block aber konnte vor Schauder weder vorwärts noch rückwärts. Desto gelenker war der alte Obrist. Von seinem soldatischen Feuer ergriffen, riß er flugs dem erschossenen Jäger die Jagdpeitsche vom Rücken, und hieb unbarmherzig über unsern Block loß; dieser aber fühlte vor Entsetzen die Schläge kaum, und glaubte für die schreckliche That seiner Flinte, wenigstens gehangen zu werden, bis sich Heinrich von Traubenheim seiner erbarmte. Jetzt erst heulte er und rang die Hände gen Himmel. Niemand aber war, ausser ihm, bekümmerter als Heinrich. Das ist zum Theil unsre Schuld, sagte er zum Obrist; warum lassen wir jeden Dummrian mit der Flinte zur Jagd?

Von der Zeit an mußte jeder Schütze, gleich Anfangs, sein Gewehr dem Revierjäger zur Untersuchung vorzeigen. War ein Fehler daran: so durfte die Flinte nicht mit zur Jagd. Auf dem Marsche mußte jeder Schütze das Gewehr so auf den Rücken hängen, daß die Mündung gerade in die Luft gieng, und bey der Jagd selbst wurde über die Unwissenden und Unvorsichtigen strenge Aufsicht gehalten. Das geschehene war aber durch alle Vorsicht nicht mehr zu ändern. Gottfried erhielt die Stelle des alten Birschmanns, heyrathete Lieberichs Ricke, und lehrte nun die jungen Leute des Dorfs mit gedoppeltem Eifer

die

die Baumzucht. Gleichen Eifer bewies sein Weib in der Arbeitsschule, bezog dafür auch ferner die gesetzte Besoldung, und konnte der Schule, weil sie nur ein einziges Kind, einen Sohn bekam, den wir in der Folge werden kennen lernen, auch fast ununterbrochen vorstehn.

Vierzehntes Kapitel.

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben!

Gegen die Mitte des Novembers 1725 verließ Heinrich mit seiner Gemahlinn den fränkischen Boden, von heissen Abschiedsthränen seiner Unterthanen begleitet. Mit schwerem Herzen sagten ihm besonders die beyden Vögte nebst dem Pfarrer das Lebewohl. Indeß war doch nun seine Gegenwart nicht mehr so unentbehrlich als im Anfange der neuen Dorfseinrichtung, welche in seiner Abwesenheit gewiß nicht so schnell oder gar nicht zu Stande gekommen seyn würde; denn das Volk, wenn es gut regiert werden soll, will in der Nähe regiert seyn.

Heinrich erkannte dieß wohl, und gab daher seinen Vögten, im vollen Vertrauen auf ihre Redlichkeit und Einsicht, unumschränkte Gewalt, in allen Fällen, wo das Umfragen irre führen könnte, zu thun was ihnen gut dünkte. Durch dieses Zutrauen aufgemuntert,

suchten aber auch diese die Erwartung ihres Herrn nicht nur zu erfüllen, sondern, wo möglich, zu übertreffen.

Ehrlich, der kluge, fleißige, bescheidne Mann, war unablässig bemüht, seinem Pathen das Amt zu erleichtern; aber nicht aus den Händen zu reissen. Was Wulfing vorschlug, das gerieth unter Ehrlichs Aufsicht, und den Ruhm davon überließ er immer dem menschenfreundlichen Alten. Nichts that er ohne dessen Vorwissen und Bewilligung, und wenn sie verschiedner Meynung waren: so zog er sich immer bescheiden zurück. Sie stritten beyde so wenig um Alleinherrschaft und Vorrecht, daß sie vielmehr oft über ihre gegenseitige zu große Bescheidenheit in freundschaftlichen Wortwechsel geriethen. Die Wirthschaft überließ Ehrlich ganz allein seinem Vathen und fügte sich dabey so zufrieden in alles, daß Wulfing nicht Worte genug finden konnte, seinen Conrad zu preißen.

Indeß rückte Wulfing immer tiefer ins Alter und fand allmälig die Wirthschaft beschwerlich. Er wünschte eine junge Hausmutter um sich zu sehn; übergab daher seinem Pathen den größten Theil der Besoldung und wünschte nun ein ruhiger Kostgänger an dessen Tische zu werden. Ehrlich entschloß sich also, die Schwägerinn seines Streitberger Wohlthäters, Namens Helene, die er als ein Mädchen von 16 Jahren kennen gelernt hatte, zur Gattinn zu wählen und wurde mit ihr im Frühlinge 1727 getraut.

Wulfing lebte bey seiner jungen Hausmutter, die er nur seine Tochter hieß, neu auf. Bin ich nicht ein

Schooß-

Schooßkind des Glücks, ich alter Junggeselle! sagte er mehr denn einmal. Hab ich doch ein Paar Kinder ohne Mühe, die mich mehr lieben als einen Vater!

Nur kurze Zeit aber sollte Wulfing dieser Freude geniessen. Gegen den Frühling des folgenden Jahrs, fieng er an, zusehends von Kräften zu kommen. Seine Geistes-Heiterkeit verließ ihn zwar nie ganz; aber der Körper nahm täglich mehr ab. In der Mitte des Sommers war er schon so sehr entkräftet, daß er nicht mehr allein über das Zimmer gehn konnte. Helene pflegte seiner wie die dankbarste Tochter. Alle Arzneyen bekam er aus ihrer Hand; auf ihre Schulter mußt' er sich stützen, und an ihrem Arme sich heben.

Eines Abends, als eben Helene, wie gewöhnlich, mit ihrer Arbeit an seinem Bette saß, ihm die Zeit zu verkürzen, kam Peter, Rulli's jüngster Sohn herein, dem Herrn Vogte zu melden, daß sein Vater unten im Tennen sey, sich aber nicht getraue, unangemeldet herauf zu kommen, weil er fürchte, durch seinen Anblick (er hatte die Wassersucht) die junge Frau Vögthinn zu schrecken. — Was? — fragt Wulfing — dein Vater? Besucht ein Sterbender den andern? Ist er nicht geschwollen bis an die Brust? — Ach ja wohl! sagt Peter; aber er ließ uns nicht Ruh und nicht Rast. Den Herrn Vogt will er mit Gewalt noch einmal sehn. — Mit saurer Mühe brachte ihn hierauf Peter herein. Die Füße waren dem alten Vater in warme Tücher gewickelt, und der Leib spannte von Wasser. Mit der ei-

einen Hand hielt er sich an dem Sohn, und mit der andern stützte er sich am Stabe. "Ach, ich kann nicht sterben, sagt er, bis ich Ihn nochmal gesehn habe, lieber Herr Wulfing!" Setzt Euch, Meister Rulli, hier neben mich auf den Lehnstuhl, sagt Wulfing und bezeugt seinen Dank für den Besuch. Sind wir nicht ein Paar arme Menschen!! Ja wohl, ja wohl! arme Menschen! erwiedert Rulli. Das Wasser fängt mir an recht zu schmerzen. Ich warte sehnlich aufs Ende. Dreymal bin ich schon angezapft, und in 6 – 8 Tagen ist der Leib allzeit wieder voll. Doch, das wollt' ich gerne leiden, müßt' ich nur nicht denken, daß es meiner Jugendsünden Schuld ist! Das unordentliche Leben, als ich noch Spielmann war, das viele Trinken besonders — o, das viele Trinken muß ich hart abbüssen! Immer hielt ich's für blauen Dunst, wenn uns der selige Herr Pfarrer sagte, wie's mit den Säufern gewöhnlich ein Ende nimmt; — Jetzt erfahr' ich zu spät, daß er wahr gesagt hat. Aber meinem Peter hab ich mich schon hundert mal zum Beyspiele gestellt. Ich würde verzweifeln im Elende, wenn mich nicht das noch ein wenig tröstete, daß ich doch einige Jahre vor dem Unglücke noch klug geworden bin. Gleichwohl Herr Vogt, ist es ein ander Ding, wenn man so da liegt, wie Er, und vor Alter vermattet; wenn man sich nichts vorzuwerfen hat und sagen darf: das hat Gott gethan!

Eben kam Ehrlich aus der Schreibstube. Mit Erstaunen sah er den unglücklichen Rulli, der die von der Wassersucht glänzende Hand gegen ihn ausstreckt. Er

und Wulfing trösten ihn gemeinschaftlich, werden aber bald vom Peter Rulli unterbrochen, der indeß fortgegangen war und mit der Harfe seines Vaters zurückkam. "Liebster Herr Ehrlich," sagte der Alte, indem er die Harfe dem jungen Herrn Vogt übergab: "hier ist die Harfe Seines frommen Vaters wieder. Ich gebe sie Ihm zum Erbstücke. Dieser Harfe und dem Franz Wenner *) verdank' ich's nächst Gott, daß ich so ziemlich getrost sterben kann. Ich habe meine Bußthränen auf diese Harfe geweint. Behalt Er sie zum Andenken Seines guten Herrn Vaters, und denk' Er dabey, wenn ich todt bin, auch manchmal an mich!" — Mit gerührtem Danke und mit Thränen der Wehmuth nahm Ehrlich die Harfe. Rulli lebte noch einmal neu auf und freute sich, mit Wulfing bald in die Gesellschaft des Predigers zu kommen, der ihnen schon längst zu den Freuden der bessern Welt vorangegangen war.

Vierzehn Tage nach diesem Besuche starb er. Heilmann predigte über den Text: "Es wird Freude seyn im Himmel vor den Engeln Gottes, über einen Sünder der Buße thut," — und erzählte zum Eingange diese Geschichte. Mit inniger Rührung saß die Gemeine vor ihm, und der Eindruck blieb Jahre lang unverlöscht, den Rullis Leben und Ende und Heilmanns Predigt gemacht hatten.

Nach etlichen Wochen starb auch Wulfing mit der Heiterkeit eines Christen; hinterließ seinen getreuen Kindern, dem Ehrlich und seiner Gattinn, (was manche wenig achten,) tausend Segenswünsche zum Ver-

*) 1 Theil, Seite 255. 256.

mächtniß, und wurde, seinem Willen gemäß, des Nachts, ohne Geräusch begraben; aber eine Menge Volks stand auf dem Gottesacker, und weinte Thränen des Danks auf sein Grab. Heilmann ehrte am nächstfolgenden Sonntage sein Andenken öffentlich. Die ganze Gemeine, die es wußte, daß Heilmann nach der Predigt den von Wulfing selbst aufgesetzten Lebenslauf ablesen würde, kam in Trauertracht zur Kirche, und schluchzte laut auf bey Verlesung desselben; denn es war allen, als hörten sie noch einmal zu guter Letzte, die Stimme des redlichen Greises.

Noch im Herbste dieses Jahrs (1728) ließ Ehrlich, welcher Wulfings Stiefschwester bis an ihr Ende bey sich behielt, an der einen Mauer des Gottesackers, zum Gedächtniß seines Pathen, ein langes Dach bauen, unter welchem man bey übler Witterung trocken steht. Ein Mann, der, so lang er lebte, beständig genützt hat, muß auch ein nützliches Grabmahl bekommen, sprach er; setzte aber auch unter das Dach einen Leichenstein, der noch heute ganz unversehrt da steht, mit der Aufschrift:

Gemeinschaftliches Grabmahl

Christian Ehrlich's,

Pfarrers zu Traubenheim,

(gestorben 1716. alt 47 Jahre)

und

Conrad August Wulfing's,

Amtsvogts in Traubenheim.

(gestorben 1728. alt 79 Jahre.)

† † †

Zwey Freunde ruhen hier, ein Lehrer und ein Richter;
Ein Volk, durch sie beglückt, senkt' sie mit Thränen ein.
Kein Grabmahl preiße sie und kein gedungner Dichter:
Bescheiden, wie ihr Herz, sey auch ihr Leichenstein!
Geh hin, beglücktes Volk, deß Führer Eintracht ehrten,
Erfülle was sie dich durch Rath und Beyspiel lehrten!

D. M. S.

Conrad August Ehrlich.

Funfzehntes Kapitel.

Traubenheim bekommt einen eigenen Dorfs-Arzt. Den Quacksalbereyen wird Einhalt gethan und für die Gesundheit gesorgt.

Bald nach Wulfings beweintem Ende riß eine Kopfkrankheit in Traubenheim ein, welche in der Gegend verschriener war als die Pest und gegen dreyßig Menschen wegraffte, unter welchen Hans bey weitem der entbehrlichste war. Des Bettelstabs zu gewohnt und zu alt für schwere Arbeiten mußte er größtentheils durch Allmosen erhalten und zuletzt auf Kosten der Gemeine beerdigt werden.

Den empfindlichsten Verlust erlitte das Dorf in zwey Männern, deren Namen schon mehrmals in der Geschichte des Dörfleins vorgekommen sind. Nick-

las Wenner, der Redliche, sank unter diesen zuerst in das Grab. Noch vor ihm auch sein Weib durch die nämliche Krankheit. Bald nach diesen beyden starb auch ihr vertrautester Freund Rommel. Da schon jener Zeit in Traubenheim die Todten nicht nach ihren Verwandtschaften, oder nach Willkühr der Hinterbliebenen, sondern der Reihe nach begraben wurden, (wie es billig überall gehalten werden sollte, damit man nicht aus Unwissenheit die halbvermoderten Reste heraus gräbt:) so kamen zufälliger Weise Nicklas und Rommel neben einander zu liegen. Ihre Freundschaft war auch auf die Kinder geerbt. Franz Wenner, *) Nicklas ältester Sohn, der den väterlichen Hof bekam, heyrathete die jüngste hinterlassene Tochter des Wirths, und Martin Rommel, **) der als Kind dem Schullehrer Lieberich den ersten Gedanken eingab, sich um den Dienst zu melden, hatte schon seit einigen Jahren Franzens Schwester zum Weibe und führte mit ihr auf seinem väterlichen Hause die Wirthschaft. Beyde Pärchen, an Fleiß, Ordnung und Tugend sich gleich, lebten in den glücklichsten Ehen und setzten ihren Vätern einen Stein zwischen die nachbarlichen Gräber. Der Stein ist eine viereckigte Säule mit schön gehauenen Gesimsen, und oben auf ein eisernes vergoldetes Kreuz mit Rosen umschlungen. Auf der linken Seite steht Rommels Name, Sterbejahr und Alter; Auf der Rechten eben das vom Nicklas Wenner; Unter beyden lieset man die Namen ihrer Eheweiber; auf der Hinterseite ih-

*) s. 1 Th. S. 255.
**) s. den 1 Th. S. 34.

ihre Leichentexte und auf der Vorderseite den Spruch: Drey schöne Dinge sind die beyde Gott und den Menschen gefallen: wenn Brüder eins sind, wenn Nachbarn sich lieb haben, und Mann und Weib sich wohl miteinander begehn. — Als im Jahre 1772 alle Grabsteine, weil sie den Platz versperrten, von den Gräbern weggeschafft und an die Mauer gestellt wurden, ließ der jetzt lebende Herr Amtmann dieses Grabmal allein auf dem Platze, zum Andenken an zwey redliche Bürger und Freunde, und zum Beyspiele für alle Nachbarn des Dorfes.

Durch die Noth, in welcher sich Traubenheim während der obgedachten schrecklichen Kopfseuche befand, lernte man indeß einsehen, welch ein Unglück es ist, keinen geschickten Arzt in der Nähe zu haben. Zwar lief ein elender Bartscherer aus der Nachbarschaft tagtäglich im Dorfe herum, und Schmiede und Fallmeister quacksalberten in die Wette; alle schienen sich aber verschworen zu haben, alles dem Todtengräber in die Hand zu liefern.

Lange hatte Heilmann bey jedem Krankenbesuche vor diesen Stümpern gewarnt und vergebens selbst bessere Mittel vorgeschlagen; endlich aber, als das Uebel zu sehr überhand nahm, ließen er und Ehrlich, auf eigene Kosten, einen gelehrten Arzt aus Wirzburg rufen. Dieser schlug die Hände zusammen als er in die Hauptlazarethe gieng und erfuhr, wie die Pfuscher gewirthschaftet hatten.

Seyd ihr denn alle närrisch? sagte er. Wo laßt ihr denn eure Kleider flicken und ausbessern, wenn was daran fehlt?

“ Je, das thun wir bey kleinen Sachen selber.”

Wenns nun aber ein Hauptstück zu bessern gibt?

“ Dann tragen wir's zum Schneider.”

Warum denn nicht zum Schmid oder Fallmeister?

“ Wer sollt' es zu denen tragen? die verstehn ja von der Schneiderey nichts.”

Aber die Heilkunst verstehn sie? fuhr hier der Doctor fort. Meynt ihr denn, es läßt sich ein Fehler im oder am Leibe leichter ausbessern als einer am Kleide? oder ist etwa der Leib nicht mehr werth als die Kleidung? Seyd ihr nicht Narren, für den Rock besser zu sorgen, als für die Gesundheit? — Er verschrieb nun bessere Mittel und sagte den Leuten, wie sie sich halten sollten. Dem Pfuscher von Dorfbarbier aber las er den Text über seine Dummheit, belehrte ihn, was er künftig in der Seuche thun sollte, und so wurde mit Gottes Hülfe dem Jammer endlich gesteuert.

Ehrlich aber sann nun ernstlich darauf, einen geschickten Arzt ins Dorf zu bringen. Glücklicher Weise war eben Ferdinand Lieberich, des Schullehrers Sohn, als Wundarzt von der Fremde gekommen. Er hatte einen stattlichen Haarzopf mit gebracht und dünkte sich, weil er unter seines gleichen immer einer der gescheidesten war, gewaltig klug, ohne das Sprichwort zu beherzigen:

In einem Kreisse blinder Gäste
Ist der mit Einem Aug der Beste.

Ehrlich bedachte dieß besser, und überredete seinen Vater, ihn noch zwey Jahr nach Wirzburg zu thun. Hier wurde der junge Lieberich wirklich ein geschickter Arzt, legte sich unter andern auch auf die Entbindungskunst, und bekam endlich den Sporn, gar Doctor zu werden. Vater Lieberich aber meynte, daß ein geschickter Dorfbader unter Bauersleuten mehr gutes stiften könne, als der geschickteste Doctor. Ferdinand Lieberich mußte demnach von Wirzburg unbedoctort zurück und das Haus übernehmen, das sein Vater zur Badstube gekauft; der gnädige Herr aber von allen Abgaben und Gemeindiensten frey gemacht hatte.

Ehrlich bedauerte nur, daß keine Besoldung vorhanden war, durch welche der Dorfsarzt in den Stand gesetzt würde, arme Leute unentgeldlich zu curiren und dadurch dem Gewerbe der Pfuscher desto schneller ein Ende zu machen.

Ferdinand Lieberich aber glaubte, daß das zur Ausmerzung der Pfuscher so gar viel nicht beytragen würde. Die Kosten, sagte er, sinds wahrlich nicht allein, die das Volk scheut. Der Fallmeister läßt sich oft besser bezahlen als der Doctor, und seine Plimplamschoribus verschenkt er eben so wenig, als der Apotheker. Nur deßwillen hat der Quacksalber so viel Zulauf, weil man ohne Complimente mit ihm sprechen darf und weil er aus dem Urine sieht, ob der Patient ein Schmid oder Schneider, ob er 6 oder 10 Treppen herabgefallen, ob er Junggeselle oder verheyrathet ist u. s. w. Ueberhaupt, weil er so thut, als stäk' er seinen Patienten mit Haut und Haar im Leibe. Das müßt' aber schlimm

seyn,

seyn, wenn ich den einfältigen Leuten nicht eben so wohl die Nase drehen könnte, als der Schackenberger.

Vogt Ehrlich. (Erstaunt) Und das will Er?

Ferdinand L. Freylich wohl, Herr Amtsvogt! Klempern gehört zum Handwerke. Wer nichts klempert, bekommt nichts zu klopfen. —

Vogt Ehrlich Indeß aber klempert Er uns die Leute gar zu Narren.

Ferdin. L. Gerade das Gegentheil, Herr Amtsvogt; Niemand könnte wohl die Calendernarren geschwinder curiren, als der Calender-Fabrikant selbst, wenn er ihnen nämlich aufrichtig gestünde, daß er sie mit seinen Prophezeihungen, Schneppern, Ludeln, Pillen, Scheeren und Holzäxten zum beßten gehalten hat; und so werd' ich es machen, so bald ich der Narrenjacke nicht mehr bedarf. Nur eins will ich bitten: stellen Sie mich der Gemeine förmlich als ihren Arzt vor. Sie kennen den Eindruck, den eine Feyerlichkeit von der Art auf das Volk macht.

Mit Freuden erfüllte Vogt Ehrlich diese Bitte. Er versammelte die Gemeine von Traubenheim und einige Ortsvorsteher von Langenhausen, und hielt eine Rede an sie, in welcher er ihnen das Elend des Dorfes bey der letzten Seuche; die damaligen schrecklichen Pfuschereyen der Quacksalber und die schleunige Rettung durch den herbeygerufenen Arzt; den hohen Werth eines solchen Mannes und die heiligen Pflichten desselben sehr lebhaft vorstellte. "Und einen so geschickten, ehrwürdigen Mann, fuhr er fort, stelle ich hier, in der Person des jungen Herrn Lieberich,

vor eure Augen." Er faßte ihn hierauf bey der Hand, umarmte ihn vor der Versammlung und ermunterte ihn zur treusten Erfüllung seiner Pflichten; dann nahm er ihm das Handgelübde ab und machte zugleich bekannt, daß Lieberich sich freywillig erboten habe, greissenden Personen als Geburtshelfer gegen die allerbilligste Vergeltung beyzustehn, zugleich aber auch die Wehmütter beyder Ortschaften unentgeldlich zu unterrichten.

Die ganze Versammlung war bey diesem Auftritte gerührt und Lieberich gewann dadurch ausserordentlich viel in ihren Augen. Unter so günstigen Umständen trat er sein Amt an. Durch Urinschauen und Plaudern gewann er bald das Zutrauen der Einfältigen, und durch vernünftige Vorstellung den Beyfall der Klügern. Sorgfältig hütete er sich, es merken zu lassen, wenn er aus dieser oder jener Krankheit nicht klug werden konnte. Gab er Arzneyen: so sagte er alle Wirkungen derselben voraus; das hielt man für eine Art Weissagung. War die Krankheit gefährlich: so machte er wenig Hoffnung; desto grösser aber war sein Ruhm, wenn der Kranke genaß. In keinem Falle ließ er jedoch den Leidenden selbst von der grossen Gefahr unterrichten und ermahnte die Wärter und Wärterinnen, die Kranken ja nicht mit lauter Todesgedanken zu ängsten.

Sein treuester Beystand war der Pfarrer Heilmann. Bey Krankenbesuchen fragte dieser fleißig nach, wer und was gebraucht würde, und wie die Leute den Vorschriften des Arztes nachkämen. Wenn die

Arz-

Arzneyen nicht augenblicklich wirkten: so rieth er ernstlich, nur damit anzuhalten, und wenn eine Cur fehl schlug: so entschuldigte er den Arzt.

Nächst dem hatte er die Gewohnheit, seine Gemeine, so oft eine Seuche ausbrach, in den öffentlichen Kinderlehren von der Beschaffenheit dieses Uebels zu unterrichten, und zu sagen, wie man der Krankheit vorbauen und sich während derselben verhalten müsse. Vorzüglich aber ermahnte er sie, gleich im ersten Anfange der Krankheit den Arzt zu rufen. Es ist mit dem menschlichen Körper wie mit einem Gebäude, pflegte er zu sagen: Wer kleine Schäden daran bessert, hat keine großen zu fürchten; wer aber den Bau erst halb einstürzen läßt, sucht die Zimmerleute und Maurer zu spät. —

Nächst dem hielt **Vogt Ehrlich** ein wachsames Auge über die herumstreifenden Pfuscher. Kein Marktschreyer oder Waldhans durfte seine Hanswursts-Apotheke auf vier Fäßern aufschlagen; die Würmer zur Schau aushängen, die er angeblich Fürsten und Königen aus dem Leibe getrieben hatte und seine Pülverlein Plimplamschoribus an die leichtgläubigen Umständer verkaufen.

Ein einziger Quacksalber mit seinem närrischen Peter, pflegte er zu sagen, macht in einer Stunde dem Doctor, dem Amtmann, dem Pfarrer und Schullehrer auf Jahr und Tage zu schaffen, und alle vier können oft nicht wieder gut machen, was er durch Pillen, Pulver und Possen verdorben hat.

Nicht lange nach Lieberichs Aufnahme hatte sich wieder so ein Wurmschneider in Traubenheim gemeldet. Vogt Ehrlich schlug ihm aber seine Bitte rund ab, so viel auch der Prahler auf seinem Kunst- und Wunder-Zeddel versprochen hatte. Die Bauern, die sich zum Theil auf den Hanswurst gefreut hatten, waren mächtig ungehalten darüber und glaubten, daß das lauter Anstellens von ihrem neuen Wundarzte sey. Der Waldhans zog indeß nach Scheckenau. Hier schnitt er einer alten Frau den Kropf, daß sie darüber den Geist aufgab. Einem halbblinden Manne stach er die Augen gar aus, und purgirte und schmierte nächstdem so fleißig im Dorfe herum, daß Lieberich, der 6 Wochen lang in Scheckenau nachzucuriren hatte, heilig versicherte: eine Hauptseuche hätte nicht einträglicher für ihn seyn können als der bayrische Bruchschneider. Dadurch bekam aber auch Lieberich in kurzer Zeit einen so rühmlichen Ruf, daß er nach wenig Jahren die meisten Kunstgriffe unterlassen durfte, durch welche er Anfangs das Pfuscher-Gesindel zu verdrängen gesucht hatte.

Wegen seiner Geschicklichkeit in der Entbindungskunst wurde er weit und breit gesucht, und mehrere benachbarte Ortschaften ließen ihre Ammen bey ihm unterrichten.

Ihm verdankt auch Traubenheim die Austrocknung der zwey großen Weiher, die unter dem Namen Weiher-Wiesen bekannt sind.

Fast alle Frühlinge und Herbste hatte man seit undenklichen Zeiten in Traubenheim Fieber. Oft hatten mehrere Menschen das Uebel zugleich am Halse, aber

nie-

niemand wußte wo es her kam, bis Ferdinand Lieberich den Ursprung entdeckte. An der Morgenseite des Dorfs lagen nämlich zwey große herrschaftliche Weiher, aus welchen der Wind so viel moorigte faule Dünste ins Dorf trieb, daß man des Abends zuweilen den Gestank mitten im Dorfe roch. – Die Weiher, sagte Lieberich, sind gewiß an den jährlichen Fiebern Schuld. Der Morgenwind ist der reinste und gesundeste, der die Unreinigkeiten, die von andern Seegegenden zu uns geführt werden, wieder vertreibt; bey uns aber ist er, der Teiche willen, der allerungesundeste, und so haben wir fast das ganze Jahr keine ganz reine Luft. –

Froh über der Entdeckung schrieb der Herr Amtsvogt sogleich an den gnädigen Herrn; die Weiher wurden ausgetrocknet; die Müller bekamen von der Stunde an mehr Wasser; die Fieber blieben aus, und die jährlichen Einkünfte, der nun als Feld bearbeiteten Teiche, beliefen sich wohl viermal so hoch, als vor der Zeit, da man noch Fieber und Fische daraus bekam.

Sechzehntes Kapitel.

Heinrich und Marianne besuchen mit ihren Kindern das Dorf. Die herrschaftliche Meyerey wird in Bauernhöfe zerschlagen. Auf dem Rückwege eine Jammernacht im Thüringer Walde.

Heinrich war indeß Vater von zwey hoffnungsvollen Kindern geworden und lebte mit seiner Gattinn in

himmlischer Eintracht. Fast alljährlich kam er, auf etliche Wochen, nach Traubenheim, und eben das geschah auch im Jahre 1735 in Gesellschaft seiner geliebten Marianne und ihrer beyden Kinder, eines achtjährigen Knaben, Namens Burkhard Julius, und eines fünfjährigen Fräuleins, Namens Agnes.

Julius von Marschland empfieng seine lieben Gäste mit gewaltig viel Kriegs-Spectakel. Heinrich aber lebte und webte nur für sein Dörfchen.

Unter andern that ihm damals Vogt Ehrlich den Vorschlag, die Schäferey an das Dorf gegen ein Billiges zu verkaufen; die herrschaftliche Meyerey aber zu zerschlagen und in Bauerngüther zu verwandeln, weil sie, Trotz aller Aufsicht der Vögte, bisher nie so gut bestellt und benützt worden war, als Ehrlich wohl wünschte. Nach seinem Vorschlage ließ nun Heinrich vier Bauerngüther daraus machen. Einem der Käufer wurde der hintere Flügel und die eine Scheune der herrschaftlichen Meyerey geräumt; Dem andern auf der Abendseite des Dorfes, am grünen Grunde, für Haus und Hofraithe Platz angewiesen; Ein dritter Bauernhof wurde von dem Gelde, welches die Gemeine für die Schäferey gab, an der Morgenseite des Dorfs errichtet und ein vierter sollte auf dem kahlen Hügel angelegt werden. Zur Erbauung der nöthigen Gebäude versprach Heinrich die Hälfte des Bauholzes unentgeldlich; die Dorfsnachbarn wurden zu Bittfuhren ermuntert; die Gütherkäufer bekamen auf ein Jahr Zehend-Erlaß und achtjährige Freyheit von Frohn und Abgaben; auf

die Felder wurden geringe Gülden gelegt und die von Ehrlich schon vorläufig angeworbenen drey Käufer waren ohne Anstand zur Uebernahme bereit.

Nur für etliche 30 Morgen Land, am sogenannten kahlen Hügel war noch kein Käufer vorhanden. Gleichwohl hielt es der Vogt für ein leichtes, diese, für so schlecht verrufenen Aecker, dem besten Felde gleich zu machen, wenn nur jemand auf dem Platze selbst einen abgesonderten Hof erbauen würde; denn der einzige Grund ihrer Unfruchtbarkeit lag darinn, daß sie wegen der weiten Entfernung vom Dorfe, nur selten bedüngt und nicht oft genug unter den Pflug gebracht werden konnten. Woher aber einen Waghals, der es unternimmt? — Das unternimmt sicher mein Reinhard! sagte Heinrich, und ließ ihn nebst seinem Vater, dem Dorfsschulzen, auf der Stelle rufen. *)

Reinhard Rüdiger, der auf seiner Reise gesehen und bemerkt hatte, wie sich auch der undankbarste Boden durch gute Pflege verbessern läßt, entschloß sich sogleich, mit Bewilligung seines Vaters, ein sogenanntes Vorwerk auf dem kahlen Hügel zu errichten, wenn er die Felder um geringen Preiß und ohne Güld-Auflage bekommen würde. Die Bedingungen wurden richtig und die Felder nur mit dem gewöhnlichen Zehenden belegt. Reinhard fieng also, zum allgemeinen Hohngelächter des Dorfes, den Bau an, kaufte nach und nach mehr Aecker in der Nähe, so daß er ein völlig geschlossenes Feld um seinen Hof bekam, mit dem er, ohne von ei-

*) Reinhard ist schon aus dem zweyten Kapitel dieses Bandes bekannt. S. 317 — 319.

einem Anstößer gehindert zu werden, nach eigenem Gefallen schalten konnte. Durch Fleiß und Verstand äufnete er alljährlich das Gut mehr auf und ließ es an Dünger um so weniger fehlen, weil keiner seiner Aecker zwey Büchsenschüsse vom Hofe lag. Das Hohngelächter seiner Mitbauern verwandelte sich in Neid, und alle grämten sich, daß sie den fetten Bissen, als zu mager, verschmäht hatten. Noch heute führt der Hof von ihm den Namen Reinhardshof, und der jährliche Zehenden beträgt jetzt allein viel mehr, als sonst, nach Abzug der Unkosten, die Felder als Eigenthum abwarfen. Die dazu gehörigen 60 Morgen Land wurden beym Ankaufe, da überhaupt die Felder nicht so theuer waren als jetzt, auf nicht mehr als 250 fl. taxirt, und vor wenig Jahren übernahm Ulrich Rüdiger, Reinhards jüngster Sohn, diese Felder sammt den Gebäuden, um den Anschlag von 6000 Gulden.

In mancher Gegend würde das Gut nicht unter 8000 fl. zu stehn kommen; aber in Traubenheim, wo der Ackerwuth, wie wir aus dem fünften Kapitel wissen, durch ein herrschaftliches Gebot Einhalt gethan ist, sind alle Güter wohlfeiler als rings in der Gegend. Ein Acker, der in Traubenheim kaum um 80 fl. gekauft wird, kommt in den nächsten Dorfschaften auf wenigstens 100 Thaler. Darum dünken sich auch manche Gau-Bauern weit glücklicher als ihre Nachbarn zu Traubenheim; diese aber meynen, daß man den Werth eines Bauernhofs nach dem reinen Ertrag, und nicht nach dem Daransatz schätzen müsse. Der hohe Preiß der Ländereyen, sagen sie, kommt nur der Herrschaft

im Handlohn zu statten, nicht aber dem Bauer, der oft keine vier pro Cent mit aller Arbeit und Mühe herausschlägt. Unsre wohlfeilern Felder tragen so viel und wohl mehr, als die unsrer Nachbarn, und das Malter Korn bezahlt ihnen niemand theurer als uns. Wozu hülf' uns also der eingebildete Reichthum? Bloß dazu, daß man zuweilen seine Kinder besser auswärts verheyrathen und ihnen mehr Geld mitgeben könnte; die aber, welche die Güter behalten und heraus zahlen müßten, sänken darüber bis über die Ohren in Schulden, und der Mittelmann könnte keinen neuen Acker erschwingen.

Nachdem also die Zerschlagung der Meyerey (mit der die jetzt nicht mehr nöthige Anstalt, welche Therese von Traubenheim zur Beförderung der Kochkunst gemacht hatte, aufgehoben wurde) so ziemlich ins Reine gebracht und der Kaufschilling zur Tilgung der herrschaftlichen Schulden bestimmt war, machte Heinrich mit seiner Familie Anstalt zur Rückreise. — Seinen Hausjäger hatte er wieder nach Gotha zurückgeschickt, und Bernhard Rüdiger,*) des Schulzen jüngster Sohn, ein Bursche von 25 Jahren, machte die Reise mit, um eben so viel zu sehen und zu lernen als sein älterer Bruder. Schwer gieng Heinrichs Trennung von seinem geliebten Traubenheim, und noch schwerer riß sich seine Gemahlinn von ihrem Vater.

Von

*) Den wir aus dem 6ten Kapitel des 2ten Bandes schon kennen.

Von tausend Segenswünschen begleitet, hatten sie schon die zweyte Tagreise, bis gegen den Sattelpaß, glücklich zurück gelegt. Es brach die Nacht ein. Der Kutscher ließ vor einer Schenke den Pferden Brod und Salz geben; trank bey der Gelegenheit ein Glas Branntwein zu viel, und fuhr dann drauf und drein, um das bestimmte Quartier zu erreichen. — Aber unkundig des Weges und vom Branntwein benebelt, geräth er, in der Dunkelheit, auf einen Holzweg. Bernhard bemerkt den Irrthum und steigt vom Bocke; kaum aber hat er den Fuß auf dem Boden: so fängt mit Einemmal der schwer bepackte Wagen an, einen Abhang hinunter zu gleiten. Schnell wirft sich der Kutscher vom Pferde, und — Roß und Wagen stürzen über und über ins Thal. — Der Stifter des Unfalls, den der Schrecken nüchtern macht, geht vor Angst durch, auf dem nächsten Werbplatze sich unterhalten zu lassen; Bernhard aber klimmt schleunig den Abhang hinunter. In der Finsterniß des Thals sieht er das Elend nur halb. Die Pferde sind ins Gestränge verwickelt und in der Kutsche tönt das kläglichste Jammergeschrey. — Mit Mühe bringt Bernhard die gnädige Frau nebst den Kindern und dem Kammermädchen heraus — Sie sind nur wenig beschädigt; aber wo ist der gnädige Herr? — Ach Gott! mein Heinrich! mein Heinrich! ruft Marianne. — Die Pferde toben und schleifen am zerbrochenen Wagen. — Bernhard zerschneidet die Stränge; die Rosse springen wieder auf; er kriecht allenthalben umher; alle schreyen zusammen; das Echo ruft nach — aber kein Laut aus Heinrichs Munde!!

Die Vögel des Waldes erwachen und flattern; aber keine menschliche Seele scheint in dieser Wildniß zu wohnen.

Endlich schimmert ein Licht von der Anhöhe herab. Ein Mann, fürchterlicher als die Nacht, eilt herunter ins Thal. In der einen Hand hält er die Laterne, in der andern eine Stange, mit der er, unter gräßlichem Mordio-Geschrey, gegen die Unglücklichen losstürmt. Marianne sinkt kraftlos zu Boden; die beyden Kinder heben zitternd und schreyend ihre Händchen zum Himmel; aber Bernhard setzt sich mit einer Speiche vom zerbrochenen Rade zur Wehr. – Jetzt erst bemerken die Kämpfer, daß sie einander verkennen. – Wo sind die Mörder hin? fragt der schwarze Mann, als er sieht, daß Bernhard unter die Zahl der Verunglückten gehört. – Ach kein Mörder in der Näh' und Ferne! sagt dieser; aber an Dir glaubten wir einen zu finden. – Bey diesen Worten erholt sich die gnädige Frau wieder. "Wer ist hier? wer ist der Mann?" ruft sie athemlos aus. –

Es war ein Köhler, der die Nacht bey seinem Kohlenhaufen zubrachte; und durch das Jammergeschrey aufgeschreckt, mit der Laterne und Zündstange heran gelaufen war, um die Unglücklichen zu retten, die, seiner Meynung nach, unter Mörder gefallen waren. – Man bedient sich seines Lichtes und – welch ein Anblick! – Heinrich liegt entseelt unter dem bepackten Wagen; die Axe des hintern Rades gerade auf seinem Schlafe; die Augen ausgetrieben, und eine Lache Bluts rings um ihn her!

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Schauplatz des Elends und der Menschenliebe. Burkhards Erziehung unter der Hand seines Großvaters.

Mariannens Schmerz und Jammergeschrey; ihr Hinstürzen über den Erschlagenen; das Wimmern und Händeringen der armen Kinder; Bernhards und des Kammermädchens Klagen um ihren gütigen Herrn, sind unbeschreiblich. Selbst der rauhe Köhler mischte seine Thränen in die ihrigen. Als aber die gnädige Frau alle Fassung verlohr und schier mit der Vorsehung haderte, gieng er hin zu ihr und faßte ihre Rechte. Warum seyd Ihr so trostlos, gnädige Frau? sagte er. In meiner Bibel steht: ist irgend ein Unglück in der Welt, das der Herr nicht wüßte? Vergeßt nicht, daß der Vater der Witwen und Waisen noch lebt, und daß Ihr Mutter seyd von zwey armen Kindern, die Eurer bedürfen. — Sein treuherziger rauher Händedruck, sein theilnehmender Blick, flößten ihr Zutrauen ein, und die gutmüthige Einfalt, mit der er ihr Trost in das Herz sprach, wirkte sichtbar auf ihr Gemüth.

Es ist weise Fürsehung Gottes, daß übermäßiges Unglück gewöhnlich das Gefühl abstumpft. Kleine Leiden fallen uns daher oft empfindlicher als der schrecklichste Unfall, und gewöhnlich ist der Mensch am entschlossensten, wenn er das größte Recht hat, unentschlossen zu seyn. —

Du hast recht, ehrlicher Samariter, sagte die gnädige Frau mit gefaßterem Muthe. Gott stärke dich einst in deiner Todesstunde wie du mich heute gestärkt hast! Aber was fangen wir nun an in diesem finstern fürchterlichen Thale? — Wir wollen beten, versetzte der Köhler: "und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bey mir, dein Stecken und Stab trösten mich." — Ihr müßt einmal hier bis zur Morgendämmrung warten. Den unglücklichen Herrn können wir weder allein lassen noch mitnehmen. Eure Kutsche ist zerbrochen und liegt im Thale. Was wollen wir machen, als uns gedulden, bis ich Morgen Hülfe vom Dorf schaffe? Kommt indeß mit mir zu meinem Meiler *) und theilt euch in meine Hütte. — Der Köhler und Bernhard hoben nun weinend den todten Herrn auf und brachten ihn bis zur Stelle. Schluchzend folgten ihm die gnädige Frau und ihr Mädchen mit den schreyenden Kindern. Der Leichnam ward in die Hütte gelegt. Kein Merkmal des Lebens äusserte sich mehr, und die schreckliche Zerschmetterung des Kopfes ließ auch gar keine Rettung erwarten.

In bald stummer, bald jammernder Wehmuth, standen hier die Unglücklichen vor dem Leichnam. Marianne warf sich zu ihm auf das Moos und schlang den blutenden Gatten in ihre zitternden Arme. Keine Ueberredung vermochte sie aus der Hütte zu bringen. Bald saß, bald kniete sie an seiner Seite und drückte im unnennbarsten Schmerz seine kalte Hand an ihre

*) Kohlenhaufen.

re Brust. — Der Köhler suchte indeß die verirrten Pferde wieder und band sie am nächsten Baume fest; kehrte dann zu seinen unglücklichen Gästen zurück, und verkürzte ihnen, so gut er konnte, durch Erzählung seiner eigenen Unfälle, die lange schreckliche Nacht.

Mit Anbruch des Tages eilte er nun zum nächsten Dorfe, das über eine Stunde davon lag. Unglaublich bald; aber für die Unglücklichen doch spät genug, kam er wieder und mit ihm ein Wagen, viele Nachbarn des Dorfes und ihr treuer Prediger Helfrich, ein Mann von etlich 50 Jahren. Dieser, schon innigst gerührt von der Erzählung des Unfalls, ward es noch weit mehr beym Anblicke der jungen weinenden Witwe und ihrer Kinder. — Der gnädigen Frau bot er mitleidig die Hand und hob ihre beyden Kleinen empor, sie zu küssen; aber zum Troste konnte er weniger sagen als die meisten seiner Amtsbrüder, denn das Herz war ihm gepreßt, die Sprache gehemmt, und über seine Wangen stürzten Thränen des Mitleids. Mit eigenen Händen half er den unglücklichen Herrn auf den Wagen heben; ließ den Leichnam in sein Haus bringen, und führte eben dahin auch die gnädige Frau nebst den Ihrigen. Bernhard beschloß den Trauerzug mit den herrschaftlichen Pferden am zerbrochenen Wagen. Die Pfarrerinn, ein gutmüthiges Hausmütterchen, empfieng mit schwesterlicher Theilnahme die unglückliche Marianne, und suchte ihr, durch Beystand und Trost, ihre Schmerzen zu lindern. Auch der Köhler und die Einwohner des Dorfs wetteiferten mit ihrem Prediger und seiner

Gattinn. Keiner nahm einen Heller für die Mühe; selbst einen Dank wollten sie nicht, und alle waren geschäftig, die nöthigen Anstalten machen zu helfen, um den unglücklichen Herrn nach Traubenheim zurück zu bringen. Wohlbekannt mit der Unartigkeit vieler Prediger und ihrer Schullehrer, welche, bey der Durchfahrt eines Leichnams, nach Stolgebühren wie Bettler nach Zehrpfennigen laufen, ließen sie eine Kiste verfertigen, in welcher der Leichnam unangebettelt bis Traubenheim gebracht wurde. Die gnädige Frau aber entschloß sich, bis zu Bernhards Zurückkunft, welcher die Leiche nach Traubenheim begleitete, bey dem Prediger zu bleiben.

Jammer und Wehklagen füllte Traubenheim und Langenhausen, als Bernhard die Leiche des gnädigen Herrn brachte. Gottfried fiel ganz untröstlich über den Sarg, und Ehrlich konnte kaum seine Sinnen fassen, um die Schreckenspost, mit guter Manier, dem Herrn von Marschland zu hinterbringen. Der alte Obrist bebte bey dieser Nachricht vor Bestürzung zurück; faßte sich aber augenblicklich wieder, und suchte, aus falscher Schaam, die Thränen zu bergen, die seine Wangen benetzten. Mit erzwungner Fassung befahl er seinem Constant, sogleich anspannen zu lassen; dem Vogt übertrug er die Beerdigung, und eilte dann seiner unglücklichen Tochter zu Hülfe.

Mit Innbrunst umarmte er sie nach zwey Tagen in der Wohnung des thüringischen Predigers. Heimlich

lich wischte er sich eine Thräne vom Auge; dann aber kehrte sein soldatischer Gleichmuth wieder zurück, und Marianne fühlte sich durch die Standhaftigkeit ihres Vaters sichtbar gestärkt.

Ein edler Mann, gleichweit entfernt von Unempfindlichkeit und Kleinmuth, ist ein Geschenk des Himmels für den Niedergeschlagenen, ist ein Stab an dem er sich aufrichtet und hält. Scheltet demnach den Mann nicht hartherzig und gefühllos, ihr Weiber! wenn er nicht mit euch in die Wette verzagt; es ist weise Anstalt der Fürsehung, daß sie dem Manne Muth verlieh, auch im Unfalle zu stehn und den Stürmen des Schicksals zu trotzen.

Des folgenden Tags machte der Obrist Anstalt zur Reise nach Gotha, um die häuslichen Angelegenheiten seiner Tochter in Ordnung zu bringen, und dann mit ihr nach Langenhausen zurück zu gehn.

Eben war der älteste Sohn des gutherzigen Pfarrers, von Erfurth (wo er als Hofmeister gestanden war) wieder zurück gekommen. Durch sein Betragen, besonders durch seine Dienstfertigkeit, hatte er ganz das Herz des alten Obristen gewonnen. Beym Abschiede drückte daher Marschland ihm ein nahmhaftes Geschenk in die Hand; dieser aber weigerte sich hartnäckig, etwas anzunehmen. Lassen Sie mir und den Meinigen die Freude, gnädiger Herr, rief er aus, eine Pflicht der Menschlichkeit unbelohnt erfüllt zu haben! — Das thu ich nicht! schreyt der Obrist, schlechterdings nicht, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Doch, halte, halte! fuhr er nach einer klei-

nen

nen Pause fort: Vor kurzem ist mein Pfarrer von Langenhausen gestorben, und, verzeih mirs Gott! eben zur rechten Zeit. Hätten Sie wohl Lust, den Dienst anzunehmen? Er trägt wenigstens 600 fl.

Kaum hatte der Jüngling sein "warum das nicht? gnädiger Herr!" gestammelt, als ihm Marschland die Hand mit den Worten bot: Topp! Retour nehm ich Sie mit! In längstens 3–4 Wochen bin ich wieder hier! – Mit diesen Worten stieg er in den Wagen und war schon aus dem Gesichte, ehe die erstaunte Familie von ihrer Ueberraschung zu sich selbst kam. – Kaum wagte sie es dem Versprechen zu glauben. Aber gesagt, geschehn! Nach drey Wochen kam Marschland wirklich mit etlichen Packwägen von Gotha zurück, und der junge Helfrich trat mit ihm und seiner Tochter die Reise nach Langenhausen an.

Ehrlich hatte indeß die Beysetzung des gnädigen Herrn in Traubenheim besorgt, und der Pfarrer eine Predigt gehalten über die Worte Sirachs: *)

"Er that ein löbliches Werk, daß er das Volk wieder zu rechter Ordnung brachte."

Wenn jemals diese Worte mit Wahrheit auf einen Guthsherrn sind angewandt worden: so war es hier; und das Jammergeschrey des Volkes am Sarge des Edlen, bewieß, daß die Anwendung dieser Worte keine Schmeicheley war. – Zwölf Jahre zuvor war Traubenheim noch Bettelmanns-Umkehr. Dreyßig und

*) Sir. 50, 5.

und mehr Menschen zogen täglich in der Gegend mit dem Brodsacke herum. Jetzt lebte das ganze Dorf seiner Hand Arbeit, und die 3 – 4 Armen, die vor Alter und Schwäche dieß nicht mehr konnten, sammelten ihr Brod reichlich in Traubenheim und Langenhausen, ohne sonst einer Seele lästig zu werden. Die kleinsten Kinder waren geschäftig, und durch allgemeine Betriebsamkeit, hatte sich ein Wohlstand im Dorfe verbreitet, der Erstaunen erregte, wenn man ihn mit den Zeiten verglich, wo sich die Reisenden noch um die Hecken des Dorfes herumschlichen, um nicht auf den Gassen von Bettelkindern zerrissen zu werden. Die gröbsten Auswüchse waren weggeschnitten, und mit jedem Jahre nahmen Sittlichkeit, häusliche Tugenden und bürgerliches Wohl mehr überhand. — In einer solchen verbesserten Lage verließ Heinrich, der Menschenfreund, sein Dörfchen, und Ruhm und Segen folgten ihm nach in die bessere Welt.

Marianne war indeß wieder mit ihren Kindern bey ihrem Vater in Langenhausen und lebte mit ihm, Trotz der Verschiedenheit ihres Geschmacks, welche nun noch auffallender war als sonst, in der zärtlichsten Eintracht. Heinrich blieb ihr unvergeßlich theuer; nie sah sie die Traubenheimer Erbgruft, ohne verneuten Kummer, und die Worte, die Heilmann so passend zu seiner Leichenrede genommen hatte, ließ sie, anstatt einer Lobschrift, auf sein Grabmahl setzen. Ihre beyden Kinder nahm der neue Pfarrer Helfrich in Unterricht, und der

alte Obrist führte die Vormundschaft über sie. — Mit dem Unterrichte seiner Enkel war er zwar nicht so zufrieden als Marianne. Sein Burkhard wurde, wie er sich auszudrücken pflegte, zu lateinisch erzogen; Indeß aber ließ er doch den Pfarrer nach Belieben schalten und walten, und begnügte sich damit, seiner Seits für die Abhärtung des Knaben und für allerley Leibesübungen zu sorgen, die er zu einem Feldzuge wider die Türken für unentbehrlich hielt; denn die Hoffnung, aus seinem Burkhard einen braven Kriegsmann zu ziehn, war sein Taggedanke und Traum. Der Knabe durfte daher nicht anders als in kaiserlicher Uniform gehn. Auf die Frage: was willst du werden? mußte er antworten: Soldat! mit einer kleinen Flinte täglich sein: präsentirt das Gewehr machen! und wie ein Grenadier nach dem Tacte marschieren.

So theilten sich der Obrist und sein Pfarrer in den Unterricht des Kleinen, der unter ihrer Hand zu einem ganz sonderbaren Menschen heran wuchs, in welchem ein Pfarrer und ein Soldat zusammengeschmolzen zu seyn schienen.

So wenig indeß der alte Marschland zum Lehrmeister und Erzieher gemacht schien, so nützlich war er seinem Enkel durch den Grundsatz geworden, daß man in der Jugend sich an Strapazen gewöhnen und seine Kräfte stählen müße. Kräftig und stark wie ein Bauernjunge wuchs Burkhard heran und erhielt eine unerschütterliche Gesundheit, indeß andre seines Standes für ein Siechhaus erzogen zu seyn schienen, und bey jedem rauhen Lüftchen erkrankten. Auch um Verstand und

Herz

Herz machte er sich bey seinem Enkel in manchem Anbetrachte verdient. So hatte er z. E. dem Undanke und dem Adelstolze die abgesagteste Feindschaft geschworen und nichts war ihm verhaßter als die Gewohnheit, adelichen Kindern schon in der früheſten Jugend einen gnädigen Herrn in den Kopf zu setzen. Er suchte daher die kleinste Wurzel dieses lächerlichen Hochmuths bey seinem Zöglinge auszurotten. Ich erinnre mich dabey einer Jugendbegebenheit, die Burkhard von Traubenheim oft mit Lachen erzählt hat. Als ein Knabe von etwa 9 Jahren machte er sich einmal Kurzweil auf einem Kinderschlitten im Schloßhofe. Des Thorwarts Sohn, ein Junge von 7 Jahren, war als Pferd vorgespannt und Burkhard hetzte ihn lange gebieterisch herum. Da der arme Junge nicht mehr konnte, stieg der Baron aus; rief "Marsch! den Schlitten in den Stall!" und war eben im Begriffe, sehr großherrisch ins Schloß zu steigen, ohne dem armen Kinde nur einen Dank zu sagen. Aber unglücklicher Weise sah eben Marschland aus dem Fenster. Holla, holla! schrie er herab; Allons, vor den Schlitten Burkhard! Aengstlich schaute dieser nach dem Großvater auf. Marsch und angeschirrt! schrie dieser wieder, und du kleiner Thorwart, setz' dich ein! — Der arme Junge wollte nicht gehorchen; aber da half nichts. Burkhard warf sich also das Zugseil um, der Knabe setzte sich ein, und der Baron durfte nicht eher von der Deichsel, als bis der Obriste rief: "Gut, gut! Burkhard. Nun marsch und den Schlitten in den Stall!"

Dieß einzige Stückchen gibt einigen Begriff von Marschlands Gesinnung und Erziehungsweise, durch welche er seinem Enkel unvergeßlich theuer geworden ist. Unstrittig aber hatte er noch größre Verdienste als Vormund; denn alles was Heinrich angefangen hatte, kam erst unter ihm recht in Gang. In Ehrlichs Redlichkeit, Fleiß und Einsicht setzte er das unumschränkteste Zutrauen, und ließ sich in dieser Voraussetzung nicht nur jeden Vorschlag gefallen, sondern war auch bereit, ihn auf Leben und Tod zu vertheidigen. Die Bauern, die dem Geiste des Widerspruchs und der Halsstarrigkeit noch immer so ziemlich ergeben waren, wurden nun auf einmal geschlacht. Ihr unnützen Bursche! ihr Flegel! wart't ich will euch Subordination *) lehren! schrie er, wenn sie einer nützlichen Verordnung nicht gehorchen oder mit Grobheit sich durchhelfen wollten. — Wurde einer über Lügen und Schwänken ertappt, dann war Gnade bey Gott. Ins Loch! Ins Loch! rief der Obrist; Mit Geldstrafen, merk' ich wohl, ist euch nicht zu helfen; aber wißt, daß ihr's mit einem Soldaten zu thun habt!

Mit dieser unerbittlichen Strenge verband er aber die strengste Gerechtigkeit und die menschenfreundlichste Gesinnung; ließ jedem eine kleine Belohnung reichen, der sich durch eine besonders schöne Handlung hervorthat; lobte nach seiner Manier die fleißigen und ordentlichen Bürger; gieng ohne allen Hochmuth mit ihnen um; ließ jeden, bey Tag und Nacht, Zutritt; half ihnen bey Mißjahren und andern Unfällen durch Nachlaß;

lieh

*) Unterwürfigkeit.

lieh wackern und fleißigen Leuten Geld ohne Zinßen und war daher, Trotz seiner soldatischen Strenge, mehr geliebt als gefürchtet.

Achtzehntes Kapitel.

Der alte Schullehrer Lieberich stirbt. Rickens einziger Sohn, Lorenz Richard, bekommt den Dienst. Seine Sorgfalt für Reinlichkeit und Gesundheit der Kinder.

So kam unter Marschlands Vormundschaft die Wohlfahrt des Dorf zusehends empor. Er selbst war in sein benachbartes Traubenheim verliebter als in Langenhausen, und kam auch fast alle Wochen mit seiner Tochter und ihren Kindern dahin. Marianne machte sich durch Leutseligkeit aller Herzen unterthan; Ihre Leutseligkeit war aber nichts weniger als weibliche Schwäche, die man oft fälschlich für Menschenliebe preißt. Vergebens suchten die Strafwürdigen ihr Fürwort, oder liederliche Faulenzer ihre Mildthätigkeit. Sie war gut wie ein Weib; aber auch stark und gerecht wie ein Mann. Klatschereyen fanden bey ihr keinen Eingang, und Rechtthun war ihr lieber als Schmeicheley. Vom Adelstolze so weit entfernt, als von zu großer Gemeinmachung mit jedermann, wußte sie stets sich so zu betragen, daß sie, bey der unbegrenztesten Liebe ihrer Unterthanen, nie die Hochachtung verlohr. Von den Kindern beyder Dorfschaf-

ten war sie wie eine Mutter geliebt, und wie eine Gebietherinn gescheut. Oft besuchte sie die Schule, und besonders die Arbeitsschule zu Traubenheim, gab den fleißigen und guten Kindern zur Aufmunterung kleine Geschenke, fragte selber die Kinder und reitzte sie dadurch zur Lernlust. Fast vergnügter aber als die Kinder war immer der alte Schullehrer Lieberich, wenn die gnädige Frau kam, seine Schule zu besuchen; und in seinem hohen Alter kehrte dann seine jugendliche Heiterkeit wieder zurück.

Ich ergreife diese Gelegenheit, die Lebensgeschichte des guten Alten zu vollenden. Im Jahre 1742 starb seine Marie, von ihm beweint wie eine geliebte Braut. Ricke sah fleißig auf seine Haushaltung; ihr Bruder Ferdinand war sein täglicher Zuspruch und Arzt, und sein Enkel Lorenz Richard, (Rickens einziger Sohn) half ihm die Schule versehn. So versüßten sie dem Alten den Abend seines Lebens. Im Jahre 1744 starb er endlich in einem Alter von 72 Jahren, vom ganzen Dorfe, besonders von Heilmann beklagt, der sich, bey der Leichenpredigt, vor Wehmuth der Thränen nicht enthalten konnte.

Nach seinem Tode bekam sein Enkel, Lorenz Richard, welchen Pfarrer Heilmann treflich unterrichtet hatte, den Dienst, und heyrathete das Kammermädchen der gnädigen Frau, Namens Johanna, welche nach dem Tode ihrer Schwiegermutter die Arbeitsschule übernommen, und sich dadurch um das ganze Dorf verdient gemacht hat.

Gleich beym Antritte seines Amtes zeigte er seine Sorgfalt für die Gesundheit der Kinder, für welche jener Zeit von Seiten der Lehrer fast nirgends gesorgt wurde. An den Ecken des Schulzimmers ließ er Zugfenster anbringen, durch welche der feuchte unreine Dunst weggeführt und frische Luft hereingeleitet wurde; der Boden mußte beständig rein und trocken gehalten werden, damit nicht die Kinder durch feuchte Dünste verdorben würden, weßwegen er besonders darauf sah, daß sie nicht mit Schnee oder Koth an den Schuhen, zur Schule kamen. Seine Schule war schon seit Errichtung der Arbeitsschule in drey Classen getheilt. Jede Classe hatte Vormittags eine und Nachmittags eine Stunde. War diese Stunde vorüber: so kam eine andere Parthie Kinder; die Entlassenen aber von den zwey obern Abtheilungen wurden zur Arbeitsschule geschickt. Bey dieser Einrichtung konnte auch das zu strenge Sitzen keinem Kinde schaden. Da nächstdem die Mütter besser mit der Kochkunst umzugehn wußten als vor 40 Jahren, auch die Kinder nicht mehr, wie sonst, in Schmutz und Unreinlichkeit stacken: so fanden sich wenige, die, Kränklichkeits wegen, nicht hätten zur Schule kommen können.

Nur eins noch hatte Richard in Ansehung der Reinlichkeit zu beklagen. Kein Winter war bisher vergangen, in welchem nicht mehrere Kinder mit ausgeschlagenen Köpfen zur Schule gekommen wären. Sein Großvater hatte daher die Einrichtung gemacht, daß die mit dem Kopfausschlage behafteten die Pelzmütze aufbehalten durften; damit war aber der verhaßten Unrein-

 lich-

lichkeit nicht abgeholfen. — Eines Tags sprach Richard darüber mit seinem Vetter, dem Dorfs-Arzte Lieberich. —

Ey Neffe, weißt Du denn nicht wo das herkommt? sagte dieser.

Von vielen sauern Essen und von der Unreinlichkeit, antwortet Richard; aber das, denk' ich, ist doch in unserm Dorfe selten der Fall.

Ferdinand Lieberich. Als ob es sonst keinen Grund gäbe!

Richard. Und was für einen?

Ferdinand L. Die verwünschten Pelzmützen, die hier zu Lande mit den Kindern auf die Welt gekommen zu seyn scheinen.

Richard. Wie? Was? sind Pelze so süchtig?

Ferdinand L. Pelze wohl nicht so sehr; aber die Kinder werdens durch sie.

Richard. Und wie geht das zu?

Ferdinand L. Alle Feuchtigkeiten ziehen sich durch die warmen Pelzmützen gegen den Kopf, der immer wie im Schwitzkasten steckt. Muß man nun Ehren halber, oder aus sonst einer Ursache, das Pelzfuteral, in der Zugluft oder Kälte, vom Kopfe nehmen: so schließen sich plötzlich die Schweißlöcher; die Unreinigkeit stockt in der Haut, und die Natur kann sie nicht mehr anders auswerfen, als durch den Ausschlag.

Richard. Sieh doch! sieh doch! Daß oft Husten, Schnupfen, Ruhr und dergleichen vom zurückgetriebenen Schweisse herrühren, wußt' ich wohl; aber daß

auch der Kopfausschlag davon kommt, hab' ich mein Tage nicht gehört!

Ferdinand L. Und doch ist dieser wirklich größtentheils Schuld daran. Die Kinder meines Hausherrn in Wirzburg liefen fast immer in blosem Kopfe; von Pelzmützen wußte man gar nichts; dafür aber auch eben so wenig von Ausschlägen des Kopfs, von Flüssen, Zahnweh und dergleichen.

Richard. Aber wie kommts, lieber Vetter, daß nicht alle Kinder den Ausschlag bekommen, da sie doch alle Pelzmützen tragen?

Ferdinand L. Wie kommts, daß nicht alle Kinder die Blattern bekommen? — Alle Regeln haben ihre Ausnahmen; aber so viel ist richtig, daß die eingepelzten Kinderköpfe selten vom Ausschlage frey bleiben, und die kühl gehaltenen ihn noch seltener bekommen.

Richard. Wenn ich das einem Bauer sagte: so würde er sich auf seine eigene Pelzmütze berufen, die er gerade so trägt wie seine Kinder, und doch vom Ausschlage nichts fühlt.

Ferdinand L. Ich denke, Vetter, du brauchst dich nicht auf Bauern zu berufen: du kommst mir heute mit Haut und Haar selber so vor.

Richard. Nein, lieber Vetter! ich habe Ursache, dem Dinge recht nachzuforschen.

Ferdinand L. Ganz recht, das sollten alle gescheiden Leute thun; aber Kinder sollten sie nicht mit Erwachsenen vergleichen.

Richard. Warum nicht?

Ferdinand L. Weil die Erwachsenen mehr vertragen können, und nicht mehr so zu Ausschlägen geneigt sind. Ihre Haut ist fester, die Schweißlöcher schliessen sich nicht so schnell, und überdieß gehn sie großentheils weniger in Pelzmützen.

Richard. Punctum! Hier ist meine Hand! In Jahr und Tagen sollen alle Pelz- und Pudelmützen aus meiner Schule verbannt seyn!

Ferdinand L. Ei so verbanne! Lieber läßt sich der Bauer die Haare vom Kopfe reissen, als die Pelzmütze. Wenn er nicht sprüht und schwitzt, daß ihm die Tropfen über die Nase laufen: so ist ihm nicht wohl.

Richard. Das wollen wir nun nicht sagen! Das Braten unter der Mütze behagt ihm so wenig als uns; aber er läßt sich's gefallen, weil er's seiner Gesundheit für zuträglich hält.

Ferdinand L. Und wenn du ihm tausendmal an den Fingern herabzählst, daß er seine Kinder damit verdirbt, daß er selbst oft Zahnschmerzen, Ohrenweh, böse Augen rc. davon bekommt — er trägt seine Mütze aller gesunden Vernunft zum Trotz, weil es sein Großvater eben so gehalten hat, und weil die Pelzmütze, seiner Meynung nach, Staat macht.

Richard. Gut! aber die Kinder sind anders, sie sind noch lenkbar. Ich will gegen die Pelzmützen so lange predigen und dafür lederne Käppchen empfehlen, bis die Kinder den warmen Plunder selbst nicht mehr mögen; — dann werden sichs wohl auch die Alten gefallen lassen, lieber 12 kr. für eine lederne, als 1 fl. und mehr noch für eine Pelzmütze zu zahlen.

Ri-

Richard hielt Wort, und brachte es mit seinen Predigten bald so weit, daß die Kinder heulten und schrien, wenn sie Pelzmützen aufsetzen sollten. Von der Zeit an sah man aber auch äusserst selten ein Kind mit dem Ausschlage, mit Augenflüssen rc. behaftet.

Richard, aufgemuntert durch diesen glücklichen Versuch, ließ sich nun von seiner Mutter Bruder alles erklären, was die Gesundheit fördert und schwächt; las allerley Bücher, die davon handeln, und lehrte die Kinder bey jeder Gelegenheit, ihren gesunden Leib zu bewahren. Er machte sie daher mit den gewöhnlichsten Giftkräutern bekannt, und zeigte ihnen dieselben, damit sie sich davor hüten konnten. Auch lehrte er sie, wie der Mensch von innen beschaffen ist. Das wissen die wenigsten Bauersleute, sagte er. Wenn ihnen der Magen weh thut: so klagen sie über Herzweh. Fehlts im Gedärme: so meynen sie, da liegt der Magen; und sitzt das Uebel im Zwerchfelle: so glauben sie, das sey Lungensucht. Zu dem Ende bestellte er alle Jahre die Kinder zusammen, wenn er ein Schwein schlachten ließ, und zeigte ihnen an diesem Thiere, welches im Eingeweide die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen hat, alles noch deutlicher, als er es mündlich erklären konnte.

Pfarrer Heilmann war damit ganz einstimmig, und lobte seinen braven Schullehrer; die Leute des Dorfs aber sagten zum Theil: nun macht man Doctors aus unsern Kindern. — Veit Janhagel, der häßliche Mensch, der als lediger Bursche dem alten Lieberich die jungen Bäumchen niedergehauen hatte, *) beschwerte sich so-

*) 2 Th. S. 351.

gar gegen den Pfarrer darüber und bat ihn, dem Herrn Schulmeister doch einzureden, daß er lieber den Catechismus brav durcharbeiten als solche weltliche Sachen treiben möchte.

Zur glücklichen Stunde kam eben ein Bettler mit einem abgeschnittenen Beine vor den Pfarrhof. Wie seyd Ihr zu dem Unglücke gekommen, guter Freund? fragte Heilmann. Ach, ehrwürdiger Herr Meigister, sagte der Bettler, das hat der ehvorige kalte Winter gethan! Ich war bey einem Thüringer Fuhrmanne im Brod; hatte gerade Fracht nach Nürnberg zu liefern; die Kälte war gräulich und ich konnte kaum das nächste Wirthshaus erreichen. Da ich hinkam, setzte ich mich an den Ofen und wärmte meine verkälteten Füße. Von dem Augenblick an wußt' ich vor Bitzeln und Stechen nicht mehr zu bleiben. Ich mußte meinen Wagen durch einen andern fort schaffen lassen, und da der Feldscheer über meine Füße kam, war am einen der Brand bis halb an das Knie herauf. Kaum ließ sich der andre noch retten und der brandige mußte weggesägt werden.

Veit stand bey der Erzählung und sperrte gewaltig das Maul auf; der Pfarrer aber sagte weiter: Warum habt Ihr doch so dähmischer Weise die erfrornen Füsse gleich an den Ofen gehalten? Da war't Ihr ja selber am Unglücke Schuld. — Je du mein Gott, Herr Meigister! versetzte der Bettler, das sagte der Feldscheer auch; aber hintennach, da's zu spät war. Die Kinder sollte man eben so was lehren, eh ihnen dergleichen Unglück widerfährt.

Gott behüt Ihn Herr Pfarrer! sagte Veit und wollte gehn. Schon war er am Thore, da rief ihn der Pfarrer mit den Worten zurück: Veit, gebt erst dem armen Manne einen Kreutzer; er hat Euch eine gute Lehre zur rechten Zeit gegeben, und ein guter Rath ist Goldes werth, wie Ihr wißt. — Beschämt zog Veit einen Kreutzer heraus und gieng seines Wegs, ohne sich wieder über d n Schulmeister zu beschweren, daß er die Kinder lehrte, den Leib erhalten, eh sie die gesunden Glieder verlieren.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Richard seine Kinder selbstdenken und reden lehrt.

Richard und Heilmann waren der Meynung, daß die meisten Leute so zu sagen nur abgerichtet würden, ihre nothdürftigsten Geschäfte sinnlos zu thun, ein wenig, ohne Verstand, zu lesen, und, bis aufs Wiedervergessen, ihren Catechismus her zu plappern; daher es auch käme, daß sich die meisten, ausser dem gewöhnlichen Gleise, weder zu rathen noch zu helfen wüßten.

Selbst denken, pflegten sie zu den Kindern zu sagen, ist ein eben so großes Glück, als Selbst sehen. Wer nur mit fremden Augen sieht, wie der Blinde, der sein ganzes Vertrauen auf die Augen seines Führers setzt, kommt freylich am Ende, miserabel genug,

auch durch die Welt; aber wenn ihn sein Führer verläßt, dann steht er da in stockfinstrer Nacht, und weiß nicht, soll er einen Schritt vor oder rückwärts thun, bis sich wieder ein andrer seines Elendes erbarmt. Seht, Kinder, so wirds einmal Euch gehn, wenn ihr nicht selber denken lernt. Ihr werdet euch zu Sachen, die ihr nicht eben gelernt habt, stellen wie ein Blinder zum Nadel-Einfädeln; und wenn ihr in Noth kommt, werdet ihr euch nicht zu helfen wissen, wie ein Blinder, der auf einem schmalen Weg, zwischen zwey Abgründen steht. Andere, die geübtern Verstand haben als ihr, werden euch indeß wie einen Blinden, wohl nicht am Stecken, aber an der Nase herum führen. –

Ferner war Herr Richard der Meynung, daß man die Kinder zuerst ans Denken und dann erst ans Auswendiglernen gewöhnen müsse, weil das Lernen zu schwer sey und nichts hülfe, wenn man nicht auch wisse was man lernt und wozu man's braucht. Staaren und Pappageyen, sagte er zu seinen Kindern, lernen auch ein wenig schwatzen; aber sie wissen nicht was; ihr aber müßt euch vom Staarmatz dadurch unterscheiden, daß ihr auch wißt was ihr redet. – Der Pudel lernt allerley Kunststückchen; aber was er nicht gelernt hat das kann er auch nicht. Ihr, liebe Kinder, müßt durchs Nachdenken auch allerley Sachen heraus bringen können, die ihr nicht gelernt habt.

Aus dem Grunde fieng Herr Richard an, die ganz kleinen Kinder schon über die A. b. c. - Tafel denken zu lehren. "An den Buchstaben hier könnt ihr schon etwas sehr nützliches, das Vergleichen und Unterscheiden

ler-

lernen, pflegte er zu sagen. Könnt ihr denn schon die Buchstaben unterscheiden?" — Ja, sagten die Kinder: ein rother, ein schwarzer; und wieder ein rother, und wieder ein schwarzer. Da habt ihr recht, Kinder, sagte Richard mit Lächeln. Der eine Buchstabe ist roth, der andere schwarz, sie sind also unterschieden in der Farbe, wie ihr auch zum Theil unterschieden seyd durch die Farbe eurer Küttel. Gesetzt aber ihr trüget euch alle schwarz, könnte man euch dann wohl auch noch unterscheiden?

Kinder. Ja wohl, Herr Schulmeister, man kennte uns doch.

Richard. Woran denn?

Kinder. Weil eben einer immer anders aussieht als der andre.

Richard. Richtig! Gerade so kann man auch alle Buchstaben unterscheiden, wenn sie gleich einerley Farbe haben; denn die Farbe ist gleichsam nur das Kleid, auf das nichts ankommt. Nun aber, gebt Acht Kinder! wir wollen einmal vergleichen, und dann auch unterscheiden. Wie vergleicht man denn? Ihr Großen sagts einmal.

Die größern Kinder. Wenn man besieht, worin die Sachen einander ähnlich sind.

Richard. Recht! — So sagt man euch Kindern: diese oder jene zwey Buchstaben sehen einander ähnlich, und das heißt vergleichen; dann aber sagt man wieder: in dem oder jenem Stücke sind sie einander unähnlich, und das heißt unterscheiden. Nun vergleicht

gleicht mir einmal diese zwey Buchstaben, das a und das o. Worinn sind sie einander ähnlich?

Kinder. Daß sie alle zwey inwendig hohl sind.

Richard. Richtig! Beyde sind eckigte Ringe, um und um zugemacht; aber woran unterscheidet man die beyden?

Kinder. An dem Dinge hier. (Indem sie auf das a zeigen.)

Richard. Seht also: das Füßchen an dem a macht den Unterschied; daran weiß man, daß es..?

Kinder ... ein a ist.

Richard. Und wenn das Füßchen nicht daran ist?

Kinder. So spricht man's o aus.

Auf diese Weise machte Herr Richard, daß sich die Kinder der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit recht bewußt wurden und ihr Auge gewöhnten alles recht genau zu betrachten. Wenn denn nun jeder A. b. c. - Schüler etliche Buchstaben verglichen und unterschieden hatte, dann wandte sich Richard schnell an die Größern, die während des Aufsagens der Kleinen schreiben mußten. "Geschwind, nehmt eure Schmierschrift! (So nannten die Kinder ein besonders zusammen geheftetes Papier, auf welches sie allerley aufzeichneten, was ausser der Ordnung vorkam.) Nehmt eure Schmierschrift und schreibt:

"Die Glocke muß man läuten;
Den Blinden muß man leiten;
Der Kranke muß viel leiden;
Man hält sich mit den Leuten."

Da-

Dabey sagte er ihnen den Unterschied der Schreibart und fragte dann: Worin sind diese Wörter einander ähnlich? — Daß eines fast eben so lautet wie das andere, sagten die Kinder. — Worin sind sie aber verschieden? fragte Richard. — Darin, sagten die Kinder, daß das Glockenläuten mit äut; das leiten des Blinden mit eit; das Leiden des Kranken mit eid, und das Halten mit den Leuten mit eut geschrieben wird. — Seht also, fuhr Richard fort, wer nicht vergleicht und unterscheidet, kann nie recht schreiben lernen. Wenn ihr folglich leset: so müßt ihr immer aufmerken, wie jedes Wort gedruckt ist, damit ihr die verschiedenen Wörter, die fast einerley Laut haben, im Schreiben unterscheiden lernet.

Endlich bewies er, daß man auch im gemeinen Leben und in der Hauswirthschaft das vergleichen und unterscheiden schlechterdings nicht entbehren könne, und daß eben deßwillen mancher Bauer ein schlechter Wirthschafter sey, weil er nicht vergleichen und unterscheiden gelernt habe. — Gesetzt, ihr Jungen, sagte er zum Beyspiele, was müßtet ihr thun, wenn ihr selbst Bauerey treiben wollet und nicht wüßtet, ob ihr Ochsen oder Pferde zum Anspann kaufen sollt?

Kinder. Wir müßten vergleichen und unterscheiden.

Richard. Was müßtet ihr vergleichen?

Kinder. Die Ochsen und die Pferde.

Richard. Wozu hülfe das?

Kinder. Daß wir wüßten, was wir zum Anspann nehmen sollen.

Richard. Nun, vergleicht einmal!

Kinder. Man kann beyde zum Anspann brauchen.

Richard. Damit ist euch noch nicht gerathen. Ihr müßt sie auch in Ansehung des Daransatzes und der Nutzbarkeit vergleichen, und dann unterscheiden, welches von beyden Thieren am räthlichsten ist.

Kinder. Die Pferde sind theurer als die Ochsen, und im Geschirr und Futter kostbarer; und sind, wenn man sie stumpf geführt hat, zu nichts zu brauchen als zum todtschlagen. — Die Ochsen sind wohlfeiler im Ankaufe, wohlfeiler im Futter, und können gemästet werden, wenn sie nicht mehr zum Anspanne taugen. Und der Dünger vom Rindvieh ist fetter und besser, als von Pferden. *)

Richard. Welches von beyden Thieren ist also am wohlfeilsten zu kaufen und am räthlichsten zu halten?

Kinder. Der Ochse.

Richard. Folglich sollte man lauter Ochsen halten, nicht wahr?

Kinder. Ja!

Richard. Gefehlt! Ihr habt noch nicht genug verglichen und könnt also nicht unterscheiden, was am nützlichsten ist. Ihr habt zwar den Daransatz und die Wagschaft verglichen; aber nur einen kleinen Theil des Nutzens. Vergleicht mir also einmal den Nutzen noch besser.

Kinder. Das Pferd kann man auch zum Reiten und Kutschenfahren gebrauchen, aber den Ochsen nicht;

*) Daß zwischen so weitläuftigen Antworten noch mehrere Fragen vorkommen mußten, versteht sich von selbst. Der Kürze wegen blieben aber hier die Zwischenfragen weg.

nicht; Das Pferd zieht mehr als der Ochse; Das Pferd geht besser Berg auf und Berg ab; Mit dem Pferde kommt man schneller vom Flecke; Das Pferd frißt auch saures Gras, aber der Ochse nicht; und auf manchen Acker ist der Pferdedung besser als der vom Rindvieh.

Richard. Seht, also sind Pferde vortheilhafter.

Kinder. Ja!

Richard. Wieder gefehlt! Ihr seyd noch immer nicht fertig. Ihr müßt nun auch das Land unterscheiden, da ihr wohnt, und den Gebrauch, den ihr vom Viehe machen wollt.

Kinder. Wenn man viel saure Wiesen hat, wenn das Land sehr bergigt ist, und wenn man Aecker hat, denen der Roßdünger besser zuschlägt: so muß man Pferde halten.

Richard. Noch mehr!

Kinder. Wenn man viel reiten muß, wenn man weite Fuhren und große Lasten hat, wenn man mit Kutschenfahren oft etwas verdienen kann...

Richard. Dann?...

Kinder. Dann sind Pferde besser —

Richard. Wenn aber das nicht ist?

Kinder. Dann soll man lieber Rindvieh halten.

Richard. Also merkt Kinder! Bey allem, was man unternimmt, muß man an den Endzweck denken und die Mittel darnach einrichten.

Noch hundert Proben von der Art könnt' ich von Richards Kunst anführen, wie er von einer Kleinigkeit anfieng und aufs Große übergieng; wie er bey

al-

allem den geistlichen und leiblichen Nutzen zeigte und seine Kinder ans Denken gewöhnte.

So können in meinem Dorfe die Kinder vielleicht auch denken, aber nicht reden, sagte mancher Fremdling, der eine öffentliche Kinderlehre zu Traubenheim besuchte. — Sie werden es überall so lernen, wenn man sie überall so reden lehrt, antworteten die Leute.

Schon von Lieberichs Zeiten her wußte man in der Traubenheimer Schule nichts von der knechtischen Furcht, die Herr Schlaghart von Langenhausen zur christlichen Zucht für unentbehrlich hielt. Auch hatte Lieberich die Kinder gewöhnt, mit ihm zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen war; Und das nannte Richard die Grundlage von der ganzen Redekunst des Landvolks. Wenn sich denn aber die Kinder nach ihrer bäurischen Weise zuweilen falsch ausdrückten: so durfte niemand darüber lachen; er selbst aber übersetzte die Antwort in besseres Deutsch, ohne den schlechtern Ausdruck der Kinder mit einer Sylbe zu tadeln. Am allerwenigsten wiederholte er den bäurischen Ton, weil er dieses Verfahren für das sicherste Mittel hielt, die Kinder schüchtern und stumm zu machen.

Nächst dem stellte er mit seinen Zöglingen sogenannte Sprech-Uebungen an.

Zuerst mußten sie lernen, statt Ja und Nein, einen Theil der Frage wieder in die Antwort zu brin-

bringen. Den Anfang machte er immer mit Fragen die bejaht werden sollten. z. E.

Frage. Hast Du dich heute rein gewaschen.

Antwort. Ja, ich habe mich heute rein gewaschen.

Fr. Muß man das alle Tage thun?

Antw. Ja, man muß das alle Tage thun.

Fr. Ist denn die Reinlichkeit nützlich?

Antw. Ja, die Reinlichkeit ist nützlich.

Fr. Bleibt unser Leib gesunder bey der Reinlichkeit als bey der Unreinlichkeit?

Antw. Ja, der Leib bleibt gesunder bey der Reinlichkeit als bey der Unreinlichkeit.

So fieng er immer mit Sachen aus dem gemeinen Leben an, weil diese dem Kopfe und der Zunge die geläufigsten sind; die Fragen selbst aber machte er immer länger, und die Kinder mußten nun auch weitläuftiger antworten.

Dann kamen Fragen, die man mit Nein beantwortet, und auch hier mußte wieder der größte Theil der Fragen in die Antwort. Z. E.:

Fr. Kann denn der Leib bey der Unreinlichkeit so gesund bleiben als bey der Reinlichkeit?

Antw. Nein, der Leib kann bey der Unreinlichkeit nicht so gesund bleiben als bey der Reinlichkeit.

Fr. Mag man die unreinlichen Leute gern um sich und an seinem Tische haben?

Antw. Nein, man mag die unreinlichen Leute nicht gern um sich und an seinem Tische haben.

Fr. Kann man mit Appetit die Speisen aus der Küche solcher unreinlichen Menschen essen?

Antw. Nein, man kann die Speisen nicht mit Appetit aus der Küche solcher unreinlichen Menschen essen.

Auf diese Weise übten die Kinder Sprache und Gedächtniß zugleich.

Nach diesem mußten sie sich üben, bey allem was man von einer Sache sagt, gleich an das Gegentheil zu denken. Z. E.:

Fr. Was ist das Gegentheil von appetitlich?
Antw. Das Gegentheil von appetitlich ist ekelhaft.
Fr. Das Gegentheil von gesund?
Antw. Krank.
Fr. Das Gegentheil von Ehre?
Antw. Schande.
Fr. Das Gegentheil von schön?
Antw. Häßlich.
Fr. Das Gegentheil von Verschwendung?
Antw. Geitz.

Und nun die Anwendung:

Fr. Kann man bey der Unreinlichkeit gesund bleiben?

Antw. Nein, man wird gerne krank davon.

Fr. Bringt einem ein schmutziger Aufzug Ehre?

Antw. Nein, er bringt einem Schande.

Fr. Sieht ein schmutziges Kleid, wenn es noch so theuer und gut ist, schön aus?

Antw. Nein, es sieht häßlich aus.

Fr. Aber ist es denn nicht Verschwendung, wenn man so oft wäscht, als die Kleider schmutzig sind?

Antw. Nein, es ist keine Verschwendung.

Fr. Was ist es denn also, wenn man, um Zeit und Seife zu sparen, nicht waschen will?

Antw. Es ist Geitz.

Hatten einmal die Kinder das zur rechten Fertigkeit gebracht, dann konnten sie auch auf Fragen, die das Christenthum betrafen, weit besser antworten.

Kam aber Heilmann selbst in die Schule, und das geschah alle Wochen 2 — 3 mal, dann kamen schwerere Verstandes-Uebungen vor; denn er war der Meynung, daß man, um den Kindern helle Begriffe beyzubringen, das schwere leicht, und, um ihren Verstand zu schärfen, das leichte schwer machen müsse. Dadurch wurden aber auch die Geisteskräfte der Kinder unglaublich geschärft und in ihrem ganzen Leben war die Folge davon sichtbar.

Wie gerne möcht' ich hier alle Kunstgriffe der beyden treflichen Männer, Heilmanns und Richards, weitläuftiger darstellen; aber das soll in einem eigenen Buche, unter folgendem Titel geschehn:

Lorenz Richard;

oder die

Dorfschule zu Traubenheim.

Ein Erbauungsbuch

für

Landschullehrer.

Hier mag es genug seyn, durch ein einziges Beyspiel gezeigt zu haben, welch wichtigen Antheil der gute Richard daran hat, daß die meisten Traubenheimer richtiger denken und besser sich ausdrücken als die meisten Dorfsnachbarn im Umkreise.

Zwanzigstes Kapitel.

Heilmann und Richard lehren ihre Kinder weltliche Dinge; Richard macht den unnützen Weihnachtgesang nützlich, und wagt beym Herrn Obrist von Marschland die seltsamste Bitte von der Welt.

Auf Anrathen des Predigers verfertigte nun Richard in müßigen Stunden große Landcharten mit deutschen Buchstaben für seine Schule. Pfarrer Heilmann, der treflich zeichnen konnte, machte den Grundriß selbst, und zwar etwas größer, als die gewöhnlichen Landcharten; malte den Grund mit dünnen Farben, und strich auf den gestochenen Charten, welche nachgeschrieben werden sollten, alle Namen aus, die für Bauersleute überflüßig sind. Richard aber schrieb dann an die gehörigen Stellen, mit schöner Fractur und ziemlich groß, alle Namen hinein, die sein Prediger für die wichtigsten hielt. So lieferte er fünf Landcharten. Auf der ersten stand die ganze Erde in zwey Halbkugeln. Die andre enthielt Europa ganz allein; die dritte, Deutschland, und die vierte, Franken.

Nun war im herrschaftlichen Schloße eine schöne große Charte, auf welcher die ganze Fluhr von Traubenheim mit allen Hügeln, Wegen, Bächen, Mühlen und Waldungen ꝛc. genau abgemessen und abgezeichnet war. Auch diese machte Richard nach. Diese fünf Bogen wurden nun auf große Pappdeckel geleimt, und in die Schule gestiftet.

Sie fiengen aber den Unterricht, zu welchem alle Wochen drey Stunden genommen wurden, so an: Zuerst hiengen sie den Riß von der Dorfs-Fluhr an die Wand, und zeigten den Kindern, wie hier alles, was man auf der Markung im Großen sieht, ins Kleine gebracht ist. Unbeschreiblich war die Freude der Kinder, als sie auf dem Papiere jeden bekannten Bach oder Hügel, alle Mühlen und Gärten, die verschiedenen Lagen der Aecker, Weinberge, Waldungen, nebst den Fuhr- und Steigwegen der ganzen Markung sahen. Keine drey Lehrstunden waren vorüber, als sie schon alles im Augenblicke finden konnten. Sie baten den Herrn Schullehrer, ihnen doch zu erlauben, nach der Schule noch eine Stunde dableiben und in der Traubenheimer Charte studiren zu dürfen; sie maßen dann die ganze Fluhr, nach dem kleinen Maßstabe, der unten angebracht war, mit dem Cirkel aus, und bekamen also das ganze Werk wie das Ein mal Eins in den Kopf.

Nun kam auch die andere Charte zum Vorschein, auf welcher Franken abgebildet war. Da guckten die Kinder, daß auf einmal ihre großmächtige Traubenheimer Fluhr zu einem so kleinen Fleckchen geworden war; dafür aber sahen sie ringsherum die benachbarten Dör-

ser und Städte und eine Menge Namen, die ihnen Theils vom Hören-Sagen schon bekannt, Theils noch ganz fremd waren. Heilmann gieng auch hier wieder von Traubenheim aus, und machte, so zu sagen, mit seinen Kindern Reisen durch ihr fränkisches Vaterland. Auf diesen mußten sie nicht nur die verschiedenen grössern und kleinern Herrschaften in demselben, sondern auch allerley Dinge kennen lernen, die dem Bauer und Handwerker besonders wichtig sind. Was nun Heilmann von der Verschiedenheit des Feldbaues, von den Früchten, die hier und da besonders erzeugt werden, vom Handel und Wandel, von der Verarbeitung der Landes-Erzeugnisse ꝛc. wußte, das brachte er gelegenheitlich alles bey, und die Knaben, die in der Folge auf die Wanderschaft giengen, konnten sich nun in jedes Land besser finden, und vergafften, in großen Städten, nicht etwa die Zeit an einfältigen Wahrzeichen, sondern sahen sich nach gescheidern und nützlichern Sachen um.

Nachdem Franken also durchgelaufen war, gieng es über ganz Deutschland. In diesem war wieder Franken nur ein kleiner Fleck. — Da fiengen die Kinder an, sich erst einen Begriff von der Größe des Erdballs zu machen; ihre Dorfsfluhr kam ihnen nicht mehr vor wie eine Viertelswelt, und mächtig mußten sie wundern, daß ihr Traubenheim so unwichtig seyn sollte, daß man sich nicht einmal die Mühe gab, es in die Landcharte von Deutschland zu setzen. — Gleichwohl gieng Heilmann wieder von dem Fleckchen aus, wo beyläufig Traubenheim hätte stehn sollen.

War

War Deutschland durchreiset und den Kindern bekannt; dann kam Europa zum Vorschein. Auch dieses wurde wieder von Deutschlands Mittelpunct, nemlich von Franken aus, durchgegangen.

Jetzt hatten die Kinder einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Erdtheile, zu welchem ihr Vaterland gehörte. Nun erst nahm Heilmann die beyden Erdhälften zur Hand. Vogt Ehrlich, ein wohlbegüterter Mann, machte der Schule ein Geschenk mit einer ganz neuen Erdkugel. An dieser Kugel, welche den ganzen Erdball im Kleinen, nach seiner Gestalt so wohl als nach seinen Wassern, Ländern und Himmelsstrichen, vorstellt, lehrte der brave Prediger seine kleinen Zuhörer das nöthigste, was ein gescheider Bauer von der Erde, von ihrem Laufe, von ihrem Stand gegen die Sonne, vom Tag und Nachts-Wechsel, von den Jahrszeiten u. s. w. zu wissen braucht.

Darüber spöttelten und zankten Anfangs die Traubenheimer; am Ende aber baten einige wackere Männer und Bursche den Prediger selbst, ihnen doch auch dergleichen Lehrstunden an Sonntagen zu geben. So entstanden (nicht etwa durch obrigkeitlichen Zwang, sondern durch den Wunsch des Volkes selbst) die Sonntagsschulen, die heute noch in Traubenheim fortgesetzt werden.

Aufgemuntert durch die Wißbegierde der Erwachsenen und Kinder, fieng nun auch Heilmann an, Naturgeschichte und Naturlehre zu treiben. Richard, der die Sachen schon ziemlich im Kopf hatte, lernte täglich die Kunstgriffe, sie auch dem Volke beyzubringen, besser,

und wurde dadurch im eigentlichsten Verstande Schulmeister, oder Meister im Kinderunterrichte.

Keine Gelegenheit, nützen zu können, ließ er ungenützt vorbey. Selbst dem Weihnachtsgesange, dem leidigsten Brod-Erwerb eines Schulmannes, wußte er eine vortheilhafte Wendung zu geben. Längst war ihm der eintönige Kirchengesang unangenehm, obgleich Traubenheim durch sanfte Melodien sich vor allen Dörfern im Umkreiße hervorthat. Der Weihnachtsgesang schien ihm die schönste Gelegenheit, die Leute vierstimmig singen zu lehren und neue Melodien zu Liedern einzuführen, die bisher nicht gesungen werden konnten, oder doch Melodien hatten, die ihm nicht gefielen. Er setzte also die meisten Kirchenlieder vierstimmig auf, machte neue Melodien, und überredete, mit Beyhülfe des Predigers, viele erwachsene Bursche des Dorfs, in die Probier-Stunden zu kommen. Mit vieler Mühe brachte ers dahin, daß schon im ersten Winter fast 30 junge Leute die Kunst lernten, ein Kirchenlied vollstimmig zu singen. Die Dorfsnachbarn waren entzückt, als er zur Weihnachtzeit mit seinem Gesange erschien. Die bekanntesten Melodien dünkten ihnen ganz neu: so wohl gefielen sie bey dem vierstimmigen Gesange. Durch angestellte Sammlungen in der Gemeine, brachte er im folgenden Jahre eine neue größere Orgel zu Stande, mit der er durchdringen und die neuen Melodien auch in der Kirche leichter einführen konnte: und so bekam Traubenheim einen Kirchengesang, der seines Gleichen in Franken nicht hat.

Nur

Nur in Ansehung der Schule war noch ein Fehler, der unserm Richard manche Kummerstunde machte. Mit Verdruß bemerkte er nämlich, daß die Kinder gewöhnlich den Sommer über die Hälfte von allem wieder vergaßen, was sie während der Winterschulen gelernt hatten. Mit edler Uneigennützigkeit entschloß er sich also, den ganzen Sommer über wöchentlich zwey Schulen zu halten, und deßwillen den Herrn Obrist um Unterstützung zu bitten.

"Heraus damit!" schnurrte der alte Marschland, als Richard zu ihm kam und um Erlaubniß bat, eine Bitte vorzutragen. "Heraus damit! Er ist ein Mann, der den Dienst versteht und mir viel Gefälligkeit erzeigt, daß er die Traubenheimer Kinder so wacker zusammen schult. Eine Hand wäscht die andre. Was will Er?"

Richard. Ihre Unterstützung gnädiger Herr! Meine Kinder vergessen immer den Sommer über, was sie im Winter gelernt haben. Ich möchte Sommerschulen halten.

Obrist. Und was will Er dafür?

Richard. Nichts, gnädiger Herr! aber um einen herrschaftlichen Befehl zur Einführung wollt' ich unterthänig bitten.

Obrist. Nu, nu! das heißt mir ein Schulmeister! Man sagt, ihr Leute schelmert euch um jeden neuen Buchstaben und eure erste Frage sey: Herr, was wird uns dafür?

Richard. Mag seyn, gnädiger Herr! Manche müßen wohl bey ihrem Hungerbrode so fragen. Ich habe das nicht Noth.

Obrist. Und nun, wie solls denn gehalten werden?

Richard. Gerade wie im Winter; aber wöchentlich nur zwey Schulen. Die Leute bedürfen ihrer Kinder im Sommer zu viel, und nebst dem Unterrichte muß auch für die Nahrung gesorgt werden.

Obrist. Bravo! Bey Strafe soll Jeder seine Kinder in die Sommerschule schicken!

Richard. Strafe ist ein hartes Wort, gnädiger Herr! Ihr Befehl ist genug.

Obrist. Auch recht! wills also befehlen. Aber komm Er herein! meine Tochter und ihre Kinder sollen sich bey Ihm bedanken, und für meinen Part soll Er alle Jahre, so lang ich lebe, 3 Eymer alten Wein haben, den Er auf meine Gesundheit austrinken soll.

Richard. Aber die Leute werden dann sagen, daß ich dem Gaumen zu lieb Sommerschulen halte. Keine Belohnung, gnädigster Herr Obrist! aber so lang ich lebe, werd' ich mit Dank dieses Anerbietens gedenken.

Obrist. Ach, pi pa! bedank' Er sich, wenn der Wein ausgetrunken ist! Kurz und gut: Er bekommt alljährlich 3 Eymer Wein von mir. Ein Dorf voll gescheider und guter Bauern, wie Er sie ziehen hilft, ist hundert Fuder werth, und damit Punctum!

Ohne Widerrede mußte also Richard zur gnädigen Frau, die ihm in den gerührtesten Ausdrücken dankte und ihre Kinder herbey rief. Küßt unsern braven Herrn Schullehrer, sagte sie. Er will Sommerschulen hal-

ten,

ten, daß die Kinder zu Traubenheim recht viel lernen und geschickt und wacker werden sollen, und ihr wißt, daß das die größte Wohlthat auf Erden ist.

Freudig umarmte Burkhard den ehrlichen Schullehrer und küßte ihn; Fräulein Agnes folgte ihm nach, und unserm Richard rollten Freudenthränen die Wangen herab. Die Sommerschulen nahmen ihren Anfang. Einige sandten ihre Kinder aus Lust, andre aus Furcht vor dem gestrengen Herrn Obrist; die 3 Eymer Wein dauern als Besoldungs-Zulage bis heute fort und die Sommerschulen behalten ihren gesegneten Fortgang.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

" Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte, oder müßte: so wollte ich kein Amt lieber, denn Schulmeister oder Knabenlehrer zu seyn. Denn ich weiß, daß dieß Werk, nächst dem Predigtamt, das allernützlichste, größte und beßte ist; denn es ist schwer, alte Hunde bändigen und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet, und viel umsonst arbeiten muß. Aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, ob gleich auch etliche darüber zerbrechen. Lieber! laß es der höchsten Tugend eine seyn auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich zu zieben, welches gar wenig und schier niemand thut an seinen eigenen. "

D. M. Luther.

Die

Die vielen Verdienste, die sich Richard um den Verstand seiner Zöglinge erwarb, übertraf er noch durch seine Sorgfalt für ihr Herz. Er war der Meynung, daß ein Schullehrer, der seinen Kindern nur gut lesen, schreiben und rechnen, nebst den nöthigsten Religionskenntnissen beybringt, seine Pflichten nur halb erfülle; daß ein böses Herz bey hellem Verstande, doppelt gefährlich, und ein Dorf voll denkender Bösewichte weit verdorbener sey, als eines, wo die heilige Einfalt wohnt. Vor allem suchte er also in seinen Kindern menschlich-gute Gefühle zu erwecken, und alles, was diese verhindern oder unterdrücken könnte, zu verbannen. Er selbst war ein Muster der Menschlichkeit. Seine Lehren und Unterredungen führten immer zu frommen Gefühlen, und bey seinen Gesprächen wußte er die Kinder so auszuholen, daß er ihnen gleichsam auf den Grund ihrer Herzen hinein sah. Mit dem Stecken, pflegte er zu sagen, beugt man nur den Rücken, aber nicht das Herz; bringt es nur zum müssen; aber nicht zum wollen. Sirachs weiser Spruch: Räche nicht genau alle Missethat, und kühle dein Müthlein nicht, wenn du strafen sollst! *) kam ihm daher nie aus dem Gedächtnisse. Mußte er ja zuweilen züchtigen: so geschah es nicht im ersten Unwillen, und nie anders als mit sichtbaren Beweisen seines Kummers.

Nur bey Diebstahl, Bosheit und Grausamkeit hielt er Schläge für unumgänglich nothwendig. Harte Menschen, die ihre Mitgeschöpfe zur Lust martern, dachte

er,

*) Sirach 10, 6.

er, müßen an sich selbst fühlen wie es thut, sonst werden sie nicht weichherzig. Erfuhr er demnach, daß eines seiner Kinder ein Thier oder einen Mitschüler geplagt hatte: so stellte er ihm die Grausamkeit seines Thuns recht beweglich vor, und vergaß nicht, dabey das Exempel des unglücklichen Klaus *) wieder aufzufrischen. Fieng dann das Kind an zu weinen: so sagte er: deine Thränen, du hartherziges Kind, sind noch kein Beweiß, daß du dich bessern wirst. Du hast meine Vermahnungen bisher oft genug vergeblich gehört; vielleicht hilft es, wenn ich dich einmal an deinem eigenen Leibe fühlen lasse, was Schmerzen sind. Und nun erst bekam das Kind seine Züchtigung. — Die Haupt-Strafe bestand aber darin, daß er über den Fehler ein Gespräch anfieng, und das böse Kind am meisten antworten ließ.

War der Fehler recht groß: so suchte er einen schicklichen Vers aus dem Gesangbuche; die Kinder mußten ihn aufschlagen, und dann sagte Richard: nun singt diesen Vers mit mir, und versprecht es dadurch dem allwissenden Vater im Himmel, daß ihr in eurem Leben nie diesen Fehler begehen wollt! — Zu dem Ende hatte er sich in seinem Gesangbuche mehrere Lieder-Verse auf die hauptsächlichsten Kinderfehler und Tugenden angemerkt, die er dann zur rechten Zeit gleich zu finden wußte. Gewöhnlich konnten aber die Kinder vor Thränen kaum mit singen, und so gewöhnten sie sich frühzeitig, das Gebet als einen Zaum gegen die Sünde und als einen Sporn zur Tugend zu gebrauchen.

Auf

*) 2 Th. 6 Kapitel.

Auf Schandstrafen, welche die Cameraden des Beschimpften zur Schadenfreude und diesen zur Rachsucht reitzen, hielt er gar nichts. — Der alte Schlaghart in Langenhausen hatte in seiner Schule einen hölzernen Esel, mit Wiegenläufen, und eine große papierene Kappe, mit ein Paar Ohren, und mit der Aufschrift: Yah! Yah! In dieser Mütze mußten die Ungeschickten auf dem Esel reiten, und die ganze Schule durfte den Reiter auslachen. Ferner war eine große hölzerne Brille ohne Gläser da, die er denen, die nicht lesen lernten, aufsetzte, und sie so auf die Tafel stellte. Dadurch wurden die bestraften Kinder boshaft und niederträchtig; die andern aber schadenfroh. — Schon Lieberich war dieser Thorheit nicht gut, noch weniger aber Richard. Selbst das Hinauf- und Hinuntersetzen mochte er nicht wohl leiden. Durch das Hinaufsetzen, sagte er, werden die Geschickten zum Hochmuthe und nicht zum edlen Stolze gereitzt. Sie lernen dann nicht, weil es ihnen gut und nützlich ist, sondern weil man dadurch andre neben sich verkleinern kann; die Hinuntergesetzten aber werden neidisch oder schaamlos. — Alle Belohnung des Fleißes und der Artigkeit bestand bey ihm darin, daß er den Kindern weissagte, daß es ihnen gut gehn werde, wenn sie so fortführen, und daß er sie liebe, gute Kinder hieß. Ueberhaupt gab er sich Mühe, alles zu vermeiden, was Verbitterung unter den Kindern veranlassen konnte. Nur sehr selten trug er es darauf an, daß ein Kind das andre verrathen mußte, und wenn das geschah: so bestrafte er das Kind, welches gefehlt hatte, nur mit gelinden Worten; dafür aber setz-

te

te er sich in der Schule und Kirche so, daß er, wo möglich, alle Kinder im Gesichte haben und selbst beobachten konnte.

Gelegenheiten, ein gutes Werk zu thun, stellte er seinen Schülern immer als ein besonderes Glück vor; und wenn er durch eines seiner Kinder irgend jemand einen Gefallen konnte thun lassen: so nahm er immer eines der bravsten dazu. Dadurch gewöhnten sie sich frühzeitig, Werke der Menschenliebe für die größte Ehre und liebste Beschäftigung zu halten. Gieng z. E. eine fremde Person vor der Schule vorbey, die den Weg nicht wußte: so bekam gerade das Kind, welches sich am beßten gelöset hatte, die Erlaubniß, den Weg zu zeigen, und so weit mit zu gehn, bis nicht mehr zu irren war. — Folgendes Beyspiel, welches die guten Früchte dieser Erziehungsweise bestätigt, verdient in einer Geschichte des Dorfs aufbewahrt zu werden. In Scheckenau, einem benachbarten Dorfe, kam einmal zur Mitternacht Feuer aus. Geschwind fuhren die Traubenheimer Schulkinder aus den Betten, und eilten nebst den erwachsenen Leuten, mit ihrer Sprütze zur Hülfe. Da sie wohl mit dem Löschen bekannt waren: so machten sie zu allererst doppelte Reihen, vom Wasser bis zur Sprütze; einige der größern stiegen auf benachbarte Dächer und goßen Wasser auf; dabey hielten sie mit ihrem Fleiße vom ersten bis zum letzten Mann aus. Der Scheckenauer Amtmann freute sich so sehr über den Fleiß und über die Ordnung dieser Kinder, daß er sie nach dem Brande laut zusammen rief, ihnen vor allen Leuten das

beß-

beßte Lob ertheilte, und sie mit einem großen Thaler beschenkte, den sie miteinander verzehren sollten. Da nahm Ulrich, ein Enkel des Nicklas Wenner, den Thaler: Nicht wahr ihr Cameraden, rief er aus, das Geld wollen wir nicht vertrinken, sondern es ein Paar armen Kindern hier geben? — Ja! Ja! Ja! das wollen wir! jauchzten alle zusammen. — Komm her Sohn! sagte der Amtmann und küßte den Knaben; stellte ihn der Scheckenauer Jugend zum Muster auf; ließ den Vorfall in eine Zeitung setzen, und die Traubenheimer Schulkinder erhielten den Beyfall Aller die es lasen.

Auch Richard lobte sie in der ersten Schule und bat sie, am folgenden Tage von ihren Kleidungsstücken oder Sparpfennigen etwas für die abgebrannten Kinder mit zu bringen. Da brachten etliche von ihnen ganz neue Strümpfe, die sie in der Arbeitsschule gestrickt hatten; andre, von ihrem daselbst verdienten Gelde 2c; das frohe Gesicht aber, mit dem sie zum Theil ihre ganze liebe Baarschaft aufopferten, war mehr werth als das reichste Geschenk.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Pfarrer Heilmanns Abschied. Helfrichs Ankunft. Fritz Ortmanns Tod.

Pfarrer Heilmann, der geschäftige Kinderfreund, dem Richard seine Geschicklichkeit fast einzig verdankte,

war

war indeß selbst Vater von 6 Kindern geworden. Blühend und wohlgesittet wuchsen diese heran, und würden die einzige Lust ihres Vaters gewesen seyn, hätte nicht oft ein geheimer Kummer seine Seele getrübt, wenn er die geringe Einnahme zu Traubenheim mit dem großen Aufwande verglich, den die Erziehung und Versorgung so vieler Kinder erforderte. Vogt Ehrlich, der bey einem beträchtlichen Vermögen nur eine einzige Tochter hatte, bemerkte zwar das geheime Anliegen seines Freundes, und nahm einen Sohn desselben, Namens Jacob (den wir in der Folge wieder finden werden,) zu sich in die Schreibstube, mit dem Versprechen, ihn noch studiren zu lassen und von nun an ganz allein zu versorgen. Aber noch fünf unversorgte Geschwistere waren doch oft ein Sorgenstein für den zärtlichen Vater.

Unerwartet erhielt er eines Tages die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines alten Schwiegervaters von Bergfelden. Dieser Fall würde einem kinderreichen Schwiegersohn aus aller Noth geholfen haben, hätte er einen reichen Schwiegervater betroffen. Pfarrer Schatz war aber im Leben zu gutthätig, um seinen Tochtermännern im Sterben einen solchen Trost hinterlassen zu können. Betrübt gieng Heilmann am Beerdigungstage nach Bergfelden. Schon war die Versammlung mit ihm in der Kirche, als auf einmal der bestellte Leichenprediger von einer Steckung überfallen wurde, die es ihm unmöglich machte, die Beerdigungs-Rede zu halten. Keiner von den versammelten Predigern hatte Muth genug seine Stelle zu übernehmen. — Kurz und gut entschloß sich also Heilmann zur Leichenpredigt, und

diese fiel so sehr zum Wohlgefallen des Dorfes aus, daß er noch am nämlichen Tage von der Gemeine zum Nachfolger erwählt und dadurch auf Einmal aller Sorgen entlediget wurde, die ihm sein spärliches Einkommen zu Traubenheim verursachet hatte.

Auf Fürsprache des Langenhäuser Pfarrers gab nun der alte Obrist dem jüngern Bruder desselben, Namens Timotheus Helfrich, die erledigte Stelle zu Traubenheim, ohne jedoch den jungen Mann, der als Hofmeister in Dresden stand, mit einem Auge gesehen zu haben. Zu seinem Schrecken erschien bald darauf in der Person des neuen Predigers ein zierlicher Hofmann, voll der feinsten Sitten seines Zeitalters.

So viel Beyfall er unter Hofleuten erhalten hatte, so wenig gefiel er dem rauhen Obrist. — " Ei so mach Bücklinge, du Deutschfranzos! Das ist dir ein Dorfpfarrer wie durch den Seiher gelaufen!" schrie er ohn' Unterlaß, so bald er ihn gesprochen hatte und mit seiner Tochter wieder allein war. — Nicht weniger unzufrieden mit der getroffenen Wahl, war auch die Traubenheimer Gemeine. Heilmanns deutscher Handschlag und Gruß, und seines Nachfolgers städtisches Compliment, stachen allzusehr ab. — Helfrich sprach immer: man wird die Gefälligkeit haben . . . man lasse sich doch nieder rc. . . . Das man verstanden aber die Bauern nicht recht, und wußten nicht von wem die Rede war. Nicht einmal Gesundheit konnte Helfrich mit ihnen trinken. Wenn sie sprachen: wills Ihm zubringen, Herr Wohl-

ehrwürden! so wußte er nicht einmal zu sagen: wohl bekomms! und wenn sie ihm das angenipfte Glas reichten, so that er nicht einmal Bescheid. *)

Helfrich war als kleiner Knabe nach Leipzig auf die Thomas-Schule gekommen; hatte in Leipzig studirt und darauf in Dresden gehofmeistert. Bauernsitten waren ihm da ganz fremd, und eine gewisse Zierlichkeit, ganz ausgespitzelt nach dem damaligen Geschmacke, zur andern Natur geworden. Die Bauern aber hielten diese Zierlichkeit für einen unheilbaren Fehler, und noch ehe Helfrich eingesetzt wurde, kam schon dem alten Obrist die Klage zu Ohren: ach lieber Gott, das ist kein Pfarrer für uns, der kann mit schlechten **) Leuten nicht umgehn!

Man muß es ihm doch ein wenig beybringen, daß er die Complimentenschneiderey wegläßt! — sagte Marschland zu seiner Tochter, — und wer konnte wohl mit dem Beybringen besser umgehn, als er selbst? Herr! sagte er eines Abends zu seinem neuen Pfarrer, die Bauern zu Traubenheim kratzen sich hinter den Ohren, daß sie so einen galanten Pfarrer bekommen. Was sollen die Dresdner Siebensachen zu Traubenheim? — Stellen Sie sich! — Nun will ich einen Bauern machen! (Er geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand) Grüß Gott, Herr Pfarr!

 Helf-

*) Bescheid thun — Ein wenig aus dem zugebrachten Glase trinken.

**) Der fränkische Landmann versteht das Wörtlein schlecht ganz anders als die übrige Welt. Ein Tagelöhner und armer Handwerker ist ein schlechter Mann, zum Unterschiede von den Reichen, und die Reichen, mit vornehmen Herren verglichen, heißen dann wieder schlechte Leute.

Helfrich. (lächelnd) Guten Tag, mein Freund! Was ist gefällig?

Obrist. Falsch! Schön Dank Nachbar! muß man zuerst sagen, und dann nicht: was ist gefällig? sondern: was bringt Ihr mir Guts?

Auf die Weise nahm Marschland den neuen Pfarrer täglich in die Schule. Helfrich war auch so gelehrig, daß die Traubenheimer schon vor seiner Einsetzung einander sagten: er lernt sich doch noch in die Leute schicken!

Heilmann, dessen Abschiedsstunde herannahte, bekam indeß den Auftrag, seinen Nachfolger einzusetzen. Ihm war es nicht, wie den meisten seiner Amtsbrüder, darum zu thun, einen Namen hinter sich zu lassen, der dem Nachfolger zur Verkleinerung gereicht. Er hatte sich daher in den letzten Wochen seines Aufenthalts zu Traubenheim, sorgfältig gehütet, den Leuten schöner zu thun als bisher. Ihm war es so wenig lieb, daß ihn die Bauern auf Kosten des jungen Helfrichs so sehr lobten, daß er vielmehr seinen Nachfahrer bey jeder Gelegenheit in Schutz nahm und den Ortsnachbarn sein ernstliches Mißfallen zeigte, wenn sie den geschickten und guten Helfrich so neben ihm herabsetzten.

In der Einsetzungspredigt aber, die zugleich seine Abschiedsrede war, machte er erst seinem Herzen freye Luft. Als eben die ganze Kirche zusammen weinte, hob er an:

"Eure Thränen um meinen Abschied, ihr lieben Traubenheimer, würden mein Herz in die süßeste Wehmuth versenken, wenn ich mich nicht in dieser Freude, von euch so geliebt zu seyn, durch ein geheimes Ahnden

ge-

gestört fühlte. Ich muß es nur gestehn, ihr meine Lieben, daß ich fürchte, meinem theuern, rechtschaffenen und gelehrten Amtsnachfolger dürfte es in den ersten Jahren bey euch gehn, wie mir es ergangen ist. Eure Herzen hiengen, als ich zuerst unter euch auftrat, noch ganz an dem frommen und weisen Manne, dessen Nachfolger ich wurde, ob er gleich, bey meiner Ankunft, schon mehrere Jahre im Grabe lag. — Jeder Mensch hat seine eigene Weise; folglich war ich nur im Gutmeynen, aber nicht sonst in allen Stücken meinem ehrwürdigen Vorfahrer gleich. Einiges an mir schien euch daher ganz neu; das neue war euch zuwider; besonders aber mein jugendlicher rascher Muth. Ihr wurdet zum Theil unzufrieden mit mir, zum Theil wart ihr vielleicht gar meine Feinde. Jetzt, — wie ganz anders! — jetzt weint ihr um meinen Abschied, und mit dankbarer Rührung muß ich euch das Zeugniß geben, daß ihr mich, nachdem wir einander besser verstehn und kennen gelernt hatten, wie Brüder und Kinder geliebt habt. — O, daß ich auch so glücklich gewesen wäre, euch durch mein eigenes Exempel zu zeigen, wie unrecht man einem Manne thun kann, wenn man über ihn richtet, ehe man ihn recht kennt! Weinen müßt' ich, wenn ich erführe, daß ihr den lieben und braven Prediger, den ich zu meinem Nachfolger nun einsegnen werde, so behandeltet, daß er seinem Amte nicht mit Freuden vorstehn könnte, sondern nur mit Seufzen, wie ich in dem ersten Jahre meiner hiesigen Amtsführung. Ach Gott! würde ich ausrufen, so hätte ich denn 24 Jahre an dieser Gemeine gearbeitet, ohne sie nur dahin gebracht zu

haben, das Wesentliche vom Zufälligen unterscheiden zu können! So war ich denn nicht im Stande, nur so viel zu bewirken, daß sie sich in ihren neuen Prediger schickt! — Vergeßt doch ja nicht, daß ihr mir anfangs, als ich euch noch fremd war, oft wehe gethan habt, und doch in der Folge mit mir zufrieden geworden seyd. Macht mir noch in meiner Abwesenheit die Freude, daß mein lieber Amtsnachfolger, wenn wir uns nach einiger Zeit wieder sehen, mir die Hand drückt und mir dankt, daß ich ihm eine Gemeine zurückgelassen habe, die liebreich und folgsam ist; die sich nicht an Nebendinge, sondern an die Hauptsache hält, und ihm gerne Zeit vergönnt, sich mit ihr und ihren Bedürfnissen und Wünschen bekannt zu machen. — Das, liebe Beichtkinder, ist der größte Ruhm, den ich mir in der Welt wünsche, und in Eurer Gewalt steht es, mir diesen Nachruhm zu verschaffen!"

Mit dieser Valetpredigt verließ Heilmann sein geliebtes Traubenheim und zog, vom ganzen Dorfe gesegnet, nach Bergfelden, welches schon vor mehr als hundert Jahren auch einmal der Zufluchtsort eines Traubenheimer Predigers war. *) Ein halb Jahr nach seinem Abzuge starb Fritz Rüdiger, der brave Dorfsschulze. Heilmann, der es dem Redlichen zeitlebens nicht genug verdanken konnte, wie gut er ihm Anfangs beygestanden hatte, kam, aus dankbarer Regung, fünf Stunden weit her auf seine Leiche, und hielt ihm, auf Verlangen des Pfarrer Helfrichs, eine kurze Grabrede.

Bey

*) S. das 1 Kap. im 1 Theile.

Bey dieser Gelegenheit hatte er die Freude, zu hören, daß seine letzten Ermahnungen nicht fruchtlos gewesen waren. Helfrich umarmte ihn öffentlich im Leichhause, und wiederholte mit inniger Rührung die Worte, welche Heilmann, aus seinem Munde zu hören so sehnlich gewünscht hatte.

Fritz Rüdiger wurde zwar nicht allgemein bedauert; denn einige sagten: er war ein herrischer Mann, der immer für die ganze Gemeine das Wort geführt hat! aber die Thränen aller redlichen, gescheiden Männer des Dorfs, und die gerechten Lobsprüche des Pfarrer Heilmanns, der ihn durchaus kannte, waren eine reiche Schadloshaltung für den Tadel dieser unbesonnenen Richter.

Ihm folgte sein Sohn Bernhard, den wir bey zwey sehr unglücklichen Vorfällen (im 6ten und 16ten Kapitel des 2ten Bandes) kennen gelernt haben. Lesern, die sich seiner noch erinnern, darf ich also wohl nicht erst sagen, daß die Wahl auf einen Würdigen gefallen ist. Er war damals ein Mann in seinem beßten Lebensalter, kaum 35 Jahre alt, und um seiner willen konnte Helfrich, in der Leichenpredigt, mit Recht die Worte Sirachs auf den Verstorbenen anwenden:

Da er lebte, sahe er seine Lust, und hatte Freude an ihm; da er starb, durfte er nicht sorgen; denn er hat hinter sich gelassen einen Schutz wider seine Feinde, und der den Freunden wieder dienen kann. *)

*) Sirach 30, 5. 6.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der alte Obrist stirbt. Burkhard tritt die Regierung an. Briefe von ihm an das Fräulein Theodore von Windseck.

Obrist von Marschland wurde nun täglich gebrechlicher, und mußte sich pflegen wie eine Wochenbetterinn, um nicht alle 24 Stunden ein neues Uebel am Halse zu haben. Das Rothlauf verließ ihn an dem bleßirten Fuße kaum: so war es schon wieder da, und die unheilbare Krankheit, das hohe Alter, brachte der Schwächen ohnedieß genug mit sich. Marschland fühlte sein herbeynahendes Ende, und sprach oft in einem so gleichgültigen Tone darüber, daß seine Tochter und Enkelinn weinten. Einmal ließ er seine Agnes (das junge Fräulein von Traubenheim) vor sein Bette kommen: Höre Tochter, sagte er, du siehst, ich bin ganz in die Pfanne gehauen, und eh man eine Hand umkehrt, werd' ich auf dem Schragen da liegen. Nichts verdrießt mich, als daß mein Name schon wieder in Franken aussterben soll. Darum hab' ich dir lange schon unsern Vetter, den Lieutenant Wolfgang von Marschland zugedacht. Wie meynst du, Agnes?

Agnes weint. –

Höre, Mädel, ruft der Alte, du wirst dich nicht zu guter Letzt schelmern? Da ist ein Brief – dort liegt er – schick ihn fort! Wenn der General den Vetter nicht will heyrathen lassen: so soll er Dienst quittiren.

Agnes.

Agnes. Ach, liebster, beßter Großvater! wie wird sich das schicken?

Obrist. Was? Wenn Ich ihm kupple? Du Narr! Fische, wie du einer bist, fängt man nicht in allen Wassern. Was meynest du wohl? Langenhausen hat mich 70, 000 baare Gulden gekost't, und das gehört großentheils dein!

Agnes. Aber wir wissen ja nicht, ob ich dem Vetter Wolfgang gefalle.

Obrist. Pi pa! Geplauder! Schick nur den Brief fort! Die Liebe steckt im Bettstroh!

Agnes. Aber ich kenn' ihn kaum von Gesichte.

Obrist. Werdet euch schon kennen lernen! Du weißt, ich kann das abern nicht leiden. Was hast du am Vetter Wolfgang auszusetzen?

Agnes. Nichts, lieber Großvater. Er ist hübsch und brav.

Obrist. Also – und was weiter? Geh, geh und schick den Brief auf die Post, und damit Punctum! Gar zu gern möcht' ich bey lebendigem Leibe das Ding noch richtig wissen!

Mit Thränen erzählte Agnes den Vorfall ihrer Mutter.

Ist dir Vetter Wolfgang nicht recht, liebe Agnes? fragte diese. – Ach Wolfgang ist gut und recht; aber .. aber .. versetzte die verlegene Tochter. – Nun, sagte Marianne, wenn dein Herz nichts gegen ihn einzuwenden hat: so setze den Verstand dießmal nur immer bey Seite! Unser Vetter weiß, daß dein Großvater ein

sonderbarer Mann ist, und ein Körbchen hast du wohl nicht zu fürchten.

Gesagt, geschehn! — Wolfgang von Marschland, entzückt über den seltsamen Antrag, schrieb sogleich den heissesten Dank an den alten Obristen und die zärtlichsten Briefe an seine Agnes; bewarb sich um seinen Abschied, weil ihm die Heyrath erschwert wurde, und eilte im März 1753 nach Langenhausen; aber Vetter Obrist erlebte den fröhlichen Tag nicht mehr. Drey Tage vor Wolfgangs Ankunft trat plötzlich seine stete Krankheit, das Rothlauf zurück, und Marschland starb, ehe nur ein Arzt gerufen werden konnte, in einem Alter von etlich 80 Jahren. Nach seinem Befehl sollte er soldatisch beerdiget werden. Eine Compagnie Wirzburger Soldaten war demnach dazu erbeten und eben im Aufbruche begriffen, als Wolfgang nach Wirzburg kam. Zu seinem Schrecken erfuhr er hier die traurige Nachricht und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit, um der beorderten Compagnie noch zuvor zu kommen und seiner Schwiegermutter und Braut in ihrem Kummer beyzustehn. Wolfgangs Ankunft war ihnen in mehr als einer Absicht erwünscht; er besorgte von dem Augenblick an nicht nur die Beerdigung des alten Obristen, dessen Tod ihm unendlich nahe gieng, sondern auch die sämmtlichen Güterangelegenheiten, und wurde nach ein Paar Monathen ein glücklicher Ehemann an der Hand seiner Agnes.

Ich fange nun an, die Lebensgeschichte des jungen Erbherrn Burkhard Julius von Traubenheim nachzuholen. Wir haben ihn im 17ten Kapitel als einen gelehrigen Zögling des sel. Obrists und des Langenhäuser Pfarrers verlassen. Durch Mariannens Bitten und durch die Ueberredung des Pfarrers ließ sich der alte Großvater von dem Entschlusse nach und nach abbringen, aus seinem Enkel einen Kriegsmann zu ziehn; schickte ihn anfangs nach Coburg, und dann auf die Universität zu Leipzig. Von da kam er 1748, als ein junger Mann voll Gelehrsamkeit und Fleiß zurück, trat eine Reise durch Deutschland an, und nahm Dienste am Hofe des Kurfürsten von Sachsen, wo er sich, vor den meisten jungen Edelleuten seines Alters, so vortheilhaft auszeichnete, daß er, ein junger Mann von 23 Jahren, als Gesandter nach München geschickt wurde, wo er 1751 seinen Posten antrat. Ich übergehe die genauern Umstände seines Lebens, weil diese mit der Geschichte des Dorfes wenig zusammenhängen.

Jetzt erst wird uns Burkhard, als Erbherr und Besitzer des Ritterguts Traubenheim wichtiger.

Sogleich nach dem Tode seines Großvaters trat er selbst die Verwaltung des Ritterguts an, und empfieng im Maj 1753 die Huldigung zu Traubenheim. Kurz zuvor hatte er sich mit einem Fräulein, Namens Theodore von Windseck verlobt, und eilte daher schon im folgenden Monate wieder nach München zurück, dem Fräulein sich antrauen zu lassen.

Theodore von Windseck lebte nämlich bey ihrer Mutter Bruder in München, der sich als hannöver-

scher

scher Gesandter daselbst aufhielt. Sie war Vater- und Mutterlos, und nicht sehr bemittelt; aber Verstand, Güte des Herzens, Geschäftigkeit, und eine Bildung des Gesichtes, die mehr einnehmend als schön war, gaben ihr das Recht, auf einen Mann von Burkhards Verdiensten Anspruch zu machen. Während seines Aufenthalts in Langenhausen, schrieb Burkhard einige Briefe nach München an seine damalige Braut, die ich hier einschalte, weil sie zur Geschichte des Dorfs in diesem Zeitraume gehören.

Burkhard von Traubenheim
an
Fräulein Theodore von Windseck.
(Erster Brief.)

Langenhausen, am 10 Mai 1753.

Gestern spät, liebe Theodore, bin ich hier glücklich angelangt. Meine Mutter und Schwester fielen mir mit Thränen der Freude um den Hals; und mir ist es seit dem Tode meines Großvaters zum erstenmal wieder ganz wohl; denn die Sorgen um meine Mutter und Schwester haben mich bisher beständig beunruhigt, die glücklichen Stunden ausgenommen, in welchen ich, in Eurem Arme, liebe Theodore, die ganze Welt vergaß, um nur in Euch und für Euch zu leben. Nichts fehlt mir hier, als – Ihr wißt ja wer mir fehlt? Aber bald (wiewohl das bald mir immer zu spät kommen wird) bald bin ich wieder in München und in Eurem Arme, liebe, gute, theure Theodore! dann werd' ich mich, in jedem müssigen Augen-

genblicke, bey Euch schadlos halten, für die mir so lang scheinende Trennung. Meine Mutter grüßt Euch mit innigster Mutterliebe, und meine Agnes mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Auch Schwager Marschland will Euch beßtens empfohlen seyn. Alle schmachten nach Eurer persönlichen Bekanntschaft. Marschland ist ein junger, schöner, blühender Mann, verständig und entschlossen, der meiner Mutter in der trüben Lage, nach dem Tode ihres Vaters, kindliche Dienste geleistet hat. — Noch diesen Abend wird er meiner guten Schwester angetraut werden, weil ich gerne ein Augenzeuge ihrer Verbindung seyn möchte. Wegen der Trauer, die noch vor kurzem im Schlosse war, soll alles ohne Geräusch gehn. Ueber die Güterangelegenheiten haben wir uns mit wenig Worten vereinigt, und ich weiß, liebe Theodore, daß Ihr es billigen werdet, wenn ich Euch sage, daß ich keine Herauszahlung verlangt, sondern es nur dahin angetragen habe, daß mein Schwager allein den Bewittum für meine Mutter zahlen soll. Seine Dankbarkeit und sein Versprechen, an meiner Statt für Traubenheim zu sorgen, ist mir Entschädigung genug, für den kleinen Verlust. Nur Hauptangelegenheiten werd' ich mir künftig nach München berichten lassen. In der Nähe sieht man besser als aus der Ferne. — Nach Traubenheim bin ich noch nicht gekommen, und werde auch nicht eher dahin kommen, als am 15ten dieses Monats, auf welchen die Huldigung, wie Ihr schon wisset, angestellt ist.

Schwa-

Schwager Marschland kommt eben auf mein Zimmer; alles will mit mir plaudern, und kein Mensch bedenkt, daß ich mit meiner Theodore sprechen muß. Ich stehle wohl doch noch etliche Augenblicke, diesen Brief noch heute zu schließen, und morgen in aller Frühe auf die Post zu liefern.

Nachts 10 Uhr.

Die Brautleute haben sich ins Bette geschlichen; die Pfarrer von hier und von Traubenheim, zwey Brüder, und die Vögte von beyden Dörfern waren die einzigen Zeugen bey der Trauung. Ich dachte dabey nur an Euch, liebe Theodore, und an das Glück, das auch mir nun bevorsteht, an der Hand eines häuslichen, frommen und klugen Weibes glücklich zu werden. Aber noch ganz entkräftet von der Reise und vom vielen Wachen — (die vorige Nacht hab ich keine 3 Stunden geschlafen) — bin ich nicht im Stande, länger die Feder zu halten. Schlaft süß, liebe Braut, und sagt mit der nächsten Post viel erfreuliches,

Eurem

treuen Burkhard.

(Zweyter Brief.)

Langenhausen, vom 16 Mai 1753.

Liebe Theodore,

Den ersten Morgen nach der Traubenheimer Huldigungs-Feyer muß ich anwenden, um Euch, Allerliebste, die Geschichte des Tags zu erzählen. Gestern Morgens, sieben Uhr, fuhren wir von Langenhausen

ab.

ab. Mein Schwager, sein Weib, ihr Amtmann, Namens Rollinger, und seine Frau, eine Vogts-Tochter aus Traubenheim, saßen in der einen; und meine Mutter, der Pfarrer von Langenhausen, seine Frau, und ich, in der andern Kutsche. Die Sonne, die eben anfieng über den starken Morgennebel zu triumphiren, schien in ihrer schönsten Pracht, und spiegelte sich in Millionen Thautropfen des schönen Wiesenthals, durch welches wir fuhren. Ein ganzes Heer neugieriger Menschen von Langenhausen lief vor und hinter uns her. Die einen sangen, die andern pfiffen ein Stückchen auf dem Blatt, und noch andre schäkerten unter sich. Unter diesen fröhlichen Menschen stimmte sich mein Herz zur innigsten Freude, und fast fieng ich an, meinen Marschland zu beneiden, der, von Stadtgetümmel entfernt, immer unter diesen natürlichen Menschenkindern leben kann. Wir waren noch eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, als die Traubenheimer schon ihre Glocken zogen und aus den Pöllerern feuerten, die sie von Langenhausen dazu geborgt hatten, wo das soldatische Spielwerk unter meinem sel. Großvater gar gewaltig Mode war. Am Eingange des Dorfs war eine Pforte von etlichen, mit Bändern und Frühlingsblumen behängten, Maienbäumen errichtet. Unter diesen stand das Dorfsgericht. Bernhard Rüdiger, der Dorfsschulze, sagte uns im Namen Aller den Willkomm. Schauer und Freude des Wiedersehens fuhren mir zugleich durch das Herz, als er mir mit altdeutscher Traulichkeit die Hand in die Kutsche bot; denn Ihr müßt wissen,

lieb.

liebste Theodore, daß er der nämliche Bernhard ist, der vor achtzehn Jahren die Jammernacht im Thüringer Walde mit uns überstanden, und meinem seligen Vater den letzten Liebesdienst erwiesen hat. Die Thränen liefen mir bey seinem Anblick über die Wangen, so neu wurde mir der schreckliche Auftritt; zugleich aber wurde mirs so heimisch, daß ich nicht weiß, ob meine Thränen mehr Freude des Wiedersehens oder der traurigen Rückerinnerung waren. Mein Schwager fuhr indeß voran, und hielt eine Strecke von der Ehrenpforte (wenn ich sie so nennen darf) stille, bis ich nachkam. Eine Menge Volks stand auf der Gasse; als aber der Kutscher mit einem Prrr! seinen Pferden gebot, vorwärts zu machen, war der Wagen in den zähen Morast der Fuhrstrasse so fest eingewurzelt, daß der Kutscher auf die Pferde hauen und schlagen mußte, um nicht gar einer Winde zu bedürfen. — In aller Welt! rief ich voll Unwillen, was habt ihr für Wege! Weit und breit ist alles staubtrocken, und mitten im Dorfe versinkt man im Koth? — Euer Hochadelig Gestreng, rief einer der Bauern, Veit Janhagel, *) (der Rarität willen müßt Ihr doch auch seinen Namen wissen) wir haben schon mehr als 100 Fuhren Küpper und Steine daher geführt; aber das Wasser macht immer den Küpper zur Suppe: dann liegen die Steine, mit Respect zu sagen, wie Klöse darin, und ist gar kein Fortkommens mehr. — Wer wird sich denn aber so links anstellen! rief ich. Warum laßt ihr die Strasse nicht pflastern?

Der

*) Ein würdiger Sohn des Schulzen Herrmann Janhagel.

Du mein Gott! sagte Veit, wer gäb' uns Geld dazu? — Bernhard, der indeß auch nachkam, meynte, daß nicht Geldmangel, sondern nur die Widerspänstigkeit der Bauern daran Schuld sey. Der Herr Amtsvogt, sagte er, hat es schon ein Paarmal aufs Pflastern angetragen, und ihnen vorgestellt, daß der Weg immer ärger werden müsse, wenn sie nur Koth auf Koth hinauf führten und Steine dazwischen würfen; aber sie hatten keine Ohren, und der selige Herr Obrist sagte: laßt sie im Drecke herumpatschen, wenn sie die Froschgasse nicht austrocknen wollen! — Dem Uebel wird abzuhelfen seyn! gab ich zur Antwort und verbarg meinen Unwillen, weil ich dem fröhlichen Dorfe die Lust des Tags nicht verderben mochte. — Wir kamen zum Schloße. Der Pfarrer, der Vogt und der Schullehrer, bewillkommten uns vor dem eisernen Gitter-Thore, und der ganze Hof wimmelte von Menschen. Vor der Thüre standen wieder Maien und Musicanten darum her. Beym Aussteigen übergab mir ein weißgeputzter, mit Bändern gezierter Knabe, das beyliegende Glückwünschungsschreiben *) indem er noch ein auswendig gelerntes Compliment mit vielem Anstande machte. Den Glückwunsch hat der Knabe selbst aufgesetzt und geschrieben. Ihr könnt Euch daraus, liebe Theodore, einen vortheilhaften Begriff von der Traubenheimer Dorfschule machen. Ein mit Kränzchen aufgesetztes und gleichfalls weiß gekleidetes Mädchen, übergab mir in einem Körbchen, das einer der Schulknaben geflochten hat, 6 Paar baumwollene Strümpfe, als ein

*) Welches hier aber weggelassen ist.

Meisterstück aus der Arbeitsschule, die ich Euch schon mündlich beschrieben habe. Daß man sich aber auch in Traubenheim auf Galanterie und kleine Scherze versteht, seht Ihr, liebste Theodore, aus der gestrickten Beylage; denn Ihr müßt wissen, daß drey Paar Frauenzimmer-Strümpfe dabey waren, die ich Euch hiermit übersende. Ein ländlicheres Geschenk könnt' ich Euch wohl nicht machen; aber Ihr wißt ja, daß ich es Euch vom Dorfe schicke; und weil es ein Kunstwerk unsrer Ortskinder ist: so werdet Ihr um deßwillen einen Werth darauf legen, wenn Ihr auch nicht bedenken wollt, daß ich das Geschenk mit einem Gegengeschenke erwiedern mußte, das am Ende wohl auch zu mayländer Strümpfen hingereicht hätte. Mehr aber als das Trankgeld war in den Augen des Dorfes die Ehre werth, daß ich noch vor der Huldigung ein Paar von diesen Strümpfen anzog und so vor der Gemeine erschien.

Die Huldigung selbst gieng wie gewöhnlich von Statten. Vogt Ehrlich hielt eine kleine Rede ans Volk, die mir sehr wohl gefiel. Nach der Huldigung kam auch mich der Kitzel an, ein Probestück von Redekunst abzulegen. Hier, liebe Theodore, habt Ihr die ganze Predigt, beyläufig so, wie ich sie aus dem Stegreife gehalten habe. Ihr wißt, daß mich ein Soldat und ein Pfarrer zugleich erzogen und in die Wette geschult haben, und müßt also nicht wundern, wenn meine Anrede ein wenig zwitterhaft ausgefallen ist.

" Ich kann den Ort, an welchem ich euern Handschlag empfangen habe, sagte ich, nicht verlassen, ihr lie-

lieben Unterthanen, ohne euch herzlich zu danken für die ländlichen Freuden, die ihr mir und meinen Angehörigen heute gemacht habt. Von euren Vorgesetzten habt ihr das stattlichste Zeugniß, und ich hoffe, daß ihr euch künftig des Lobes immer würdiger machen werdet, so wie ihr von mir überzeugt seyn dürft, daß ich immer eure guten Seiten erkennen und euer Freund seyn werde. Mein Schwager, Herr von Marschland auf Langenhausen, wird in gewöhnlichen Vorfällen meine Stelle vertreten; in aussergewöhnlichen aber werd' ich mir selbst Bericht erstatten lassen und für euch sorgen. Ich empfehle euch hiermit Gehorsam gegen ihn und gegen den würdigen Herrn Amtsvogt. Beyde werden als treue Vormünder für euch sorgen. Beyde besitzen schon euer Zutrauen und eure Liebe. Ich lasse euch also in guten und erwünschten Händen zurück. — Eins aber, woran ich heute zufälliger Weise erinnert worden bin, muß ich euch selbst mündlich noch vortragen. Es ist Jammer-Schade, daß so wackere, fleißige Leute noch nicht darauf von selber verfallen sind, die morastige Strasse, die mein Großvater mit Recht nur die Froschgasse hieß, auszubessern. Eure Gesundheit muß durch die faulen, feuchten Dünste nothwendig leiden; Fremde, die durchreisen, halten euch für liederlich und schelten über euch, wenn sie den schlimmen Weg passiren; an Geschirr und Vieh und Kleidern ruinirt ihr alljährlich eine Menge und vielleicht mehr als ihr hineinstecken müßt, wenn ihr die Strasse gehörig pflastern laßt. Dem Herrn Amtsvogt hab ich indeß, zu eurer Erleichterung, aufgetragen, euch dazu 200 fl. rhl. aus der

Amtskasse zu schenken, und dafür zu sorgen, daß die Hand- und Viehfrohn gehörig ausgeschlagen und das Werk noch heuer angefangen wird; Aus eurer Willigkeit aber werd' ich erkennen, ob ihr mich lieb habt!"

Vivat der gnädige Herr! schrie Bernhard, und alle stimmten mit ein. Darauf dankte er im Namen der Gemeine für das Geschenk und gab mir, nebst denen, die zunächst standen, die Hand darauf, daß mein Vorschlag pünktlich solle befolgt werden.

Ueber Tisch waren wir selb sechzehn; nämlich alle meine Begleiter, die ich oben genannt habe, und ausser diesen noch der Vogt Ehrlich und seine Frau; Pfarrer Helfrich von Traubenheim; (der jüngere Bruder des Langenhäuser Pfarrers) Schullehrer Richard; Schulz Bernhard und drey vom Dorfsgerichte. Wir tranken alle zusammen laute Gesundheiten und ließen uns den Wein aus einer alten Kanne schenken, mit der mein sel. Großvater, vor 60 Jahren, von der Gemeine war bewillkommt worden. *) Vor Vergnügen blieben wir bis spät in die Nacht. Im Wirthshause war Musik für die Jugend; In jedes Haus aber ließ ich, wie gewöhnlich, einen kleinen Willkomm von Brod und Wein vertheilen.

Und nun gute Nacht, liebste Theodore! Der Brief ist ohnedieß zur Ungebühr lang; aber wer könnte sich auch mit Euch satt schwatzen? Nächstens mehr — und bald, bald ein gesundes und erfreuliches Wiedersehn! Bis ins Grab

Euer

Burkhard.

*) S. das 1 Kapitel in der ersten Hälfte des Buchs.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Briefe — Burkhards Vermählung und endliche Vaterfreude.

(Dritter Brief.)

Langenhausen, vom 1 Juni 1753.

Eure Antwort auf meinen ersten Brief,*) liebe, gute Theodore, muß einem zweyten Briefe von mir auf dem Wege begegnet seyn. Hoffentlich ist dieser, nebst dem Ehrengeschenke, das ich Euch gemacht habe, längst schon in Eurer Hand. Hoffentlich auch schon wieder eine Antwort auf der Reise. Was Eure liebevollen Briefe für mich sind, kann ich Euch nicht sagen; aber geküßt hab ich sie; habe mich ganz zurückgeträumt in Euern Arm, und die Worte mehr aus Eurem Munde gehört als vom Papiere gelesen; habe den Brief, der viel zu früh zu Ende gieng, so lange wiederholt, bis ich endlich aus den süßen Träumen von meinem Schwager, der mich zum Abendtische rief, erweckt wurde.

Zu Traubenheim war ich indeß fünf oder sechs mal: Einmal beym Pfarrer, und zweymal beym Amtsvogt. Ich muß Euch doch eine kleine Schilderung von den Leuten machen, die ihr hier antreffen werdet. Der Pfarrer Helfrich ist ein Mann von beyläufig 30 Jahren und etwas darüber, ein Thüringer von Geburt, den sein Bruder zu Langenhausen meinem Großvater empfohlen hat. Die Gemeine war Anfangs nicht zufrieden mit

*) Ist hier nicht eingerückt.

ihm, weil er zu viel Feinheit mitgebracht haben soll, welche den Bauern zu hoch war, wie der Thee; nun aber wird er allgemein geliebt, und hat sich ganz gut in den Ton gestimmt, aus welchem man mit Landleuten sprechen muß. Ich habe ihn predigen gehört und ungemein viel Lebhaftigkeit und Faßlichkeit in seinem Vortrage gefunden. Stiller und sittsamer sah ich noch keine Gemeine vor ihrem Prediger. Groß und klein sitzt voll gespannter Aufmerksamkeit. In der Catechismuslehre antworteten die Kinder zu meiner Verwunderung, und selbst die Verheyratheten halfen ein, wenn die Jugend etwas nicht ganz gefaßt hatte. Sein Vorfahrer, der einige Stunden von hier Prediger geworden ist, hat ihm aber meisterlich die Bahn gebrochen, und sein Schullehrer arbeitet ihm vor, wie keiner im Umkreise. Schon der Kirchengesang stimmt das Herz zur Andacht. Nirgends hab ich ihn so gefunden; dafür aber wird in Traubenheim im vierstimmigen Gesang förmlich Unterricht gegeben, und alle Umstände haben sich hier vereinigt, die ein Dorf gesittet, lenksam, wahrhaft christlich und wohlhabend machen können. Ein solcher Amtsvogt, ein solcher Prediger, ein solcher Schullehrer und Dorfsschulze, und Gutsherren, wie meine Vorfahrer gewesen sind, müßen Wilde zu gesitteten Menschen umschaffen; — so wie im Gegentheil alles vergeblich ist, wenn nicht alle Räder zusammen greifen.

Auch die Frau des Predigers gefällt mir sehr wohl. Sie hat feine, geschliffene Sitten, und in meinen Augen den Vorzug vor allen ihres Standes, die ich kennen gelernt habe. Sie ist eine Hofrathstochter aus

Dres-

Dresden. Als Mädchen hatte sie, wie mir ihr Schwager in Langenhausen erzählte, große Dinge im Kopfe. Ihr kleinster Wunsch war ein Regierungsrath. Ein Plänchen gieng ihr indeß um das andre zu Schanden, und endlich war sie herablassend genug, ihre Ha[illegible] einem armen Hofmeister (und das wäre der jetzige Pfarrer Helfrich) zu überlassen. Kaum war sie in Traubenheim aufgezogen, als schon ihre Liebe zu dem städtischen Bettelglanze wieder erwachte. Den Ortsleuten begegnete sie vornehm-herablassend, und klagte dem Himmel ihre Noth, wenn sie mit einer Leiche gehn oder eine Kindschenke besuchen sollte. Ihren Mann behandelte sie wie einen begnadigten Bettler, und nichts kann trauriger gedacht werden, als die Traubenheimer Pfarrwirthschaft gewesen seyn soll. Zum Glücke starb bald darauf ihr Vater und hinterließ einen Rest in einer herrschaftlichen Kasse, zu dessen Tilgung kaum sein Vermögen hinreichte.

Helfrich kam dadurch zwar um den größten Theil der versprochenen Aussteuer; aber er erhielt dafür etwas, das mehr werth ist als Geld und Gut. Seine Frau wurde von dem Augenblicke an zufrieden mit ihrem Zustande; gefällig gegen ihren Mann; demüthig gegen die Ortsnachbarn, und von allen Menschen geliebt. So ist selten ein Unglück so groß, das nicht ein Glück nach sich zöge! Das Angenehmere nimmt uns der Himmel, und gibt uns das Beßre dafür.

Vogt Ehrlich ist ein Mann von etlich 50 Jahren. Er und sein Weib sind Muster einer friedlichen Ehe, und leben noch heute so zärtlich für einander wie ein

Brautpaar, oder — wie wir in unserm funfzigsten Jahre leben werden. Er hat eine einzige Tochter, die schon seit 5 Jahren an den neuen Amtmann Rollinger in Langenhausen ve heyrathet ist. Unumschränkter kann nicht leicht ein Beamter über die Gemüther seiner Amtsunterthanen herrschen. Das Mißtrauen, mit welchem gewöhnlich das Volk gegen seine Richter erfüllt ist, kennt man hier kaum; aber auch ihm hat ein Mann vorgearbeitet, der seines gleichen wenige hat; nämlich der alte Vogt Wulfing, dessen Schicksal ich Euch erzählt habe. Von Klaghändeln hört man wenig. Unordnungen wird durch strenge Policey vorgebaut; die Blutsauger der Bauern, ich meyne die Juden, haben wenig Gewerb im Dorfe, weil eine vortrefliche Einrichtung in Ansehung des Schuldenwesens gemacht ist; und die Gemeinkasse hat Ehrlich schon vor mehrern Jahren in eine Leihbank umgeschaffen, aus welcher arme Leute, wenn sie einiger Gulden bedürfen, das Geld um billige Zinße bekommen; aber wieder zur gesetzten Zeit zurückzahlen müßen. Er ist ungemein aufgeweckt und munter, auch in Gesellschaft seiner Bauern; aber immer so, daß er ihnen nur ein Beyspiel gibt, wie man mit gutem Anstande lustig seyn kann. Sein Aeusseres nimmt schon für ihn ein. Wohlgewachsen, von freundlicher Gesichtsbildung, und von männlichem Anstande. — Fast werdet Ihr glauben, liebe Theodore, daß ich Euch eine goldne Fabelwelt schildre, oder daß mich die Vaterliebe gegen die Fehler meiner Kinder verblende; gewiß aber werdet Ihr mit mir einstimmen, wenn ich Euch einmal in Traubenheim einführe, um

Euch

Euch mit dem Dorfe bekannt zu machen, das in Euch eine Mutter finden soll.

Dieß ist wahrscheinlich der letzte Brief von hier. Kommt keine ganz besondere Hinderniß dazwischen: so reise ich am 14ten dieses Monats wieder ab, um Euch in die Arme zu eilen und Euch ganz zu der Meinigen zu machen.

Burkhard reiste zur bestimmten Zeit, in Gesellschaft seiner Mutter, nach München ab, und wurde bald nach seiner Ankunft dem Fräulein von Windseck angetraut. Ulrich Wenner, ein Sohn des Franz und Enkel des Nicklas, begleitete den gnädigen Herrn; denn die Sitte, jedesmal einen Bauerssohn auf Reisen mitzunehmen, scheint in der Traubenheimer Familie erblich zu seyn. Ulrich blieb bis zur Rückreise der alten gnädigen Frau in München, streifte die ganze Gegend durch, erkundigte sich nach allem, was ihm merkwürdig schien, und kam erst in der Mitte des Septembers mit der gnädigen Frau wieder zurück.

Burkhard und Theodore waren indeß ein glückliches Paar, und Marianne von Traubenheim eine der glücklichsten Mütter, geliebt und verehrt von ihren Kindern.

Nichts blieb ihr zu wünschen übrig, als die Freude, bald einen Enkel zu küssen; aber diese Freude wurde ihr spät zu Theil. Burkhards Gemahlinn befand sich zwar schon guter Hoffnung, als sie das erstemal zum Besuche nach Langenhausen kam; ihre Niederkunft

aber war so unglücklich, daß Theodore kaum mit dem Leben davon kam, und das Kind unter den Händen des Geburtshelfers starb. Noch fünf unglückliche, theils zu frühe Niederkunften, folgten nach, und die Aerzte verzweifelten, ob Theodore jemals eine glückliche Kindermutter werden könne; denn, ihrer Aussage nach, war sie durch allzu gepreßtes Schnüren verdorben, und daher bey etlichen Niederkunften in augenscheinlicher Todesgefahr.

Agnese von Marschland hatte währenddeß Rahels Schicksal — und Marianne fieng an, allmählig auf die Großmutter-Freuden Verzicht zu thun.

Traubenheim und Langenhausen schienen also nach kurzer Zeit in fremde Hände zu fallen. Theodore von Traubenheim war darüber, wegen ihres Gemahls, in zärtlichen Sorgen. Sah er nur eine Viertelstunde trüb vor sich nieder: so hielt sie es für eine Folge ihrer kinderlosen Verbindung. Oft weinte sie im Stillen und hielt alle Tröstungen und Versicherungen ihres Burkhards für Verstellung.

Ach Burkhard! sagte sie einst, du härmst dich in deinem Herzen mehr als ich; aber du verbirgst mir deinen Gram. Dein Name war schon einmal unter deinem Großvater halb erloschen, und nun wird er doch wohl mit Dir zu Grabe gehn. Mir ist der Gedanke mehr als unerträglich; aber der Entschluß ist gefaßt! Burkhard, wir trennen uns!

Da schloß Burkhard seine Gemahlinn in den Arm und weinte mit ihr. Großmüthiges Weib! rief er zuletzt aus, willst du mich tödten durch Großmuth? oder

liebst

liebst du mich nicht mehr? — Nicht tödten will ich dich! erwiederte Theodore. Ich liebe dich mehr als mein eigenes Leben, liebster Burkhard; aber eben deßwillen, weil mir deine Ruhe lieber ist als die meinige; weil ich nicht sehen kann, daß d in Stamm, aus meiner Schuld, erlischt, ist der Entschluß gefaßt.... Burkhard! wir trennen uns in Freundschaft und Liebe!.... In den Armen einer glücklichern Gebährerinn wirst du Vater werden.

Nein! Nein! Alles fordre von mir, Weib meines Herzens! erwiederte Burkhard, und drückte seine zitternde Gemahlinn an seine Brust! Alles fordre von mir; nur keine Scheidung von Dir und aus Deiner Umarmung! Ohne Kinder werd' ich glücklich seyn an Deiner Hand; aber ohne Deine Hand — was wären mir Kinder einer fremden Liebe?? —

So gelang es ihm endlich durch tausend Liebkosungen und durch alle Künste der Ueberredung, seine Gemahlinn von einem Entschlusse zurück zu bringen, der ihr so manchen Seelenkampf gekostet hatte.

Gegen das Jahr 1762 fühlte sich Theodore zum siebentenmal in gesegneten Umständen. Diese Entdeckung setzte die ganze Familie in Besorgniß für ihr Leben. Theodore allein war voll Hoffnung und froher Aussicht. Sie hoffte wenigstens zu sterben, wenn sie auch das Glück nicht haben sollte, Mutter eines lebenden Kindes zu werden. Burkhard überredete sie, mit ihm nach Traubenheim zu reisen, ihre Niederkunft dort zu erwarten, und sich der Geburtshülfe des geschickten Lieberichs zu bedienen. Theodore lebte bey diesem Vor-

schla-

schlage noch mehr auf, und traf im März 1762 mit ihrem Gemahl in Traubenheim ein. Nach wenigen Wochen nahte sich die Stunde ihrer Niederkunft, und Ferdinand Lieberich genoß der unaussprechlichen Freude, sie von einem gesunden Knaben glücklich zu entbinden. Die Thränen der Angst löseten sich nun auf einmal in Freudenthränen auf; aber wer könnte das Entzücken und das fröhliche Getümmel beschreiben, das von dem Augenblick an in Langenhausen und Traubenheim herrschte!

Glücksgüter sind immer um so viel erfreulicher, je länger man sie gewünscht und je weniger man sie gehofft hat. Aber selbst Theodorens Mutterfreude glich dem Entzücken der Großmutter nicht, mit dem sie ihren ersten und einzigen Enkel ans Herz drückte. Gottlob! rief sie aus, Gustav und Heinrich sollen nicht absterben! — Burkhard überraschte sie daher höchst angenehm, als er ihrem Enkel, zum Andenken an dessen Groß- und Urgroßvater, die Namen Gustav Heinrich ertheilen ließ. O Knabe, rief sie aus, (indem sie den kleinen Gustav Heinrich in die Arme schloß) wenn du deinen Namen einst Ehre machst, und ein Gustav und Heinrich wirst!! — Aber Thränen sanken ihr bey dem Namen Heinrich auf den lächelnden Enkel.

Fünf

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Vogt Ehrlich stirbt. Jacob Heilmann wird sein Amtsnachfolger. Dessen Bemühungen fürs gemeine Beßte. Huth = Ordnung; Bienen = Anstalt u. s. w.

Nicht lange nach der Niederkunft seiner Gemahlinn wurde Burkhard nach Dresden gerufen, und von da aus nach München gesandt. Seine Theodore ließ er in Traubenheim unter der Aufsicht seiner Mutter; kam zweymal von Bayern aus, sie und ihren Säugling zu besuchen; aber erst im Sommer des folgenden Jahres nahm er sie mit sich nach München zurück.

Einen für Traubenheim erheblichen Vorfall erzählte sie ihm indeß in folgendem Briefe, vom 1 Januar 1763:

"Daß ich Euch immer liebes und gutes wünsche, trauter Burkhard, habt Ihr wohl nie bezweifelt. — Ich kann also den Wunsch zum neuen Jahre weglassen. Gott hat uns bisher nicht nur das bessere fürs angenehmere gegeben, sondern auch im vorigen Jahre unsern liebsten Wunsch erhört. O der Knabe macht mich unaussprechlich glücklich! Sein Lächeln, sein Streicheln und Lallen, und selbst sein unbändiger Muthwille, haben so viel süßes für mich, daß ich mich oft fragen muß: was würde aus dir werden, Theodore, wenn Gott deinen Gustav Heinrich zurück nähme? — und doch knüpft sich mein Herz immer fester an ihn! Nur von

un-

unsrer lieben Mutter werd' ich übertroffen, die ganz allein für das Kind zu leben scheint.

Schwager Marschland und Agnes besuchen mich fleißig; aber ich war nur ein einzigesmal bey ihnen, weil ich den unbändigen Kleinen, der immer nach der Mutterbrust dürstet, nicht gerne verlassen mag.

Und nun eine Nachricht, die Eurem Herzen nahe gehn wird, lieber Burkhard!

Unser braver Amtsvogt Ehrlich ist nicht mehr! Am ersten Christtage Morgens war er noch in der Kirche; nach Tisch überfiel ihn plötzlich ein ausserordentliches Stecken; Lieberich öffnete ihm eine Ader; er erholte sich wieder ein wenig; Eure Mutter und ich besuchten ihn gleich; aber er sprach nur wenig, und drückte uns beyden die Hand, um damit zu verstehn zu geben, daß ihm das Sprechen zu beschwerlich werde. Marschland kam noch am Abend des nämlichen Tages, in Gesellschaft des Amtmann Rollingers und seiner Frau, ihn zu besuchen. Ehrlich hatte sich indeß wieder ein wenig gesammelt, sprach noch mit unserm Marschland über Amts-Angelegenheiten, und tröstete seine weinende Familie. In der Nacht vom 25 auf den 26 Dec. kam aber der Steck- und Schlagfluß wieder, und riß unerwartet schnell den weisen und guten Mann aus unsrer Mitte. Wir waren alle fast untröstlich, und jetzt noch fallen mir die Thränen auf das Blatt, indem ich Euch, liebster Burkhard, die Nachricht ertheile. Schwager Marschland hat Euch wahrscheinlich schon Bericht erstattet. Ehevorgestern war der Begräbnißtag des guten Vogts. Der Auf-

lauf aus der Nachbarschaft war so groß, daß mehr als 100 Menschen ausserhalb der Kirche bleiben mußten. Den Kummer und das Wehklagen der Gemeine, kann ich Euch nicht beschreiben. Eure Mutter und ich haben die Witwe geführt. Eure Schwester gieng mit seiner Tochter, der Amtmänninn von Langenhausen, und Schwager Marschland begleitete ihren Mann in der Trauer. Man redet in der Nachbarschaft davon wie von einer Seltenheit. — Wie wenig Achtung und Dankbarkeit gegen treue Diener muß unter Herrschaften seyn, wenn man so etwas noch merkwürdig findet! Sein Begräbniß haben wir ihm neben seinem Vater und dem Vogte Wulfing angewiesen, und Ihr, lieber Burkhard, setzt ihm doch ein kleines Grabmahl? Nicht wahr? *)

Der alte Pfarrer Heilmann von Bergfelden, der auch auf der Leiche war, hat Eure liebe Mutter und mich gebeten, für seinen Sohn Jacob, (der mehrere Jahre bey dem selig verstorbenen Amtsvogt in der Schreibstube gewesen ist, und nachher auf dessen Kosten

*) Dieß geschah auch. Der Stein stehet neben dem, welchen der Verstorbene seinem Vater und seinem Taufpathen gemeinschaftlich setzen ließ, und hat die ganz einfache Aufschrift:

Seinem
treuen Diener und Freunde
Conrad August Ehrlich
Amtsvogt in Traubenheim
(geboren daselbst 1701 und gestorben 1763)
setzt
dieses Denkmal der Dankbarkeit
der Gutsherr
Burkh. Jul. v. Traubenheim.

sten in Altdorf studirt hat,) ein Fürwort bey Euch einzulegen. Ehrlich hat ihn oft gelobt; auch bey der Gemeine ist er noch in so freundschaftlichem Andenken, daß Ihr wohl das Amt nicht besser wieder besetzen könnt als mit ihm. Doch, das steht einzig und allein in Eurem Willen, lieber, guter Burkhard! Der alte Heilmann hat mir indeß das beyliegende Bittschreiben zur Bestellung übergeben, und seinem Willen, ein Wörtchen für seinen Sohn zu reden, konnte ich doch nicht ganz widerstehn. Seit 3 Jahren ist der junge Mann Blaubergischer Verwalter in Orrbach, und sehnt sich nach einem bessern Stückchen Brod, dessen er auch werth seyn soll. Vielleicht kennt Ihr ihn von Person.

Lebt wohl, lebt lange, lebt für mich und unsern Kleinen! Grüße und Küsse von Mutter, Schwager und Schwester; besonders von

Eurer

ewig treuen
Theodore.

Jacob Heilmann erhielt gleich darauf, ohne Weigerung, den Dienst. Ehrlichs zurückgelassene Witwe zog zu ihrem Schwiegersohn Rollinger nach Langenhausen, und beschloß bey ihm ihr Leben in Ruhe. Im Sommer 1763 wurde Heilmann vom gnädigen Herrn, der eben seine Gemahlinn abholte, der Traubenheimer Gemeine unter dem Titel eines Amtmanns vorgestellt. Schon während des Aufenthalts

bey

bey seinem Amtsvorfahrer hatte er sich sehr auf Landwirthschaft gelegt, noch mehr aber während seines Verwalteramtes in Orrbach. Wirklich übertraf er in diesem Stücke seinen Vorfahrer, und trug ungemein viel bey zur Aufäufnung des Bauereywesens in Traubenheim. An Herrn Wolfgang von Marschland, der sich mit aller Leidenschaft auf Wirthschafts-Angelegenheiten verlegte, um nicht in Langenhausen ein Müssiggänger zu werden, fand er einen sehr eifrigen Beystand. Gleich in dem ersten Monat seines Aufenthalts in Traubenheim brachte er die Policey des Huthwesens in bessere Ordnung. Vor seiner Zeit hatten die Hirten das Recht, nach Gefallen Schaden zu thun. Mit Anbruch des Frühlings lagen sie mit ihren Heerden auf den Wiesen; und Schäfer und Kühhirte liefen einander den Rang ab. Das Vieh benagte die jungen Grasspitzen, daß die Wiesen den Trieb verlohren; traten eine Menge Gras in den feuchten Boden; in ihren Stapfen fieng sich das Wasser, und die Gräser faulten darin ab. War der Schäfer mit der Heerde zuvor gekommen: so wollte das Hornvieh nicht mehr darauf weyden, und keine Witterung war so feucht, in der man nicht austrieb und die Wiesen verdarb. Ueber dem ungesunden Thau, der des Morgens am Grase hieng, bekam das Vieh Krankheiten, und die Leute klagten dann über Verlust, ohne zu wissen, woher er kam. Des Winters hüteten die Bauern selbst ihre Schafe auf das dichte Korn, und ließen ihre eigenen Aecker so zusammen nagen, daß oft mehr als ein Zehntel zurück blieb.

Nun aber gab Heilmann folgende

Huth = Policey:

1. Daß nur im Herbste das Vieh auf Wiesen getrieben werden durfte. Im Frühlinge hingegen schlechterdings nicht, weil dadurch der Graswuchs gehindert wird.

2. Kleeäcker, die erst im Frühlinge waren angesprengt worden, mußten auch im Herbste ganz geschont, und die übrigen eben so wie die Wiesen behandelt werden.

3. Damit es bey dieser Einrichtung nicht an Trift fehlte, wurde die zu starke Schafheerde bis auf die Hälfte herabgesetzt und jedem Ortsnachbar, nach Verhältniß seiner Güter, genau bestimmt, wie viel Schafe er halten durfte.

4. Bey nasser Witterung durfte kein Vieh, wie es auch heissen mochte, auf Wiesen und Kleefelder getrieben werden.

5. Keine Heerde durfte früher auf die Weyde, als bis der Morgenthau abgetrocknet war; so wie auch wieder eingetrieben werden mußte, ehe der Abendthau fiel.

6. Der Hirte mußte, bey Strafe, vor dem Austreiben sein Vieh zur Tränke bringen, damit es nicht vor Durst aus jeder Pfütze trank und davon Krankheiten bekam.

7. Allenthalben hatte das Hornvieh den Vorrang vor den Schafen; denn das Rind bedarf langes Gras; die Schafe hingegen können auch das kürzere abnagen,

welches ihnen überdieß gesünder ist. Nächst dem genießt das Hornvieh nur mit Widerwillen das Gras, auf welches schon der Dung und Urin der Schafe gefallen ist.

8. Schweine und Gänse durften gar nicht auf Wiesen, weil erstere, durch Wühlen und Ausraufen der Graswurzeln, entsetzlichen Schaden anrichten, und letztere gleichfalls durch Ausraufen und Abnagen der Narbe, sehr nachtheilig werden.

9. Wegen der Holzungen blieb es bey der bisherigen Verordnung. Kein Vieh durfte mehr in den Wald! Auch die Schweine nicht. Die Eicheln mußten zusammen gelesen, unter die Gemeine vertheilt und im Stalle verfüttert werden.

Diese Policey - Gesetze machten unter dummen Leuten gewaltig viel Aufsehen; aber der alte Obrist hatte die Gemeine gewöhnt, bey dergleichen unvernünftigen Klagen nicht allzu laut zu werden, und der junge Herr von Marschland unterstützte die Vorschläge Heilmanns so nachdrücklich, daß der ganze Widerwille des Volks mit unnützem Gewäsch abgieng. Veit Janhagel war es allein, der sich mit Gewalt dagegen stemmte und seine Ochsen mit eigener Hand auf die Wiesen trieb. Heilmann aber ließ ihn 3 Tage lang in die Wasserschenke setzen, mit der ernstlichen Drohung, daß sein Vieh in die Gemeinkasse verfallen seyn solle, so bald er noch einmal darüber würde betroffen werden, und hiermit war der ganze Aufruhr gestillt.

Auch machte der Amtmann den Bienenfreunden des Dorfes den Vorschlag, gemeinschaftlich etliche festverschloßne Bienenstände zu bauen, die Bienen in Gesellschaft zu halten und einem sachverständigen Manne zur Aufsicht zu übergeben. Manche von uns, sagte er, verstehn nicht recht, wie man mit Bienen umgeht; oder trauen ihnen nicht recht, wegen des Stichs; oder sind selten zu Hause, so daß ihnen die Schwärme durchgehn, bis sie vom Felde kommen; manchmal fehlts an Geld, Futter zu kaufen, und die armen Thierchen verhungern; manchmal an einem guten Platze u. s. w. Mit einem Worte, viel gescheider wär' es, wir stellten unsre Bienen alle zusammen, und schlügen dann aus, wie viel Theil jeder am Gewinn zu fordern habe. Ein verständiger Bienenfreund, etwa ein sitzender Handwerker, der immer zu Hause bleibt, bekäme die Aufsicht darüber, und zur Belohnung, so oft geschnitten oder ausgestossen wird, einen gewissen Antheil am Honig. Käme ein Unglück über den einen oder andern Stock: so müßte die ganze Gesellschaft den Schaden tragen, so wie sie auch jeden Gewinn miteinander theilte. — Vom gewonnenen Honig würde demnach so viel verkauft, als die Kosten betrügen; das übrige aber, nach Maßgabe des Einsatzes, unter die Mithaber vertheilt. Auf diese Weise hätte jeder alle Jahre einen kleinen Gewinn und keine Mühe. —

Die Sache leuchtete den Leuten so ziemlich ein; aber doch meynten sie, daß man es lieber zuerst im Kleinen anfangen wolle. Ihrer zwanzig, unter welchen auch der Amtmann war, gaben jeder zwey Stöcke von glei-

cher

cher Güte her und ließen einen großen Stand gemeinschaftlich bauen. Ein Schuhmacher, der einen schönen Platz am Hause zum Bienenstand hatte und gerne damit umgieng, bekam die Aufsicht, und gleich im ersten Jahre schlug es so gut ein, daß nach und nach immer mehrere beytraten und die eigenen Bienen ganz abgehn liessen. Vor zehn Jahren bekam ein Sohn vom Peter Rulli das Haus, verpachtete seinen ganzen Garten an die Bienengesellschaft, und seit der Zeit wird die Bienenzucht so stark in Traubenheim getrieben, daß die Gesellschaft alle Jahr einen sehr merklichen Gewinn zieht. — So viel vermögen Menschen, wenn sie ohne Neid und Mißtrauen, treu und ehrlich zusammen halten; aber noch ist, meines Wissens, Traubenheim das einzige Dorf in Franken, wo eine solche Anstalt zu finden ist.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Eine Hand voll Erde auf Gottfrieds und Rickens Grab. Was der gnädige Herr für Anstalten in der großen Theurung zu Anfang der siebziger Jahre macht.

Gottfried und Ricke sind doch wohl nicht so weit vergessen, daß ich, bey Wiedererwähnung ihrer Namen, noch einmal sagen müßte, wer sie waren und wie verdient sie sich um unser Dörflein gemacht haben? Aber ihre Gräber kann ich nicht vorbeygehn, ohne darauf eine dankbare Hand voll Erde zu streuen.

Ricke starb schon im Herbste 1758 an der Auszehrung. Die Geschichte ihrer Krankheit ist zu merkwürdig, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehn könnte. — Man trug jener Zeit noch durchgängig die schädlichen theuren Mieder und Schnürbrüste, die das Volk in Franken noch immer nicht ablegen will. In diese Schwitzkästen eingezwängt, dünkte sich gewöhnlich das Mädchen am schönsten, welches das Kinn am tiefsten in das fischbeinerne oder pappdeckelne Vorwerk verstecken konnte. Ricke trug also, der Mode zu gefallen, auch eine Schnürbrust. Ein sogenannter Fleck-Jude, der mit alten Waaren handelte, brachte einmal unter andern auch ein Corset in Rickens Haus; betheuerte daß die vorige Besitzerinn nichts ansteckendes an sich gehabt habe und wurde des Handels einig mit ihr. Wenige Monate hatte Ricke das Corset getragen, als sie unverhofft einen Ansatz zur Schwindsucht bekam. Alle Mittel dagegen waren vergebens; sie starb in ihrem 59sten Jahre ohne Rettung dahin. — Ihr Bruder verfiel zuerst auf die wahrscheinliche Ursache, und da er weitere Nachfrage hielt, erfuhr er, daß eine benachbarte Beamtenfrau, die an der Schwindsucht gestorben war, das Corset getragen hatte. —

So gefährlich kann oft der Ankauf alter Kleidungsstücke werden. Nicht nur Ausschläge, Krebsschäden und dergleichen sind ansteckend, sondern auch namentlich die Schwindsucht. — In den meisten Gegenden von Italien und Portugall müßen, nach einem ausdrücklichen Policey-Befehl, die Betten und Kleider der Schwindsüchtigen ohne Nachsicht verbrannt werden,

und

und Aerzte weigern sich sogar, Menschen, die an dieser Krankheit gestorben sind, zu öffnen, weil sie es ihrer eigenen Gesundheit für gefährlich halten. — In Deutschland hingegen legt man sich sorglos zu einer Schwindsüchtigen Person, Trotz der ansteckenden Morgenschweisse, in Ein Bette, trägt ihre Kleider ohne Anstand, und glaubt alle nur mögliche Vorsicht angewandt zu haben, wenn man den Verstorbenen nichts mit in das Grab gibt, was ein noch lebender an sich getragen hat, und ihm ein Stück Rasen oder ein Brett unter das Kinn legt, damit er nicht etwa an einem Bande oder am Sterbeküttel zullen kann; weil ausserdem leicht derjenige, von welchem etwas mit in den Sarg gekommen ist, oder gar die ganze Familie nachsterben könnte. Mit solchen närrischen Grillen martern sich viele Menschen in der Welt, und in wichtigen Dingen leben sie ohne Vorsicht dahin. Freylich wohl hat man Beyspiele genug, daß Leute bey Schwindsüchtigen geschlafen, oder ihre Kleider getragen haben, ohne die nämliche Krankheit zu bekommen; aber immer bleibt es Verwegenheit, und wer sich ohne Noth in Gefahr begibt, womit soll er sich trösten, wenn er darin umkommt?

Schon während Rickens Krankheit übernahm ihre Söhnerinn Johanna *) die Arbeitsschule. Ihre vier eigenen Kinder liefen aus der Hand, und, ohne sie zu verwahrlosen, konnte sie täglich mit ihnen in der Arbeitsschule seyn. Sie übertraf an Geschicklichkeit ihre Vorfahrerinn, und besaß eine ganz eigene Zärtlichkeit in der Unterweisung. Die freundliche Sitte, mit der

*) Die Frau des Schullehrers Richard, s. 2 Th. S. 456.

sie die Kinder behandelte, war zugleich ein Sporn zum Fleiß, und ein Muster zur Nachahmung.

In der ganzen Gegend ist vielleicht kein Dorf, wo man so viel freundliche Gesichter und so einschmeichelnde Stimmen unter Bauersleuten antrifft; denn gewöhnlich behandeln die Menschen andre Leute auf eben dem Fuße, wie sie selbst als Kinder behandelt worden sind. Wer von Jugend auf fast kein liebreiches freundliches Wort hört; wer blos unter Jagen und Treiben, unter Purren und Schelten aufwächst; wie kann der sich an freundliche Reden und sanfte Gemüthsart gewöhnen? — Es ist daher blos ein Werk der Erziehung, daß fast ganz Traubenheim vom Geiste der Traulichkeit beseelt ist; die Ehen sind fast durchgängig einträchtig; Kinder sind bescheiden und liebreich gegen ihre Aeltern, und Fremde die dahin kommen, mögen gerne unter den freundlichen Geschöpfen verweilen.

Nach Rickens traurigem Ende nahm Gottfried seine Nichte, die jüngere Tochter des Baders Lieberich als Haushälterinn zu sich, und starb 1766 in seinem 70sten Jahre von allen guten Menschen beklagt. Unter ihm kam die Baumzucht in Traubenheim aufs höchste; die Gemein- und Herrschaftswaldung ließ er im beßten Zustande zurück; vom Wildschaden wußte der Landmann fast gar nichts; die Felder der Landleute waren ihm so heilig, daß er Jagden des Morgens oft wieder absagen ließ, wenn in der Nacht Thauwetter eingefallen war, um nicht durch das Herumlaufen so vieler Menschen dem Saamfelde Schaden zu thun.

Nach

Nach seinem Tode wurden Burkhard von Traubenheim und Wolfgang von Marschland einig, die Wildfuhr von Traubenheim und Langenhausen Einem Manne zu übertragen. Der noch lebende Revierjäger Röder von Langenhausen hatte kurz zuvor seinen Posten erhalten, und bekam nun beyde Forsten und Reviere zusammen, trat ganz in Gottfrieds Fußstapfen, und ist in jedem Betrachte würdig, der Nachfolger eines so braven Mannes zu seyn.

Ich komme jetzt auf einen Zeitpunct, welcher in der Geschichte Traubenheims vorzüglich merkwürdig ist. Ich meyne die Theurung im Anfange der siebziger Jahre. Die Fürsten hatten den Getreid-Handel gesperrt, und von den Früchten ihrer Unterthanen Magazine gefüllt. Die kleinern Herren machten das Ding im Kleinen nach, und drückten dadurch ihre Bauern um so härter, je weniger Verkehr und Handel in ihren spannenbreiten Ländchen Statt finden konnte. Theils Orten trugen die Herrschaftlichen Kornhausen jüdischen Wucher; indeß den Bauern jeder Weg zum guten Verkauf abgeschnitten, das Magazin von ihrem Ueberflusse reichlich gefüllt, und doch keinem Armen geholfen war. — Marschland, der gleich Anfangs diesen Anstalten nicht gut war, und nur bis auf weitere Vorkehrung die Sperr verhängt hatte, besprach sich daher mit seinen Beamten, Schuldheißen und andern verständigen Leuten, über beßre Vorkehrung; schrieb deswillen nach München an seinen

Schwager Burkhard, und machte folgende Anstalt, durch welche die Dörfer, Traubenheim und Langenhausen, wohlfeiles Brod und überschwänglich viel Geld erhielten.

Beyde Dorfschaften liegen, wie schon bekannt, im ergiebigsten Getreidlande. Mißjahre, in welchen nicht allerwenigstens so viel wachsen sollte, als zur Erhaltung beyder Orte nöthig ist, sind fast unmöglich. Marschland und Burkhard hielten es daher für Ueberfluß, sich auf sieben ägyptische Mangeljahre mit Getreid zu versehen; aber auf Jahr und Tag mußte doch für die Armen gesorgt werden. Zu dem Ende befahlen sie ihren beyden Amtleuten von Langenhausen und Traubenheim alle Unterthanen, welche nicht selbst ihr jährliches Brod baueten, vor Amt zu laden, und durch sie gewissenhaft angeben zu lassen, wie viel jeder noch bedurfte.

Da noch niemand die eigentliche Absicht wußte: so fand sich unter denen, die noch zukaufen mußten, nur selten ein Betrug. Die Bauern aber, die auf den Verkauf liegen hatten und sich vor einem Magazine fürchteten, hörten kaum die Nachricht, als sie schon zum Theil anfiengen, aus Furcht vor einem Magazine, Getreid zu verstecken. Das hieß aber überflüssige Sorgfalt. Die beyden Beamten ließen sich auf einen förmlichen Bodensturz gar nicht ein, sondern rechneten nur die benöthigte Summe von Getreid zusammen, schlugen, in Beyseyn einiger redlichen und gescheiden Männer, aus, wie viel beyläufig jeder Bauersmann zum Verkauf übrig haben

und verhältnißmäßig an die Armen abgeben könne. Diesen Ueberschlag schickte Heilmann an seinen Herrn nach München und erhielt darauf folgendes Decret, welches der Gemeine öffentlich bekannt gemacht wurde:

"Nachdem die ungeheuer steigenden Preise des Getreids und der immer mehr einreissende Mangel desselben, eine Vorkehrung fordern, durch welche einer förmlichen Hungersnoth gesteuert wird: so versehe ich mich zu meinen sämmtlichen Unterthanen zu Traubenheim, daß sie in folgender Verordnung meinen väterlichen Willen erkennen und die gute Sache nach Möglichkeit befördern werden.

"Da bey dem ergiebigen Getreidbau zu Traubenheim und bey der rühmlichen Verbesserung der Landwirthschaft daselbst, kein Jahr zu fürchten ist, in welchem nicht überflüßig Getreid zum Unterhalte des Dorfes gebaut würde; da ferner keine Getreid- armen Ortschaften einverleibt sind, für die ich als Gutsherr zugleich mit zu sorgen hätte: so halte ich die Errichtung eines eigenen Magazins, oder eine Getreidsperre, für überflüssig; aber die Freyheit des Verkaufs kann nicht eher gestattet werden, als bis für diejenigen Ortseinwohner reichlich gesorgt ist, die ihr Brod zum Theil oder ganz kaufen müssen.

"Nach eingelaufenem amtlichen Berichte, sind von denen Einwohnern, die ihr Brod zum Theil oder ganz kaufen müssen, in Summa 218 Malter Korn und 83 Malter weiße Frucht gefordert worden; das Getreid aber, welches, nach Abzug dessen, was jeder Verkäufer selbst consumirt, für heuer verkauft werden kann,

be-

belauft sich, nebst dem herrschaftlichen Vorrathe, auf beyläufig 660 Mltr. Korn und 500 Mltr. weiße Frucht.

" Nach runder Zahl muß demnach jeder Getreidverkäufer den dritten Theil seines verkäuflichen Korns (Roggens) und den sechsten Theil seines verkäuflichen Weitzens und Dinkels an Ortseinwohner abreichen, und zwar das Malter Korn um 8 fl. rhl.; das Malter Weitzen um 10 fl. rhl. und das Malter Dinkel um 6 fl. rhl.

" Welche oberwähnte Getreid-Summe, nach gemachtem Anschlage, auf dem herrschaftlichen Boden zu erschütten, und von denen, die sich dazu gemeldet haben, sogleich wieder abzufassen ist.

" Von diesem Augenblicke an, stehet es dagegen jedem Getreidverkäufer frey, mit seinem übrigen Vorrathe nach eigenem Gefallen zu schalten und zu walten.

" So wie man sich nun herrschaftlicher Seits aller Willigkeit von der Bauernschaft versieht: so ist man auch gesonnen, selbst mit einem guten Exempel voranzugehen, weßwegen dem Amte Traubenheim hiermit aufgegeben wird, sogleich nach Publication dieser Verordnung, den dritten Theil des herrschaftlichen Korns und den sechsten Theil von weißer Frucht an die Bedürftigen des Dorfes um eben das Geld abzureichen, und einen Zahlungstermin von Jahr und Tagen fest zu setzen, binnen welchem jeder Empfänger unnachsichtlich das Geld entrichten muß; bis zu welchem Termin aber auch alle Verkäufer Nachsicht zu tragen gehalten seyn sollen.

Soll-

" Sollte gegen alles Vermuthen, irgend ein Getreidverkäufer sich weigern, dieser väterlich gemeynten Verordnung zu gehorchen, oder um ein Paar Metzen auf und ab, Streit anzufangen: so ist sogleich sein ganzer Vorrath von Getreid so lange mit Arrest zu belegen, bis von hier aus das weitere gegen ihn verfügt seyn wird. Signatum München, den 9 Sept. 1770.

Burkhard, Frhrr. v. Traubenheim."

Das Dorf, welches schon seit der Aernte unter der Sperre geseufzt hatte, war über diese herrschaftliche Verordnung unendlich vergnügt, und jedermann gab seinen Antheil um so viel williger für den gemäßigten Preiß, da nicht nur der gnädige Herr sich selbst der Verordnung unterwarf, sondern auch Amtmann, Pfarrer und Schullehrer mit einem uneigennützigen Beyspiele vorangiengen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel,

Welches weitere Nachrichten von der Theurung enthält. Wie sich die Traubenheimer bey der gefährlichen Seuche verhalten, die während der Theurung ausbricht. Zwey Todesfälle, die dem Dorfe schmerzhaft sind.

Durch diese Veranstaltung wurde der Theurung und Hungersnoth in Traubenheim und Langenhausen ganz vorgebaut. Die Verkäufer aber gewannen durch die freye Ausfuhr unglaubliche Summen. Sie verschöner-

ten

ten ihre Häuser, verbesserten ihre Felder, und Handwerker und Tagelöhner hatten vollen Verdienst. Diesen noch zu vermehren, ließ der gnädige Herr in den Jahren 1771 - 1772, durch lauter einheimische Bauleute, ein neues schönes Amthaus errichten; die bisherige Vogtswohnung aber wurde reparirt und zur Arbeitsschule eingerichtet. In eben den Jahren ließ Schulz Bernhard von dem Ertrage der zu Gustavs Zeit angesäeten Waldung, noch eine Gasse des Dorfes pflastern; auf dem Hauptplatze derselben den schönen Pumpbronnen errichten, der von ihm den Namen führt, und rund um das Dorf eine Allee von Ulmen anlegen, welche jetzt unter die Hauptzierden des Dorfes gehört.

In benachbarten Ortschaften haußte indeß die Theurung mit Ungestümm. Mittelleute verpfändeten ihre wenigen Aeckerchen fürs tägliche Brod; ärmere verkauften ihre Hütten, wanderten nach Pohlen, oder irrten voll Hunger und Kummer im Bettel umher. Die reichen Filze zogen die verkauften Ländereyen an sich und wurden in eben dem Grade zu begütert, in welchem ihre Tagelöhner und Häcker zu arm wurden. Zu Traubenheim aber kannte man die Hungersnoth nur aus den Klagen der umherziehenden Bettler und aus dem Geschrey, welches auswärtige Brodkäufer vor den beyden Bäckerhäusern erhoben. Kein Armer oder Mittelmann kam um seine Güter; und die Reichen sammelten sich gleichwohl viel Geld.

Der starke Kartoffelbau verringerte den Aufgang des Getreids und mehrte den Verkauf; niemand aber dachte daran, sich mit ungesunden und kümmerlichen

Nah-

Nahrungsmitteln zu behelfen. Die Seuche, welche gegen das Ende der Theurung ganz Deutschland ergriff, war daher bey weitem unerheblicher in Traubenheim als in umliegenden Dörfern; aber den Anfang machte sie bey einem Manne, dessen Verlust dem Dorfe sehr empfindlich war.

Schulz Bernhard Rüdiger hatte unversehens bey einem Vetter in Purrbach die Seuche aufgelesen; seine Frau, die das Uebel für weniger ansteckend hielt, lag bey ihm, und bekam die nämliche Krankheit. Eine Magd und eines der Kinder fielen gleich darauf in eben das hitzige Faulfieber. Bernhard war verlohren; starb in völliger Verstandesverwirrung dahin; etliche Tage nach ihm auch die Magd; und mit genauer Noth wurden noch Weib und Kinder gerettet. —

Herr Pfarrer Helfrich ergriff, nach dem Beyspiele seines würdigen Vorfahrers, die Gelegenheit, das Volk aufmerksam zu machen auf das Elend, das noch aus der Seuche entspringen könnte, wenn sie nicht unverzüglich Gegenanstalt machen würden.

"Das hauptsächlichste was ihr thun könnt, um der Wuth des Faulfiebers Einhalt zu thun," sagte er bey Rüdigers Beerdigung, "besteht darin, daß ihr

"1. Alle Kranke von den Gesunden wegbettet, sobald man nur das geringste von der Krankheit bemerkt;

"2.

" 2. Niemals zwey Kranke zusammen in Ein Bette legt;

" 3. Auch nicht einmal die Kranken zusammen in Eine Stube bringt, sondern im Hause so vertheilt, daß sich die faulen Dünste nicht an Einem Orte zu häufig sammeln;

" 4. Durch allerley Mittel die Luft so rein als möglich zu machen und zu erhalten sucht. Das geschieht z. E., wenn ihr fleißig Fenster eröffnet, doch so, daß die Kranken nicht in die Zugluft kommen; wenn ihr recht fleißig Essig auf heisse Backsteine oder glühende Schaufeln gießt, und durch Einathmung dieses gesunden Dampfes, der Fäulniß bey Kranken und Gesunden steuert;

" 5. Daß ihr endlich unsern geschickten Dorfs-Arzt gleich im Anfange der Krankheit ruft, und seinen Vorschriften pünktlich nachkommt.

"Alles wollen wir gerne! denkt ihr vielleicht bey euch selbst" — fuhr der Herr Pfarrer fort; — "aber woher nehmen wir Betten und Stuben für so viele Kranke?

"Gescheide Leute müssen sich immer zu rathen wissen! — Nehmt große Betttücher, näht sie zusammen, füllt sie mit weichem Heu; oder noch besser, mit dürrem gereinigtem Moos — und ihr habt Betten, die im Nothfalle eben so gut und fast noch leichter sind, als eure gewöhnlichen Federbetten.

" Glaubt ferner nicht, daß die Kranken alle gerade in der Stube liegen müssen, damit man hübsch einheitzen kann. Eben durch das Einheitzen macht ihr

oft

oft Uebel ärger, zumal bey Faulfiebern. Besser, ihr liegt in der Scheune in gesunder Luft, als in einer Stube voll unreiner Dünste.

"Ihr Krankenwärterinnen aber, und überhaupt ihr Gesunden, genießt fleißig Essigspeisen, spült öfters den Mund mit Essig aus; wascht euch täglich öfters, und zuweilen am ganzen Leibe; macht euch öfters Bewegung im Freyen, und seht darauf, daß die verordneten Mittel fleißig und ordentlich gebraucht, und die Kranken im Essen und Trinken pünktlich nach der Vorschrift gehalten werden; dann wird Gott gewiß unsre Vorsicht segnen; die Seuche wird wenig in unserm Dorfe um sich greifen, und bald wieder nachlassen."

Die Leute folgten diesem weisen Rath und blieben größtentheils gesund, oder rissen sich doch bald wieder auf; nur Veit Janhagel meynte, das hieße dem lieben Gott in seine Strafgerichte greifen. Trotz allen Ermahnungen und Warnungen, legte er sich zu seiner erkrankten Frau. Noch zwey kranke Kinder mußten gleichfalls in der Stube bleiben, wo wacker eingeheitzt und zugedeckt wurde. Kein Fenster durfte man öffnen, und aller Qualm blieb beysammen. "Veit, wenn Ihr den entsetzlichen Dampf in eurer Stube länger zusammenhaltet, und euch alle zusammen in die einzige Stube legt: so ist das unser letzter Besuch!" sagten einmal der Pfarrer und der Dorfsarzt, die eben bey ihm zusammengetroffen waren. "Je nun!" sprach Veit ganz kaltblütig und völlig im Tone seines dummen Vaters, "so ist eben der HERR mein Arzt! Wenn

ich gesund werden soll: so werd' ichs wohl ohne Arzneyen wieder." — Sein Zustand verschlimmerte sich aber von Tag zu Tag. Er starb, und noch drey Leichen wurden bald nach ihm aus seinem Hause getragen.

Weit heftiger als in Traubenheim wüthete die Seuche in Langenhausen, wo die Leute weniger folgsam waren. Fünf und zwanzig Menschen starben in einem Jahre am Faulfieber; den Beschluß aber machte die alte gnädige Frau, Marianne von Traubenheim. Der Anfall war bey ihr so heftig, daß Lieberich gleich in den ersten Tagen bat, noch einen Arzt aus Wirzburg zu rufen. Agnes und Marschland, die um das Leben der guten Mutter äusserst besorgt waren, liessen kein Mittel unversucht; aber die gnädige Frau schlief fast immer, redete beym Erwachen gewöhnlich irre heraus, und starb endlich von ihren Kindern und allen, die sie kannten, mit heißen Thränen beweint. Ihrer eigenen Verordnung gemäß, ließ Marschland die treflichen Gellertischen Lieder:

"Meine Lebenszeit verstreicht, rc."

und

"Nach einer Prüfung kurzer Tage rc."

einzeln abdrucken, und statt der elenden Lob- und Leichengedichte, die bey solchen Fällen gewöhnlich sind, unter die Gemeine vertheilen, weil man damals noch kein neues Gesangbuch hatte. Mit unbeschreiblicher Rührung sang die Gemeine diese Lieder bey der Beerdigung, und schon jener Zeit erwachte in vielen gescheiden Leuten, vorzüglich aus dem Dorfe Traubenheim,

der

der Wunsch, ein ganzes Gesangbuch voll so schöner Lieder zu besitzen.

Die in Traubenheim erledigte Schulzenstelle bekam nun Ulrich Wenner, den wir schon aus dem 21sten und 24sten Kapitel kennen. Die ganze Gemeine freute sich der Wahl, und scheut und liebt ihn bis auf diesen Tag, als einen treuen Vater. Vom Gutsherrn, vom Amtmanne und Prediger wird er wie ein Hausfreund geachtet, und nur seine Bescheidenheit hält mich zurück, mehr von seinem Lobe zu sagen, als was zur Geschichte des Dorfes nothwendig gehört.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wolfgang von Marschland stirbt. Agnese tritt Langenhausen an ihren Bruder ab. Burkhard von Traubenheim kehrt zu seinen Unterthanen zurück. Gustav Heinrich zieht nach Jena.

Unter beständiger Aufrechthaltung der gemachten Verordnungen und Anstalten giengen also die siebenziger Jahre zu Ende, ohne daß sich, ausser dem schon erzählten, etwas merkwürdiges ereignet hätte. Niemand aber wird diese Versicherung für ein schlimmes Zeichen achten. Gute Verordnungen sind viel leichter zu geben, als aufrecht zu erhalten. Es liegt einmal im Geiste des Volkes, daß die beßten Anstalten in kurzer Zeit

wieder zurückgehn, ausarten, oder einschlafen, wenn nicht immer ein wachsames Auge über sie gehalten wird. An wohlüberlegten und nützlichen Verordnungen fehlt es daher den wenigsten Ländern; aber an Menschen fehlt es, welche sie gehörig durchsetzen und ausführen.

In Traubenheim waren überdies seit 50 Jahren der neuen Einrichtungen und Anstalten so viel gemacht worden, daß man endlich nöthig fand, sich einige Jahre lang blos allein mit der Betreibung und Vollendung derselben zu beschäftigen. Wolfgang von Marschland nahm so lebhaften Antheil daran, daß keine Woche vergieng, in der er nicht nach Traubenheim gekommen wäre, um mit eigenen Augen zu sehen, und den herrschaftlichen Befehlen mehr Nachdruck zu verschaffen. Er führte so ziemlich die gestrenge Zuchtruthe des verstorbenen Obristen, und sein Schwager Burkhard überließ ihm die Verwaltung des Dorfes fast ganz alleine.

Leider aber verlohr Traubenheim schon im Herbste 1779 diesen treuen Freund und Vormund, als er kaum sein funfzigstes Jahr erreicht hatte. Nach einem glücklich überstandenen Scharlachfieber wagte er sich zu früh wieder heraus; kam in Regenwetter, verkältete sich, und war in einer Zeit von 24 Stunden gesund und todt.

Untröstlich über diesen Verlust, schrieb seine Gemahlinn Agnes an ihren Bruder nach München und übertrug ihm das Rittergut Langenhausen, mit der Bedingniß, ihr von demselben jährlich 1500 fl. Witwengehalt abzugeben, und das Gut selbst zu verwalten.

Burk-

Burkhard Julius, der bey seiner Gesandtschaft noch alle Jahre das ganze Einkommen seines Ritterguts zugesetzt hatte, und es für Pflicht hielt, mehr für seine Unterthanen als für die meist unbedeutenden Angelegenheiten eines fremden Hofes zu sorgen, legte seinen Posten nieder, und traf schon im Februar 1780 mit seiner Gemahlinn und dem damals achtzehnjährigen Erbherrn, Gustav Heinrich, in Traubenheim ein. Seiner betrübten Schwester wegen verbat er alles Bewillkommungsgeräusch; nahm sie zu sich nach Traubenheim; und Theodore, seine Gemahlinn, kannte keine süßere Pflicht, als die, ihre bekümmerte Schwägerinn über den Tod ihres innigstgeliebten Wolfgangs zu beruhigen. In vertraulicher Einigkeit lebte die Familie unter sich, und Traubenheim und Langenhausen waren für den Verlust des Herrn von Marschland reichlich entschädigt.

Bald nach Burkhards Ankunft in Traubenheim gieng dessen einziger Sohn, Gustav Heinrich, auf die Universität Jena.

" Ich halte es für Ueberfluß, sagte der alte gnädige Herr beym Abschiede desselben, dir eine studirte Kindermagd mitzugeben. Hoffentlich wirst du nun, ohne lebendigen Trichter, verstehn, was deine Lehrer dir sagen, und den Sporn zum Fleiß in dir selbst finden.

" Ich kenne kein verächtlichers Geschöpf, als einen Edelmann, der nichts versteht als Haasen zu hetzen, Bauern zu schinden, ihren Schweiß zu verprassen

und ihre Töchter zu schänden. Als künftiger Oberherr deiner Güter mußt du wenigstens eben so tief sehen, als deine Beamten. Auch sind die Zeiten so ziemlich vorüber, wo man vor einem adeligen Dummrian noch Reverenzen machte. Verstand fängt jetzt an, an vielen Höfen mehr zu gelten, als hohe Geburt, und Fleiß mehr, als standsmäßige Faulheit. Redlichkeit aber geht über alles!

"Was Ich für deinen Kopf und für dein Herz thun konnte, hab ich gethan. An deiner Erziehung ist nichts gespart worden, und böse Beyspiele haben wir dir hoffentlich auch nicht gegeben.

"Geh hin und werde nicht nur ein gescheider und brauchbarer, sondern auch ein rechtschaffener Mensch. Ein Christ ist besser, als ein Edelmann! Sey mäßig und schone deines Leibes; suche gute Gesellschaften, die dein Herz nicht verderben; bringe nicht mehr durch, als die Noth erfordert, und gewöhne dich frühzeitig an die schöne Tugend der Sparsamkeit, die viele erst dann lernen, wenn ihre Rittergüter verdestillirt sind. Dieß ist mein ganzer Valetsegen! — Stößt du ihn selbst von dir — nun, dann magst du büssen für deine Thorheit; aber keiner Welt sage, von wem du die Namen Gustav und Heinrich hast; auch sage nicht, daß Burkhard dein Vater ist!"

Mit diesen Lehren und Ermahnungen entlassen, zog der junge Erbherr unter den beßten Versprüchen und Vorsätzen nach Jena.

Gleich in den ersten Wochen seines Aufenthalts erwarb er sich die ungetheilteste Liebe aller die ihn kannten.

ten. Es war damals eben der Zeitpunct, in welchem die alte Rohheit allmählig abgeschliffen, und die Studentenwelt merklich verfeinert wurde. Zehn Jahre früher, würde der junge Herr von Traubenheim wenig Glück unter ihr gemacht haben; jetzt aber erwarben ihm sein männliches Betragen, sein Fleiß, seine Liebe zur Ordnung und Sittlichkeit, die aufrichtigste Achtung aller seiner Lehrer und Mitbrüder. Noch gewährt mir die Erinnerung an die kurze Bekanntschaft, die auch ich daselbst mit ihm errichtet habe, manche fröhliche Stunde. — Ihm verdanke ich die schönsten Beyträge zur Geschichte seines Dorfes. Nicht nur die Papiere des herrschaftlichen Archivs erhielt ich durch seine Hand, sondern auch viele Familien-Briefe und Bruchstücke, die ich zum Theil wörtlich eingerückt habe; leider aber verbindet mich auch sein ausdrückliches Verlangen, die Geschichte seines Dörfchens gerade in dem Zeitpunkte zu schliessen, in welchem seine eigene ruhmvolle Verwaltung beginnt.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der alte gnädige Herr und der Pfarrer discuriren über das Landleben, und die gnädigen Frauen mit dem Schulz Wenner über ein Rosenfest.

Wir kommen nun wieder auf den ehrwürdigen Vater dieses edlen Sohnes zurück. Ganz abgezogen vom

Wechsel der großen Welt, dünkte dieser sich anfangs in eine so langweilige, einförmige Lage versetzt, daß er sich mehr als einmal in seinen vorigen Posten zurück wünschte.

In der übelsten Laune sprach er einmal darüber mit seinem Pfarrer Helfrich.

"Vielleicht geht es Ihnen, gnädiger Herr, wie mir bey meiner Hieherkunft," sagte dieser. "An der Tafel des Ministers in Dresden, hatte ich gelernt, an allen Verhältnissen und Unternehmungen der Fürsten-Höfe Theil zu nehmen; aber für einen Bauernhof; für einen Kartoffelacker; für eine Reihe Zwetschgenbäume; für einen urbargemachten Grasfleck; für eine Dorfsheyrath und dergleichen, hatte ich gar keinen Sinn. Ein prächtiges Wasserwerk konnt' ich bewundern; aber für eine Quelle mit gesunder Brunnenkresse war ich ganz blind. Zum Unsterne war mein Weib eine Dresdner Städterinn, und eben so gestimmt wie ich. Nach und nach aber lernten wir beyde, daß es keine reineren Freuden gibt, als die auf dem Lande; nur muß man erst Sinn für sie haben. — Eine frisch eingebundene Hecke macht mir jetzt mehr wahres Vergnügen, als weiland die kahl geschorenen Piramiden eines Hofgartens; und ein schlichter dörflicher Grabstein, dessen Inschrift fröhlich sterben lehrt, hat nicht viel weniger Reitze für mich, als sonst die prächtige Bildsäule Augusts des zweyten. *) Findet ein braver Bursche des Dorfs ein gutes häusliches Weib: so ist das für mich so wichtig,

*) Eine metallene vergoldete Bildsäule König Augusts des zweyten zu Pferde, welche 1736 zu Dresden aufgerichtet worden ist und unter die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt gehört.

tig, als weiland die Vermählung eines Erzherzogs. Kann ich manchmal zu mir sagen: das ist Dein Werk! das geschah auf Deinen Rath, unter Deinem Beystande! dann fühl' ich mich in der Seele gestärkt. Das freundliche "Gott grüß Ihn!" und der Handschlag eines Bauersmanns; sein Zutrauen und Beyfall, sind mir jetzt eben so belohnend, als in der vorigen Zeit die unnütze Gnadenversicherung meines Ministers. Doch, wie gesagt, alles will gewohnt seyn!"

"Aber wie haben Sie's angefangen, lieber Herr Pfarrer, um Ihre Sinnen so an ländliche Freuden zu gewöhnen?" fragte der gnädige Herr.

"Ich gab auf alles Acht, was um mich her war, erwiederte Helfrich; Ich lernte die Leute des Dorfs, vom Schulzen bis zum Viehhirten, genau kennen, und nun waren mir Alle wichtig. Ich sah auf jede Wasserfurche, auf jeden öden Platz; und nun war es mir eine Freude, die eine abgeleitet und den andern urbar gemacht zu sehn. Ich merkte mir jedes Bäumchen der Fluhr und ergetzte mich an seinem Wachsthum. Ich pflanzte selbst allerley an, und was unter meiner Hand gedieh, war mir doppelt angenehm. Kurz, ein Krautskopf ist für mich jetzt eben das, was sonst eine Artischocke."

Der gnädige Herr fühlte die Wahrheit der Behauptung und die Bewährtheit des Rathschlags; sprach von der Zeit an mit jedem Landmanne, der ihm auf dem Felde begegnete, lernte seine Unterthanen nach und nach alle kennen, und alle waren ihm wichtig; Er machte allerley nützliche Anstalten und ihr Gedeihen gewähr-

te ihm Freude; Er merkte sich jede Kleinigkeit auf der Fluhr, und jede Verbesserung gab ihm Unterhaltung. Er pflanzte selbst Blumen und Bäume, und dankte in der Folge dem Prediger mehr als Einmal für seinen herzlichen Rath. Die Unterthanen schmiegten sich immer mehr an ihn an; Sein Wink war ein Gebot für sie, und kaum konnte er noch begreifen, wie er einst so verblendet hatte seyn können, gegen die stillen süßen Freuden eines Gutsherrn, im Kreisse seiner Unterthanen.

Zufriedener als Burkhard von Traubenheim waren indeß gleich Anfangs seine Schwester Agnes und seine Gemahlinn Theodore. Eins nur schien beyden noch in Traubenheim zu fehlen, und das war nichts geringeres, als ein — Rosenfest.

Lange schon hatten sie untereinander davon gemunkelt; aber der gnädige Herr sollte nichts davon wissen. Auf Einmal wollten sie ihn mit dem Feste selbst überraschen. Der erste Vertraute ihres Geheimnisses war der Dorfsschulze.

"Etwas im Vertrauen, lieber Wenner! aber schweigen muß Er vor der Hand, daß es niemand erfährt!" sagte die gnädige Frau zu ihm.

Schulz Wenner. Schweigen, gnädige Frau, kann ich manchmal besser, als reden.

Theodore. Meine liebe Schwägerinn und ich haben uns verabredet, ein Rosenfest zu stiften.

Wenner. Rosenfest? was ist das für ein Ding?

Ag-

Agnes. In aller Welt, weiß Er denn nicht, was ein Rosenfest ist?

Wenner. Kein sterbendes Wort! Was Rosen und was Feste sind, weiß ich wohl; aber daß man auch ein Rosenfest feyert, wie ein Aerndtefest, war mir ganz unbekannt.

Theodore. (Lächelnd) Nein, lieber Schulze, so ists nicht gemeynt. Ein Rosenfest ist eine Feyerlichkeit, die dem würdigsten Mädchen im Dorfe zu Ehren angestellt wird. Etliche gescheide, unpartheyische Männer des Dorfs, wählen aus allen Töchtern die würdigste heraus; diese wird dann, mit Rosen bekränzt, unter Music und Begleitung des Dorfs, zur Kirche geführt; vor dem Altare wird sie eingesegnet und dem ganzen Dorfe zum Muster aufgestellt; dann zum herrschaftlichen Tische gezogen und mit einer kleinen Aussteuer beschenkt. Sieht Er, das ist ein Rosenfest.

Wenner. Aber, gnädige Frauen, welches Mädchen ist denn das würdigste im Dorfe?

Agnes. Was Wir nicht wissen. Das müßen die niedergesetzten Sittenrichter entscheiden, unter denen Er der erste seyn soll.

Wenner. Nichts für ungut, gnädige Frau, auf das Sittenrichten versteh ich mich nicht. Ein ganzes Dutzend brave Töchter will ich der Reihe nach nennen; aber die allerbravste, wer mag die bestimmen?

Theodore. Eine muß doch wohl unter den braven die erste seyn?

Wen-

Wenner. Ja wohl, Ew. Gnaden; aber das Auslesen und Abwägen halt' ich eben für ein Meisterstück. Eine hat diese, die andre hat jene Tugenden, und alle haben ihre Fehler dabey; Wirds dann nicht andre, gleichfalls brave Mädchen, verdrießen, wenn ihnen eine Freundinn vorgezogen wird, die's vielleicht eben nicht verdient? Wenn das ohne Neid abgienge, müßt' es ein rares Exempel seyn!

Theodore. Eben der Neid soll anspornen.

Wenner. Anspornen? — Zum Lästern und Verkleinern, — das laß ich gelten; aber zum Besserwerden wohl schwerlich, so lange nur ein Einziger Preiß ausgesetzt ist, auf den man so wenig Hoffnung hat, und bey dem es blos darauf ankommt, wie man von etlichen Sittenrichtern beurtheilt wird. — Träfe das Loos eine von meinen Töchtern: so dürfte sie den Preiß, so wahr ich lebe, nicht annehmen!

Agnes. Warum nicht, Wenner?

Wenner. Weil ihr dann das ganze Dorf auf alle Schritt' und Tritte lauren würde, um ihr für die genossene Ehre einen Schandfleck anzuhängen. — Wenn ich meines Theils einem Menschen etwas zu gute thun wollte: so gäb' ichs ihm unter vier Augen, um den Leckerbissen nicht mit Neid und Lästerung versalzen zu lassen. — Auch würd' ichs für schwer halten, so viele gescheide Sittenrichter aufzutreiben, als nöthig sind; denn die gescheiden Leute würden sich fast alle die Ehre verbitten.

Theodore. (Gegen die Frau von Marschland) Hat Wenner recht oder unrecht?

Agnes. Vielleicht nicht ganz unrecht. (Gegen den Schulzen) Er hat uns ein Plänchen verdorben, Wenner; aber mich freut es, daß Er aufrichtig war.

Wenner. Bey solchen Herrschaften kann man nicht anders als aufrichtig seyn. Ich bin daher so frey, einen Vorschlag zu thun, wie das Geld fürs Rosenfest vielleicht besser könnte verwandt werden.

Theodore. Ungescheut, Wenner! Er weiß, wie viel Er bey uns gilt!

Wenner. Gestern Nachts war ich bey unserm Herrn Pfarrer; da bekam er eben das neue Gesangbuch von Anspach. Man meynt nicht, daß man sich satt hören kann. Mehr als zehn Lieder hat er mir daraus vorgelesen, und zur guten Nacht haben wir ein Lied daraus gesungen. Bey der Gelegenheit haben wir beyde gewünscht, das schöne Buch auch hier eingeführt zu sehn, und das wünschen sicher noch viele wackre Leute des Dorfs. — Aber — aber — die Armen — wo bekämen diese Geld her, um es zu kaufen?

Die gnädigen Frauen verstanden den Wink. Burkhard gab den Befehl zur Einführung und Theodore und Agnes steuerten 300 fl. für Traubenheim und Langenhausen zur Anschaffung des Gesangbuchs; ihre beyden Dörfer aber waren die ersten in Franken, welche das Glück hatten, einen verbesserten Kirchengesang zu bekommen.

Drey-

Dreyßigstes Kapitel.

Neue kirchliche Einrichtungen in Traubenheim.

Eine Gemeine, die drey der treflichsten Prediger, einen Ehrlich, Heilmann und Helfrich nach einander gehabt hat, kann unmöglich, bey nützlichen Veränderungen im Kirchenwesen, widersetzlich seyn. Nur in Gemeinen, deren Verstand absichtlich verschraubt worden ist, kann man die Stimme hören: Ich bin aufs alte Gesangbuch getauft und will darauf leben und sterben! Ich will keine neue Religion und kein neues Wort Gottes! — Ganz anders in einem Dorfe, wo Herr und Vogt, Pfarrer und Schullehrer, mit gemeinsamen Kräften arbeiten; wo kein verschobenes Rad Stockung verursacht, und alles zum Fortgange des Ganzen wirkt!

Schon im Jahre 1725 führte der sel. Pfarrer Heilmann die allgemeine Beichte ohne Widerspruch ein. Die Leute waren sogar froh, der Angst überhoben zu werden, mit der sie sonst gewöhnlich ihre gelernte Beichte hergesagt hatten. Des Winters durften sie nicht mehr zwey bis drey Stunden im Beichtstuhle frieren, und des Sommers schlafen, gähnen und ihre Geschäfte versäumen. — Man sang ein Lied; Heilmann hielt eine Vermahnung; sprach eine Beichte, und die Gemeine sang dann auf die Frage: ist das eure Herzens-Empfindung und euer Entschluß? gemeinschaftlich das Amen; darauf folgte, statt der

stol-

stolzen Absolutionsformel, ein herzliches Gebet zu Gott, welches die Gemeine mit einem Gesange beschloß.

Da bey der geringen Pfarrbesoldung auch der sogenannte Beichtpfennig eingeführt war: so machte Heilmann die Einrichtung, daß die Beichtleute die freywillige Gabe, schon bey der Anmeldung, auf den Tisch legten, indeß der Prediger die Namen aufschrieb. Aber schon Ehrlich hatte ihnen erklärt, daß es nur ein kleines Besoldungsstück und keineswegs eine Bezahlung der Sündenvergebung sey; denn niemand könne Sünden vergeben, denn nur allein Gott.

Nach Einführung des neuen Gesangbuchs, machte der jetzige Herr Pfarrer folgende Einrichtung, die mich vor etlichen Jahren selbst ungemein entzückt hat. Den Anfang der Beichtvesper machte er mit einer Vermahnung an seine Beichtkinder; Nach Vollendung derselben fiel die ganze Versammlung auf die Kniee und sang, statt die gewöhnliche Beichte zu sprechen, das rührende Lied:

Liebster Vater, ich dein Kind
Falle vor dir nieder rc. *)

Nach geendigtem Gesange wandte sich der Prediger mit folgenden Worten gegen die Gemeine:

"Wohlan! so setzet denn eure Hoffnung auf die Gnade, die euch zugesichert wird durch die Religion Jesu: So wir unsre Sünden bekennen und lassen: so ist Gott treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergibt, Amen!" **)

Jetzt

*) Nro. 192 im neuen anspacher Gesangbuche.

**) 1 Petri 1, 13. 1 Johannis 1, 9.

Jetzt richtete sich mit Einemmal die Versammlung auf, und hell und freudig erschallte der Lobgesang:

Lobsingend will ich dich erheben,
Mich ewig deiner Gnade freun,
Und deinem Dienst mein ganzes Leben
In kindlichem Gehorsam weihn!
Herr, du vergabst mir meine Schuld.
Nie, nie vergeß ich diese Huld! *)

So wenigstens war die Einrichtung der Beichte, als ich vor 8 Jahren ihr beywohnte. Mit Entzücken sah ich während des Gesangs Thränen rinnen von den Wangen vieler Beichtenden, und heute noch ist jener Eindruck unvergeßlich meinem Herzen.

Beym Nachtmahle habe ich die Ordnung bewundert, in welcher alle Theilnehmer zum Altare giengen. Nachdem der Prediger eine sehr erweckliche Ermunterung, zwischen welcher die Gemeine ein Paar Verse sang, vorgelesen, über Brod und Wein gebethet, und dann gegen die Gemeine feyerlich und laut, ein für allemal, die Worte gesprochen hatte, welche man sonst gewöhnlich jedesmal bey Hinreichung des Brods und Weins zu wiederholen pflegt, giengen die Communicanten, ohne Unterschied des Alters, aus ihren Stühlen und nach dem Altare. Der Prediger reichte mit der Rechten das Brod, und mit der Linken den Wein, unmittelbar hintereinander. Nach dem Schlusse standen die sämtlichen Communicanten in ihren Stühlen auf, und Richard fieng das Lied an:

Tag den mir der Herr gemacht,
Sey gesegnet Tag der Freude! rc.

Noch

*) Nro. 204, 9.

Noch habe ich bey der Gelegenheit mit Wohlgefallen bemerkt, daß der sogenannte Klingelsack nicht während der Predigt, sondern unter dem Hauptliede herum gieng. Wahrscheinlich zog man diese Einrichtung einem aufgestellten Opfer-Becken, oder einer beym Hinausgehen vorgehaltenen Armenbüchse vor, weil da mehrere Kirchgänger durchwischen würden, welche nur durch Scham vor ihren Nachbarn, zu einer Einlage gezwungen werden. Auf dem Altare brannten keine Kerzen, weil man in der Traubenheimer Kirche, am hellen Tage, ohne Licht sieht. Den Communicanten wurden keine Flecktücher vorgehalten; Der Altar aber war mit einem ganz besonders dazu bestimmten scharlachenen, mit goldenen Franzen besetzten Tuche bedeckt.

Die Kirchlichen Formeln, welche vorgelesen werden, stehn ganz in der Willkühr des Predigers. Wahrscheinlich dachten die Herren von Traubenheim: wer aus seinem eigenen Kopfe und Herzen predigen darf, warum sollte der nicht auch die Gebete aus dem eigenen Kopfe schreiben und vorlesen dürfen? Die unerträgliche Einförmigkeit, durch welche das gemeine Volk so gern verleitet wird, das Zufällige für etwas Wesentliches zu halten, kennt man daher in Traubenheim nicht einmal. Schon Ehrlich, der erste Pfarrer nach dem dreyßigjährigen Kriege, fieng an, in ein besonderes Buch einige neue Formulare zu schreiben, und Heilmann und Helfrich setzten die Sammlung bis auf diesen Tag fort. Zur Abwechslung liegen überdieß noch verschiedene neuere Bücher, welche schöne Kirchen-Formulare ent-

halten, in der Sacristey, aus welchen jeder nach Gefallen auswählen kann.

Im Jahre 1785 ließ der Herr Pfarrer Helfrich einen neuen vortrefflichen Catechismus austheilen, der in Traubenheim und Langenhausen ohne Widerstand eingeführt wurde. Eine Haupt-Erleichterung gewährte ihm bey dieser Gelegenheit die sogenannte Regina-Stiftung, von der er so viel Geld zusammen kommen ließ, bis der ganze Druck des Buches davon bezahlt werden konnte. Der Catechismus ist nur vier Bogen stark; besteht nicht in Fragen und Antworten, sondern in kurzen Sätzen; die Schullehrer aber haben ein geschriebenes Buch in Händen, welches die kurzen Sätze weitläuftig zergliedert, und in Fragen und Antworten zerlegt. Sobald also die Kinder einen von den kurzen Sätzen hergesagt haben: so fängt der Schullehrer an, nach seiner Vorschrift darüber auszufragen. Auf diesem Wege lernen die Kinder zwar weniger Worte; aber zehnmal mehr Sachen als sonst, und was sie mit so viel Sinn und Verstand gelernt haben, vergessen sie nicht bis ins Grab.

So wirket alles zusammen, wahre Aufklärung im Dorfe zu verbreiten, indeß man an hundert Orten mit Heeresmacht dieser Wohlthäterinn des Menschengeschlechts entgegen arbeitet, und ihr alle dummen Streiche des Pöbels in den Busen schiebt. *) Es

kommt

*) Wie z. E. gegenwärtig die gräßlichen Auftritte in Frankreich. Alle Religion verbannen heißt nicht Aufklärung. Weniger Druck und mehr Aufklärung, würde dem unermeßlichen Elende vorgebaut haben.

kommt mir aber immer vor, als ob jemand behaupten wollte: bey einer hellen Wachskerze sehe man weniger und arbeite schlechter, als bey einer dampfenden Thranlampe. Die Traubenheimer im Durchschnitte, folgten immer gerne den Befehlen der Obrigkeit, weil sie längst darüber aufgeklärt sind, daß selbst eine schlimme Obrigkeit besser ist, als gar keine; weil sie von nützlichen Verordnungen und Anstalten den Endzweck begreifen, und überhaupt einsehen, daß Widerspännstigkeit Uebel ärger macht. — Sie haben größtentheils ihr gutes Auskommen, weil sie darüber aufgeklärt sind, wie man vernünftig wirthschaften und vortheilhaft arbeiten müsse. — Sie unterlassen verächtliche Streiche, weil sie aufgeklärt sind über die wahre Ehre. — Sie sind wirksam fürs gemeine Beßte, weil ihnen die Aufklärung sagt, daß das gemeine Beßte auch den einzelnen Mitgliedern zu Statten komme. — Sie bezeugen sich bey kirchlichen Veränderungen bereitwillig, weil sie als aufgeklärte Menschen wissen, daß das Christenthum nicht in äusserlichen Gebräuchen, sondern in innerlicher Rechtschaffenheit besteht.

Bey der Erwähnung kirchlicher Gebräuche, erinnere ich mich eines merkwürdigen Aufsatzes, welchen Pfarrer Heilmann seinem Amtsnachfolger hinterlassen und dieser mir mitgetheilt hat. Da er die Grundsätze kurz zusammen faßt, nach welchen diese würdigen Männer bey ihren Unternehmungen zu Werke gegangen sind: so steht er wohl in einer Geschichte des Dorfs nicht am unrechten Orte.

Haustafel für Prediger,

welche

das Kirchenwesen verbessern können, wollen und dürfen.

Ein

Nachlaß vom Pfarrer Heilmann.

Unversucht schmeckt nicht. — Das Volk, dem von einer bevorstehenden kirchlichen Verbesserung lange vorgeschwatzt wird, denkt sich dieselbe, Gott weiß wie auffallend. Einer nimmt den andern gegen sie ein, eh sie zu Stande kommt. Also: nicht gesagt, was man thun will, sondern gleich gethan! Wer überrascht, hat halb gesiegt!

Die Rechtfertigung einer gewagten Verändrung laß nie der Neuerung vorangehn, sondern nachfolgen. Erst dann, wenn das Volk das gute neue Gerichte versucht und verdaut hat, läßt es sich auch sagen, warum man den alten Kohl nicht wieder aufwärmen will.

Setze nie das Alterthum zu tief herab. Es ist dem Volke viel zu heilig, als daß es jemand unbescheiden antasten dürfte.

Gib Neuerungen den Schein einer Kleinigkeit. Wer dem Volke selbst die Vergrößerungsbrille vorhält, muß nicht wundern, wenn es aus dem Strohhalm einen Eichbaum macht. Das Volk beurtheilt die Wichtigkeit einer Verändrung nach dem Posaunenton, den man darüber erhebt.

Ge-

Gehe vorsichtig, aber dreiste zu Werk! Scheine nichts zu fürchten und du wirst auch wenig zu fürchten haben. Schüchternheit entflammt den Muth der Widersacher, und wer sich entschuldigt, sagt das Sprichwort, klaget sich selbst an. *)

Scheine alles zu hoffen! sprich: vor so gescheiden Menschen, wie ihr seyd, läßt sich alles wagen was gut ist — und keiner wird der Dummrian seyn wollen. Die Schaam vertritt dann die Stelle der Einsicht.

Die günstigste Zeit zu kirchlichen Verändrungen ist die Zeit der Aernte. Vor Geschäftigkeit hat das Volk am Tage nicht Zeit darüber zu schwatzen und sehnt sich am Abende nach Ruhe. Bis der müßige Winter kommt, hat die Neuerung das Bürgerrecht; und eine Geschichte, die älter ist als das Bier, bey dem man sie erzählt, macht keine Gährung mehr.

Warte, wo möglich, bey allen Verändrungen eine schickliche Gelegenheit oder Veranlassung ab. Ein heischrer Hals des Predigers, oder ein kalter Winter entschuldigen eine nöthige Abkürzung — Diese gefällt, und niemand verlangt die alte Litaney wieder zurück. Die Meyen sind einmal, nach einem langen Winter, zur Pfingstzeit nicht grün genug. Lasse sie weg, und im künftigen Jahre sind sie vergessen!

Ist es einzurichten: so verbinde die Verändrung mit einer Bequemlichkeit für das Volk und mache diese Gemächlichkeit zum ersten Beweggrund; aber ja nicht deine Eigene. Wer das alte Brod ißt, soll das alte Lied singen, und die Gemeine schenkt dir keinen

*) Qui s' excuse, s' accuse.

Vers daran, wenn dir allein mit der Abkürzung gedient ist.

Tritt nicht vor jedem Widersacher schüchtern zurück. Die Wahrheit hat von je her viel Rumor gemacht, sagt Luther. Kämpfe aber auch nicht öffentlich gegen ihn. Gehe deines Gangs wie der kluge Wandrer, den ein Hund verfolgt. Erwarte nicht den Sieg von deiner Zunge, sondern von der Zeit, und achte nicht das Lob der Unwissenden für den Kranz, nach dem ein Weiser ringt.

Bey allem gehe allmählig und nirgends gewaltsam zu Werke. Kein Baum fällt auf Einen Streich. Gute Dinge wollen gute Weile, sagt das Sprichwort.

Als Grundlage von allem, lehre durch Beyspiele, das Wesentliche vom Zufälligen unterscheiden. Vermengung des einen mit dem andern ist die Quelle aller Anhänglichkeit an das kirchliche Alterthum. Sey vorsichtig gegen deine Amtsbrüder. Streite nicht mit ihnen und rühme dich deiner bessern Einrichtungen nicht! Manche verzeihen dir lieber Giftmischerey, als eine Abweichung von ihren kirchlichen Grundsätzen und Gewohnheiten. Sicher finden sie dann auch den Weg in die Herzen deiner Gemeine; verschreyen dich als einen Ketzer, und deine beßten Absichten sind vereitelt. Sie eiffern um Gott, wie die Pharisäer; aber — mit Unverstand!

Neure nicht ohne Noth und meide den Schein des Leichtsinnes, den man ohnedieß dem Neuerer beymißt.

Zeige bey jeder Gelegenheit die höchste Achtung gegen die Religion. Deine Feinde verschreyen dich ohnedieß als einen Verächter derselben.

Predige Duldung und beweise sie auch gegen die, welche deiner Meynung nicht sind.

Sey uneigennützig, ehrlich, freundlich, dienstfertig; und flöße dem Volke, das deine Meynungen verschreyt, Hochachtung gegen dein Herz ein. Um des Herzens willen wird es zwar deine Neuerungen nicht lieben; aber sie dir doch verzeihen.

Hüte dich, deine eigenen Einrichtungen zu eben so strengen Vorschriften zu machen, als die abgeschaften gewesen sind; erhalte vielmehr das Volk in der Gewohnheit, mit zufälligen Anordnungen, Gebräuchen und Ausdrücken wechseln zu sehn. Nur das ist ein wesentlicher Vorschritt; den dir auch dein Nachfolger verdankt.

Kannst du endlich nicht immer was und wie du willst: so gewöhne dich, nur zu wollen was du kannst!

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung der Lebensgeschichte des Erbherrn Gustav Heinrichs von Traubenheim.

Nach einer kurzen Beschreibung der kirchlichen Verfassung Traubenheims, kommen wir wieder auf den einzigen Erben dieses glücklichen Dörfchens zurück.

Wir haben ihn im ehvorletzten Kapitel auf seiner Reise nach Jena verlassen, und nehmen hier den Faden der Erzählung wieder auf.

In der Gegend von Bamberg stieß er auf einen jungen wohlgebildeten Menschen, der hinter einem Fuhrwagen herschritt und hell und heiter sein Morgenlied sang. Gustav Heinrich, der allein in einer Postkutsche saß und einen Begleiter sich wünschte, rief ihm zu, und fand in der Person des jungen Wandrers einen Schüler aus Ulm, der in Leipzig, ohne Geld und Empfehlung, Theologie studiren wollte. Mögen Sie den Sitz bis Jena mit mir theilen? fragte der Baron.— "Mit großer Dankbarkeit, wenn es unentgeldlich geschehn kann!"— erwiederte jener; nahm den Fuhrleuten sein bischen Gepäck ab, und stieg damit in die Kutsche.

Reisende machen leicht Bekanntschaft. Gustav Heinrich und Kosmann (so hieß sein Begleiter) wurden bald gegeneinander vertraut, und letzterer fieng an, sein Schicksal zu erzählen, welches aber in eine Geschichte von Traubenheim nicht gehört. Genug, Kosmann war arm; aber dabey so voll gutes Muths, als ob er

in

in Leipzig große Wechsel zu erheben hätte. Freund, sagte endlich Gustav Heinrich, ich fürchte fast, Sie machen die Zeche ohne den Wirth. Der armen Studenten wird es in Leipzig genug geben, die sich alle mit Freytischen durchschlagen wollen. Wissen Sie was: Bleiben Sie bey mir in Jena! Zimmer, Tisch, Holz und Licht sollen Sie auf ein halb Jahr bey mir frey haben. Gefallen wir einander: so bleiben wir, unter eben der Bedingniß, beysammen; ist das nicht: so steht Ihnen ja noch immer der Weg nach Leipzig offen.

Mit verstummendem Danke nahm Kosmann das Erbieten an, und Gustav Heinrich erfüllte sein Versprechen mit so vieler Feinheit, daß selbst seine vertrautesten Freunde nicht wußten, daß Kosmann die geringste Wohlthat von ihm empfieng. Beyde lebten vertraut und einig wie Brüder; arbeiteten gemeinschaftlich, (denn Kosmann studirte, seinem Wohlthäter zu Gefallen, die Rechtsgelehrsamkeit) und wo einer eine Freude genoß, da fand man gewiß auch den andern.

Im Herbste 1782 kehrte Gustav Heinrich mit seinem Kosmann nach Traubenheim zurück. Beyde giengen fleißig ins Traubenheimer Amt und nahmen dem alten Heilmann verschiedene Geschäfte ab. In der herrschaftlichen Meyerey zu Langenhausen machten sie sich mit der Landwirthschaft bekannt und unternahmen allerley Versuche und Verbesserungen. Unter andern ließen sie jener Zeit rings um den herrschaftlichen Garten und an mehrern Plätzen eine Menge weisser Maulbeerbäumchen pflanzen, um mit der Zeit eine Probe mit Seidenwürmern zu machen, die nun wirklich schon gemacht ist

und einen neuen Nahrungszweig für Kinder und alte Leute verspricht. Die übrigen müßigen Stunden brachten beyde größtentheils damit zu, sich auf eine Reise durch Deutschland vorzubereiten. Beyden war es darum zu thun, die Reise mit Nutzen zu machen. Sie lasen daher eine Menge guter Bücher, welche die Lage, Beschaffenheit und Regierungsverfassung, besonders aber den Ackerbau, den Kunstfleiß, die Sitten und Gebräuche der zu besuchenden Länder betrafen. Im Frühlinge 1784 traten sie, mit vielen guten Lehren des alten gnädigen Herrn ausgestattet und von den Thränen der gnädigen Frau begleitet, nebst ihrem Martin, einem Bauernsohne aus Traubenheim, die Reise an. — Ihr Tagebuch gehört aber nicht in die Geschichte des Dorfes, und überhaupt bleibe ich einer ausdrücklichen Vorschrift des Herrn von Traubenheim getreu, seiner Person nur im Vorbeygehn zu gedenken. — Im Herbste des gedachten Jahres kamen sie, mit vielen nützlichen Kenntnissen bereichert, wieder in Traubenheim an. Die Freude des älterlichen Hauses und des ganzen Dorfes über die glückliche Ankunft des jungen Erbherrn war ausserordentlich. Die gnädige Frau ließ vor Entzücken der Jugend des Dorfs einen Freytanz im großen Schloß-Saale geben; einige arme Kinder vom Kopfe bis auf den Fuß kleiden, und was ihr das gute Herz mehr eingab.

Wenige Wochen nach der Zurückkunft des gnädigen Herrn starb der Amtmann Rollinger in Langenhausen. Lange zuvor war schon beschlossen, nach dem Tode des einen oder des andern Beamten, die Aemter Traubenheim und Langenhausen in Eines zusammen zu

zie-

ziehen. Aber Alters wegen wünschte Heilmann dieser neuen Geschäfte überhoben zu seyn und Kosmann sollte versorgt werden. — Letzterer bekam also den Ruf als Amtmann nach Langenhausen, und zugleich die Anwartschaft auf den Traubenheimer Dienst.

Im Sommer 1785 bezog er das Amt und nahm die jüngste Tochter des Pfarrers Helfrich von Traubenheim zum Weibe. Der alte gnädige Herr aber und seine Gemahlinn hatten nun keinen andern Wunsch als den, auch ihren Gustav Heinrich glücklich vermählt und von ihm Enkel zu sehen, in welchen die Familie Traubenheim, die schon gegen anderthalb Jahrhunderte dem Erlöschen nahe war, wieder neu auflebte. Kosmann war unerschöpflich, ihm von den Süßigkeiten des ehelichen Lebens vorzuschwatzen — und welcher junge Ehemann sollte das nicht? — aber alle gemachten Vorschläge schienen dem gnädigen Herrn nicht zu gefallen.

An einem schönen Sommerabende gieng er einst (1786) mit seinem Kosmann in dem Walde bey Langenhausen spatziren. Von einer Anhöhe herab, von der sie öfters die weite Gegend überschauten, und sich der mannichfaltigen Farben erfreuten, in denen das Abendroth spielte, sahen sie auf der Landstrasse im Thal eine Kutsche halten, um welche ein Paar Menschen geschäftig herumliefen, und bemüht zu seyn schienen, etwas an ihr zu verbessern. Laß uns doch hinab, sagte der Baron zu seinem Kosmann, vielleicht können wir den Reisenden helfen!

Gleich

Gleich bey der ersten Annäherung zog ein Mädchen von schöner und freundlicher Bildung, welches sich eben mit einem ältlichen Manne über den kleinen Unfall besprach, die Aufmerksamkeit des Barons so sehr auf sich, daß er den ältlichen Mann, welcher der Schönen Vater zu seyn schien, nur obenhin grüßte, und seine Dienst-Erbietungen allein gegen die schöne Tochter richtete, um sich länger an ihren Augen sonnen zu können. Die Reisenden beklagten indeß nur die eiserne Axe, bey der weiten Entfernung von einer Stadt. — In einem Dörfchen, 3 Viertelstunden von hier, sagte Gustav Heinrich, werden Sie einen Schmid finden, der Ihnen eben so gut als ein Städter aus der Verlegenheit helfen wird. Wollen Sie mir die Ehre geben, mich dahin zu begleiten: so steht Ihnen Tisch und Quartier in meinem Hause zu Diensten. — "Wie heißt denn das Dörfchen?" fragt die Unbekannte. —

Gustav Heinrich. Traubenheim.

Die Unbekannte. Traubenheim? Ein mir sehr bekannter Name!

Gust. Heinr. Wenn das ist: so sind Sie wohl aus der Nähe; und um der Nachbarschaft willen darf ich mir Glück wünschen.

Die Unbekannte. Ob Sie das Ursache hätten? . . . Doch, ich bin nicht aus der Nähe.

Gust. Heinr. Der Sprache nach freylich nicht.

Die Unbekannte. Ja wohl! Schwäbinnen verleugnen ihr Vaterland nicht.

Gu-

Gust. Heinr. Wie ist Ihnen dann aber der Name Traubenheim so geläufig?

Die Unbekannte. Wohl nicht der Name des Dorfs; aber doch eines Mannes, der eben so heißt.

Gust. Heinr. Gibt es in Schwaben Traubenheime?

Die Unbekannte. Meines Wissens nicht; aber mein Bruder hat einen Freund dieses Namens.

Gust. Heinr. (Lächelnd) Auch wohl einen Freund seiner schönen Schwester..?

Die Unbekannte. Wenn ich damit gemeynt bin: so muß ich Ihnen sagen, daß dieser Traubenheim mein Freund nicht ist. Ich bin ihm ganz unbekannt. Er und mein Bruder haben ausserhalb Schwaben ihre Bekanntschaft errichtet.

Gust. Heinr. Darf ich wissen wo?

Die Unbekannte. In Jena, auf der Universität.

Gust. Heinr. In den Jahren..?

Die Unbekannte. Beyläufig 80 und 81.

Gust. Heinr. (Mit sichtbarer Bewegung) Und wie heißt der Bruder, welcher Traubenheims Freund war?

Die Unbekannte. Stahlfeld.

Gust. Heinr. (Hastig) Stahlfeld auf Billbach?

Die Unbekannte. (Ueberrascht) Ja, auf Billbach.

Gust. Heinr. Mit dem Vornamen Günther Gottlieb?

Die Unbekannte. Ja, Günther Gottlieb. Die Ehre kommt mir ganz unverhofft, einen Freund meines lieben Bruders in Ihnen zu finden.

Gust. Heinr. (Ihre Hand fassend) Nicht nur einen Freund Ihres Bruders, sondern auch einen Verehrer seiner schönen Schwester. — Wo lebt jezt mein lieber Gottlieb?

Fräulein von Stahlfeld. Zu Billbach. Er will auf dem Lande bleiben und verwaltet die Güter meines Vaters, der seit einigen Jahren sehr kränklich ist, und eben, ein wenig erstarkt, vom Bade bey Brückenau zurück kehrt. — Aber wieder auf den Namen Traubenheim zu kommen: Kennen Sie vielleicht auch den Herrn v. Traubenheim, den Freund meines Bruders?

Gust. Heinr. (Dem Fräulein die Hand küssend) Ja wohl, schöne, gute Schwester meines trauten Freundes und Hauskumpans! Ich bin der Traubenheim selbst.

Fräulein v. Stahlfeld. (Entzückt) Was? Gustav Heinrich von Traubenheim?

Gust. Heinr. Ja, gnädiges Fräulein.

Fräul. v. Stahlf. (Dem Baron die Hand drückend, gegen ihren Vater, der sich indeß mit Kosmann unterhält) Lieber Vater! wir finden hier einen unbekannten Bekannten.

Herr v. Stahlfeld. (Sich gegen den Baron wendend) Und der wäre ..?

Fräul. v. Stahlf. Der Herr von Traubenheim.

Herr v. Stahlf. Der Freund unsers Gottliebs?

Gust.

Gust. Heinr. Ja, gnädiger Herr! – Ich bin ungemein glücklich, so unverhoft den Vater meines zärtlichsten Freundes kennen zu lernen.

Herr v. Stahlf. (Ihn umarmend) Seyn Sie mir gegrüßt, trefflicher junger Mann! Nehmen Sie mit diesen Freundeskuß den innigsten Dank für alles, was Ihnen mein Sohn schuldig ist.

Gust. Heinr. Keinen Dank, gnädiger Herr! Ich bin Schuldner für die dauernde Freundschaft, die mir Ihr Herr Sohn geschenkt hat.

Herr v. Stahlf. Nein, Herr Baron! Wir wissen ganz, wie viel Ihnen mein Gottlieb verdankt. Sie haben ihn aus den Stricken liederlicher Menschen gerettet; Sie waren ihm Muster des Fleißes und der Ordnung; Sie haben ihn in Ihr Haus gezogen, um ihn auf dem bessern Wege zu erhalten; Sie haben ....

Gust. Heinr. (Einfallend) Sie beschämen mich, gnädiger Herr! – Erlauben Sie mir statt dessen, daß ich Ihnen einen andern Freund Ihres braven Herrn Sohnes in meinem Freunde Kosmann vorstelle.

Auch Kosmanns persönliche Bekanntschaft machte den Reisenden viel Vergnügen. Voll Entzücken über den unerwarteten Fund, nahmen sie nun die Einladung des Barons an, und trafen mit ihm und seinem Kosmann zu Fuße in Traubenheim ein.

Die Aufnahme im wirthlichen Schloße gefiel ihnen schon am ersten Abende so wohl, daß sie den kleinen Unfall auf dem Wege mehr für ein Glück, als für ein Unglück hielten. Die beyden Väter waren

so glücklich, schon am Abendtische eine weitläuftige Verwandschaft zu entdecken, und auf gute Vetterschaft trinken zu können.

Gustav Heinrich war aber mit dieser Verwandtschaft von Adam her so wenig zufrieden, daß er schon am ersten Abende anfieng auf eine nähere Verbindung zu sinnen. Die ganze Nacht lag er schlaflos und dachte auf Mittel und Wege, die Gesinnungen des Fräuleins näher zu erforschen. Aber je länger er nachsann, desto inniger fühlte er, wie wenig er, in der gegenwärtigen Lage seines Herzens, zum Erforschen geschickt war. Am Ende ists auch Verliebten im Grunde weniger ums Erforschen, als um den Besitz. Wo das Herz schon entschieden hat, ist der Verstand immer ein lästiger Rathgeber. Unserm Gustav Heinrich schlug wenigstens das Herz wie ein Hammer, wenn er der möglichen Fälle gedachte: vielleicht ist das Fräulein nicht mehr frey — vielleicht ist sie nicht Landwirthinn und will es auch nicht werden — vielleicht ist sie überhaupt das nicht, für was ich sie halte — vielleicht ist sie eine Jedermanns-Freundinn — und dergl. mehr. Das letztere vielleicht beunruhigte ihn aber am meisten. Ja, ja, sagt er zu sich selbst, nichts gewisser als dieß! — Hätte sie mir sonst wohl schon in der ersten Viertelstunde so viel schönes gesagt? mir so warm die Hand gedrückt, als ich ihr meinen Namen nannte? — — Doch — bin ich nicht ein mißtrauischer Mensch! — widerlegt er sich selbst. Gereicht ihr nicht die Schwesterliebe, welche den innigen Freund ihres

Bru-

Bruders auch zu dem ihrigen macht, nicht weit mehr zum Ruhm, als zum Tadel?

Aber wer will in zehn langen Tagen aufschreiben, was ein Freywerber in der kürzesten Sommernacht denkt? Seine peinlichste Sorge war indeß, die schon auf übermorgen festgesetzte Abreise des Fräuleins; und doch wußte er keinen Vorwand diese zu verspäten. Zum Glücke aber gefielen sich die beyden Altväter so wohl, daß sich Herr von Stahlfeld schon am folgenden Mittage entschloß, eine volle Woche in Traubenheim zu bleiben. Die Bekanntschaft der beyden Liebenden wurde stündlich vertrauter, und ehe der Abschiedstag herankam war Ernestine von Stahlfeld die erklärte Braut des Barons.

Mit Entzücken hörten die alten Herrschaften von Traubenheim den Entschluß ihres Stammhalters. Ernestine hatte ganz das Herz der Aeltern gewonnen; war so ganz für Landwirthschaft erzogen, und doch auch für die feinere Welt gebildet, daß Gustav Heinrich, durch seine Wahl, nur den älterlichen Wünschen zuvor kam. — Nach einem 10tägigen Aufenthalte begleitete er seine geliebte Braut nach Schwaben.

Gottlieb von Stahlfeld flog mit offenen Armen seinem Vater und seiner Ernestine entgegen; aber wer ihn zuerst an die Brust drückte, war — sein alter Freund Gustav Heinrich! Die angenehme Ueberraschung, so ganz unerwartet, seinen verehrtesten

und liebsten Freund wieder zu sehen, kann man sich denken; aber unmöglich das Entzücken, mit welchem sich die beyden Schwäger umarmten, als der alte Herr von Stahlfeld das Traubenheimer Abentheuer und die daraus entsprungene Verbindung des Fräuleins seinem Gottlieb entdeckte.

Die alten Herrschaften von Traubenheim machten indeß Anstalt, das Traubenheimer Schloß zu räumen und nach Langenhausen zu ziehen, was der alte Herr Gesandte schon längst Willens war, weil ihm die Lage des Langenhäuser Schloßes, wegen eines an den Garten grenzenden Wäldchens, angenehmer, und wegen des vortrefflichen Wassers gesünder schien.

Gegen den Herbst des obengedachten Jahres holte der junge Gutsherr seine geliebte Braut ab, und wurde mit ihr zu Traubenheim öffentlich in der Kirche getraut; denn es war und ist sein Grundsatz: was dem Unterthan heilig und ehrwürdig seyn soll, dessen darf auch der Herr sich nicht schämen!

Ein junger Richard, der vor 2 Jahren seinem alten Vater als Schullehrer beygesetzt worden ist, machte die Anstalt, daß zwey schön geputzte Dorfsmädchen, mit Körben voll Blumen, vor der Schloßthüre den Kirchgang des Brautpaars erwarteten, und vor demselben her den Weg mit Blumen bestreuten. Auf dem Rückwege überreichte die eine der gnädigen Braut einen Kranz, und die andre folgendes vom jungen Richard verfertigte Gedicht:

Nimm

Nimm, edles Fräulein, diesen Kranz,
Den Dir die Liebe windet:
Klein ist sein Werth; doch sagt er ganz,
Was unser Herz empfindet.

Sanft, wie der Thau die Blumen tränkt,
Erquick Euch Gottes Segen:
Geht bis ins Alter ungekränkt,
Auf lauter Blumen = Wegen.

Euch sey das Leben immerdar
So heiter, so beglücket,
Wie der ersehnte Morgen war,
Da wir den Kranz gepflücket.

Mehr Wünsche, als der Blumen sich
Für diesen Kranz gefunden,
Hat jede Pflückerinn für Dich,
Du holde Braut, empfunden.

Schon sehn wir jeden Wunsch voraus
Erfüllet mit Entzücken;
Sehn Kinder schon Dir einen Strauß,
Du edle Gattinn, pflücken.

Sie schmücken Deine Mutterbrust,
Zum Spiel mit kleiner Mühe,
Und hüpfen, Lämmern gleich, vor Lust,
Um ihres Vaters Kniee.

Der alte Herr, Sein edles Weib,
Die herzensguten Leute,
Sehn ihrer Enkel Zeitvertreib,
Und weinen drob vor Freude.

Auch unsre Wangen netzen schon
Die hellen Freuden = Zähren,
Und Gott wird Euch der Tugend Lohn
Auf Erden schon gewähren.

Was Euch den Leidenskelch versüßt,
Was glücklich macht hienieden,
Was wahrhaft gut und nützlich ist,
Sey immer Euch beschieden.

Und geht's Euch wohl: so leben wir
In Eurem Schutz geborgen;
Denn unablässig werdet Ihr
Für unsre Wohlfahrt sorgen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Traubenheim bekommt ein Todtenhaus. Die Familie lebt in ihrem Gustav Heinrich neu auf. Die Leser nehmen von ihm und seinem glücklichen Dörfchen Abschied.

Traubenheims Schicksal beginnt also mit seinem neuen Besitzer auch eine neue Laufbahn. Daß das gute Dörfchen dabey mehr gewonnen als verlohren habe, und daß sich noch manches erhebliche aus dem kurzen Zeitraume erzählen ließe, bedarf wohl keiner Versicherung.

Wir gehorchen indeß der bescheidenen Forderung des jungen Erbherrn, welcher die Geschichte seines Dörfchens gerade in diesem Zeitpuncte geschlossen und keine Sylbe zu seinem Lobe gesagt wissen will.

Nur so viel also von dem kurzen Zeitraume, von Gustav Heinrichs Vermählung bis auf den heutigen Tag! (1792)

Er ist seit 6 Jahren der glücklichste Gatte; und Vater von drey hoffnungsvollen Kindern, zwey Söhnen und einer Tochter. Seine Gemahlinn, eine kluge geschäftige Wirthinn, ganz für das Landleben geschaffen, eine weise unterhaltende Freundinn, eine zärtliche Gattinn und Mutter, geliebt und verehrt vom ganzen Dorfe, versüßt ihm den Mittag, wie seinen Aeltern den Abend des Lebens.

Keine Woche vergeht, in der nicht die Herrschaften von Langenhausen und Traubenheim einander besuchen. Ihre Freuden sind still und häuslich, sind Aeltern- und Kinderfreuden, und ausser ihrem Familien-Kreiße suchen sie fast keine Belustigung, als die: ihre Unterthanen zu beglücken, welche mit unaussprechlicher Liebe ihnen zugethan sind.

Burkhard und Theodore geniesen eines glücklichen Alters, und leben in ihren Enkeln neu auf; nur Agnese von Marschland ist nicht mehr Zeuginn ihres Glücks! Schon seit dem 1788er Jahre schlummert sie in der Traubenheimer Gruft, auf welche viele Thränen geflossen sind. Von einem Theile ihres zurückgelassenen Vermögens, wurden, auf ihren ausdrücklichen Befehl, 2 Leichenhäuser, eines in Traubenheim, und eines in Langenhausen, nahe an den Gottesäckern, errichtet. Beyde Häuser werden von verständigen Eheleuten bewohnt, denen die Bewachung und Besorgung der Todten, bis zum Begräbniß, übertragen ist. Christoph Lieberich, welcher nach seines Vaters Absterben, im Jahre 1787 die Traubenheimer Badstube bekam, hat sie sorgfältig unterrichtet, wie man einen Todten behandeln und auf welche Wahrzeichen man besonders achten müße, um keinen Menschen lebendig begraben zu lassen. Jedes Leichenhaus hat zwey Zimmer, welche hart aneinander stoßen. In dem einen wohnet das Ehepaar, und von diesem geht eine, mit hellen Fenstern versehene Thüre in das andere Zimmer, wohin die Verstorbe-

nen,

nen, nachdem sie noch 6 Stunden in ihrem Bette gelegen haben, gebracht werden. Dieses Zimmer, welches an den Ecken der Decke und des Fußbodens mit Zugröhren versehen ist, wird des Winters allemal mäßig geheitzt, ehe man eine Leiche dahin bringt, und so lange sie da liegt warm erhalten. Zur Bequemlichkeit sind ein Paar Leichenkästen mit Traghänkeln vorhanden, worin die Verstorbenen, in ein Betttuch eingeschlagen, nach dem Leichenhause gebracht werden. Sobald sie dahin kommen, machen der Leichenvater und die Leichenmutter (woferne nur noch die mindeste Hoffnung vorhanden ist) Versuche der Wiederbelebung. Man besprengt die Leichname mit eiskaltem Wasser; kitzelt sie mit der Fahne eines Federkiels in dem Schlunde; reibt sie durchaus mit wollenen Tüchern; bürstet die Fußsohlen; hält ihnen starken Spiritus vor die Nase; drückt in die Augäpfel eine Vertiefung und beobachtet, ob sie von selber sich wieder füllen; ruft mit starker Stimme den Namen in das Ohr — denn das Gehör ist oft noch reitzbar, wenn alle Sinnen die Fühlbarkeit verlohren haben. — Findet sich nach allen diesen Proben keine Spur des Lebens: so bleibt der Leichnam, auf einer besonders dazu eingerichteten Bank, welche oben ein Kopfpult hat, liegen. Man deckt ihn nur leicht zu, und verbindet ihm Mund und Nase nicht, weil dadurch Wieder-Erwachen fast unmöglich gemacht wird. — Bey solchen, die plötzlich dahin sterben; deren Augen noch einige Durchsichtigkeit haben; deren Leib nicht ganz todtenfarbig und steif ist, geht man noch vorsichtiger

zu Werke. Nach allen oben erwähnten Proben, befestiget man an ihren beyden Händen einen Faden, der an eine kleine Schelle geht, welche bey der geringsten Bewegung sich rührt und ein Zeichen gibt. Der Leichenvater und die Leichenmutter mußen nun wechselsweise Tag und Nacht wachen, und den Todten, um welchen des Nachts ein Paar Lampen vom feinsten Oehle brennen, sorgfältig beobachten. Erst dann, wenn der Körper Flecken bekommen hat und sichtbar in die Verwesung übergeht, wird er in einen Sarg gelegt, und aus dem Leichenhause, wohin sich die Anverwandten versammeln, mit Gesang, in den nur etlich - dreyßig Schritte davon gelegenen Gottesacker gebracht.

Die Zufriedenheit der Traubenheimer mit dieser vortrefflichen Anstalt war zwar anfangs so groß nicht, als man gehofft hatte. Die wenigsten entschloßen sich, ihre Todten dahin bringen zu lassen und erduldeten lieber die größten Ungemächlichkeiten in ihren Häusern, ob gleich die neue Anstalt mit gar keinen Unkosten für sie verbunden war, da die Stifterinn derselben auch ein Capital ausgesetzt hatte, von welchem der Leichenvater besoldet und Holz und Oehl unentgeldlich herbey geschafft wurde.

Die Klügern des Dorfes brachten zwar ihre Leichen dahin; aber gewöhnlich nur solche, die sie im Leben wenig geachtet hatten, bis sich im Winter 1791 folgender Zufall ereignete, der das ganze Dorf für die gute Verordnung so sehr einnahm, daß seit der

Zeit

Zeit keine Leiche mehr länger, als die festgesetzten 6 Stunden, in den Häusern behalten wird.

Schulz Wenners jüngste Tochter, ein vom ganzen Dorfe geliebtes Mädchen, hatte im obgedachten Jahre mit Martin Ullmer, *) einem jungen Ortsmanne, Hochzeit gehalten. Beym Abendtanze erhitzte sie sich und fühlte plötzlich Zittern und Schwäche durch alle Glieder. Um die Freuden des Tags nicht zu stören, gieng sie heimlich in ihre Kammer; warf sich aufs Bette; und als man sie nach einer Stunde vermißte, fand man sie starr und leblos auf demselben. — Die Mittel, die man anwandte, waren vergebens: die allgemeine Freude des Tags, war in allgemeines Wehklagen verwandelt, und ehe der Morgen räufte, schlief schon die Braut auf der Baare des Leichenhauses. Mehr als 24 Stunden lag sie hier, ohne das geringste Zeichen des Lebens; als auf einmal die Leichenmutter in der Nacht einen leisen Ton der Schelle zu hören glaubt. Sie weckt ihren Mann, und beyde gehen zum Leichnam. Als sie eine Zeit so da stehn und schon das Schellen für blosen Betrug der Ohren halten, öffnet Marie das eine Augenlid ein wenig. Schnell fangen die Todtenwärter an zu reiben und zu rütteln; bringen sie ohne Verzug in ein dazu vorräthiges Bette, und Marie lebt nach und nach wieder auf. Gott, wo bin ich? ruft sie endlich, als sie sich in einem fremden Zimmer und unter fremden Menschen sieht. Wo ist mein Martin? —

*) s. das vorige Kapitel, S. 560.

In größter Hastigkeit rennt der Leichenvater nach dem Bräutigam, der eben im Bette liegt, und das Kissen mit seinen Thränen benetzt. "Martin, steh auf und sey gutes Muths!" ruft der Freudenbothe durchs Fenster; "deine Braut lebt wieder!" — "Eure Tochter ist wieder am Leben!!" schreyt er wie begeistert vor dem Hause des Brautvaters, zeigt es beym Dorfsarzte Lieberich an, und springt dann wieder zurücke. Vor Schrecken und Freude zitternd, eilt Martin nach dem Leichenhause, und gleich nach ihm kommen die Schwiegerältern; aber alle wissen noch nicht, ob sie geträumt haben oder gewacht. — O du gute Marie! du Herzens-Marie! ruft Martin und schließt seine Braut mit Freudenthränen in die Arme; Die Aeltern verstummen vor Entzücken; Christoph Lieberich gibt der Wiederaufgelebten etwas zur Erholung, und am folgenden Morgen konnte sie schon wieder in ihr Haus gebracht werden. Sie ist bis diese Stunde munter und gesund; ist Mutter eines frischen Knaben und die Freude ihres Martins. Aber wo würde sie seyn, hätte man sie, wie gewöhnlich, in eine kalte Kammer gebracht, ihr Mund und Augen verbunden und sie weniger genau beobachtet? — Schulz Wenner und sein Tochtermann gaben der Leichenmutter zwey Carolins zur Vergeltung; das ganze Dorf aber siehet seit dieser Stunde das Leichenhaus als eine der ersten Wohlthaten an, und der gnädige Herr hat eine Belohnung von 6 Thalern darauf gesetzt, so oft es den Leichenwächtern gelingt, in einem Verstorbenen wieder Leben zu entdecken.

Die-

Diese einzige Geschichte konnte ich nicht unterdrücken, ob sie gleich erst nach der Vermählung des jungen Herrn, mit welcher ich das Buch schließen wollte, sich zugetragen hat.

Und nun
edler, theurer
Gustav Heinrich
von Traubenheim!

Nehmen Sie öffentlich meinen innigen Dank für Ihre Unterstützung, der ich so viele mühevollen Beyträge zur Geschichte Ihres Dorfes und alle die Freuden schuldig bin, welche mir die Zusammenordnung und Erzählung derselben verursachet hat. Ob die Geschichte selbst lehrreich sey, steht wohl eben so wenig im Zweifel, als die Behauptung, daß Traubenheim in jedem Anbetrachte Muster ist, und von Ihrer Hand, edler Bauernfreund, nur noch die Vollendung erwartet; Ob ich aber auch einen Ton gewählt habe, der dem gescheidern Theile des Landvolks verständlich, und dennoch dem Manne von Geschmack nicht widerlich ist; ob ich in einer Geschichte, die mehr als anderthalb hundert Jahre begreift, nicht an vielen Orten zu trocken war, um mich nur kurz zu fassen; ob ich in lebhaften Stellen immer die rechte Haltung getroffen und durchgängig die eingeschränkte Empfänglichkeit und die Bedürfnisse des Volkes beherziget habe — das müssen Kenner entscheiden.

So viel weiß ich indeß, daß ich die Fähigkeiten des bessern Theils meiner Gemeine ins Auge gefaßt habe. Sie steht, wenn ich sie nicht falsch beurtheile,

le, in einem solchen Mittel, daß ich sie bey einem Buche, das zunächst für das Volk, und zwar für die bessere Hälfte bestimmt ist, mit Grund zum Maaßstabe nehmen durfte.

Was die Geschichte selbst betrifft: so hätte ich freylich noch manche Begebenheit einzelner Menschen benützen können, durch welche vielleicht das Buch an Lehre, Warnung und Trost würde gewonnen haben; aber, wenn es eine Geschichte des Dorfes seyn sollte: so mußte ich mich schlechterdings nur auf solche Begebenheiten einschränken, welche, mittelbar oder unmittelbar, einen Einfluß auf das Ganze hatten. Dieß zur Entschuldigung, wenn ich von manchen vortrefflichen Beyträgen keinen Gebrauch gemacht habe! Ueberdieß hat das Werkchen ohnedieß eine Ausdehnung erhalten, bey welcher es unmöglich so wohlfeil als ein Calender seyn kann; aber ich rechne darauf, daß wenn es zweckmäßig befunden wird, gewiß auch Menschenfreunde sich finden werden, die es aus eigenen Mitteln kaufen, und dem Volke, für welches es zunächst geschrieben ist, in die Hand bringen.

Freylich habe ich auch eine meiner Mitabsichten auf die gebildetern Leser gerichtet, und auch diesen, wo möglich, in einer ländlichen Geschichte zu gefallen gesucht; aber welcher Büchermacher träumt nicht vom Gefallen und Nutzenstiften? Vielleicht wird an meinem Werkchen erfüllt, was einst Goldsmith *)

sei-

*) In der Vorrede zu seinem Landprediger von Wakefield.

seinem Landprediger von Wakefield fälschlich geweissagt hat:

"Diejenigen, welche nur für die große Welt eingenommen sind, werden sich mit Verachtung wegwenden von der Einfalt dieses ländlichen Caminfeuers; und Leute, bey welchen Zotenreißerey für gute Laune gilt, werden keinen Witz finden in diesen unschuldigen Unterhaltungen, so wie diejenigen, die einmal gewohnt sind, der Religion zu spotten, über einen Mann lachen werden, dessen Haupttröstungen hergenommen sind aus einer künftigen Welt!" —

Doch — hätt' ich auch das von allen zu fürchten, die sich zur größern Welt rechnen: so träfe mich gewiß dieses Schicksal in Langenhausen und Traubenheim nicht!

Marktbreit,

gedruckt bey Johann Valentin Knenlein.

B. S. B.
MÜNCHEN

Druckfehler.

S. 99 Z. 20. Reginens l. Rosinens. S. 107. Z. 2 u. 3 v. u. lies schadhaften und jedem. S. 139 Z. 3. Marter l. Marder. S. 156 Z. 9. Lob-reden l. Lobrede. S. 158 Z. 6. ausgeführke l. ausgeführte. S. 165 Z. 14. war l. waren. S. 218 Z. 11. grauß l. krauß. S. 259 Z. 10. nach Junge — setze: sagte dieser. S. 351 Z. 14. Eingelänke l. Eingelenke. S. 386 Z. 19. nun l. nur. S. 433 Z. 2. Jahr l. Jahre. S. 452 Z. 15, sollte das ! nach Gewehr stehn. S. 454 Z. 2 v. u. jeden l. jedem. S. 478 Z. 4. Weihnachtsgesange l. Weihnachtgesange. S. 486 Z. 3 v. u. Ortmanns l. Rüdigers.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand, 1759-1839

Geschichte des Dörfleins Traubenheim fürs Volk und für Volksfreunde

Bd.: 2

Nürnberg (1794)

P.o.germ. 2094 l-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10130142-6
VD18 80221017-001